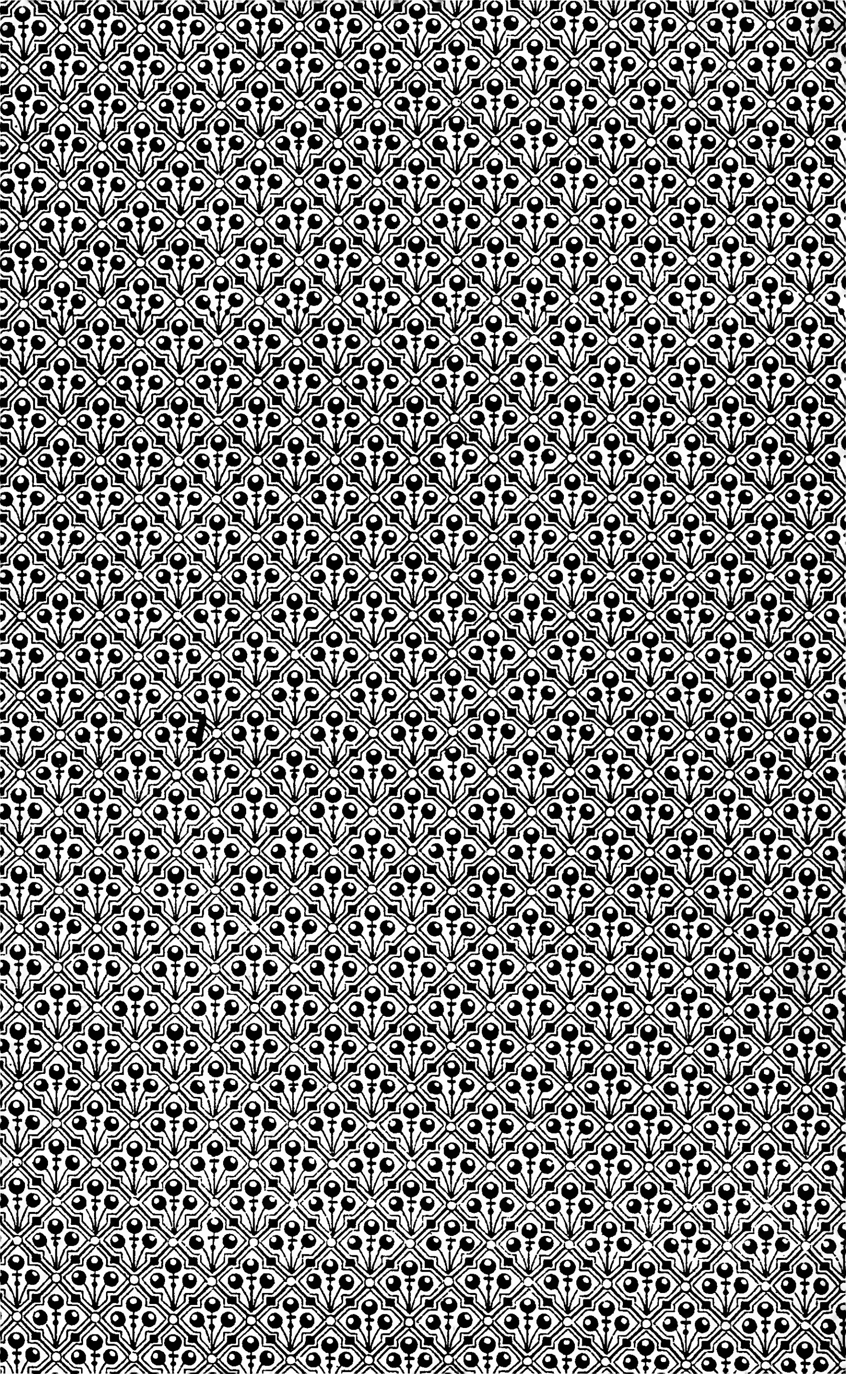

Maximilian Schmidt.
Meine Wanderung
durch 70 Jahre
I. Teil.



Maximilian Schmidt's

Gesammelte Werke.

Volksausgabe.

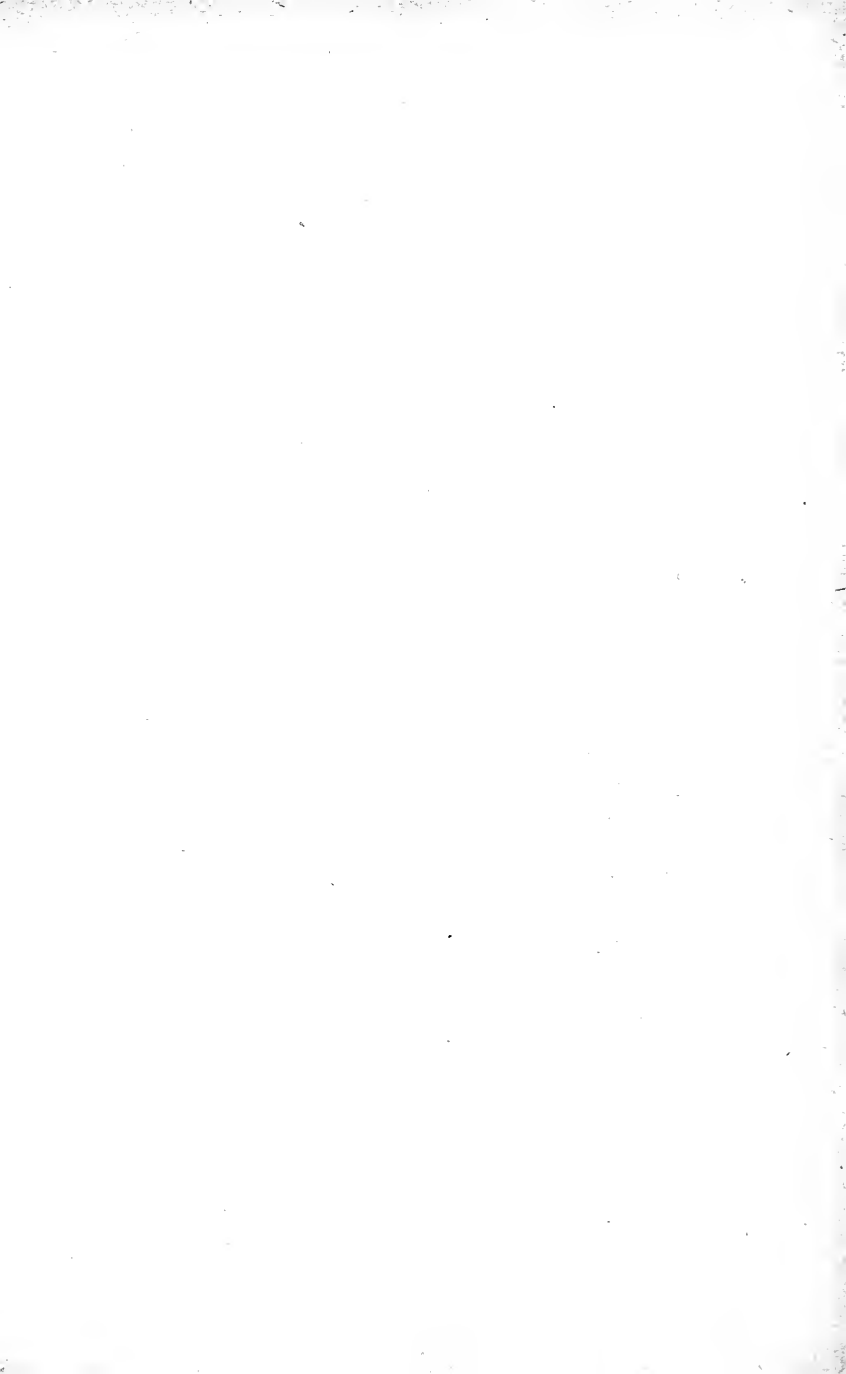
Einundzwanzigster Band.

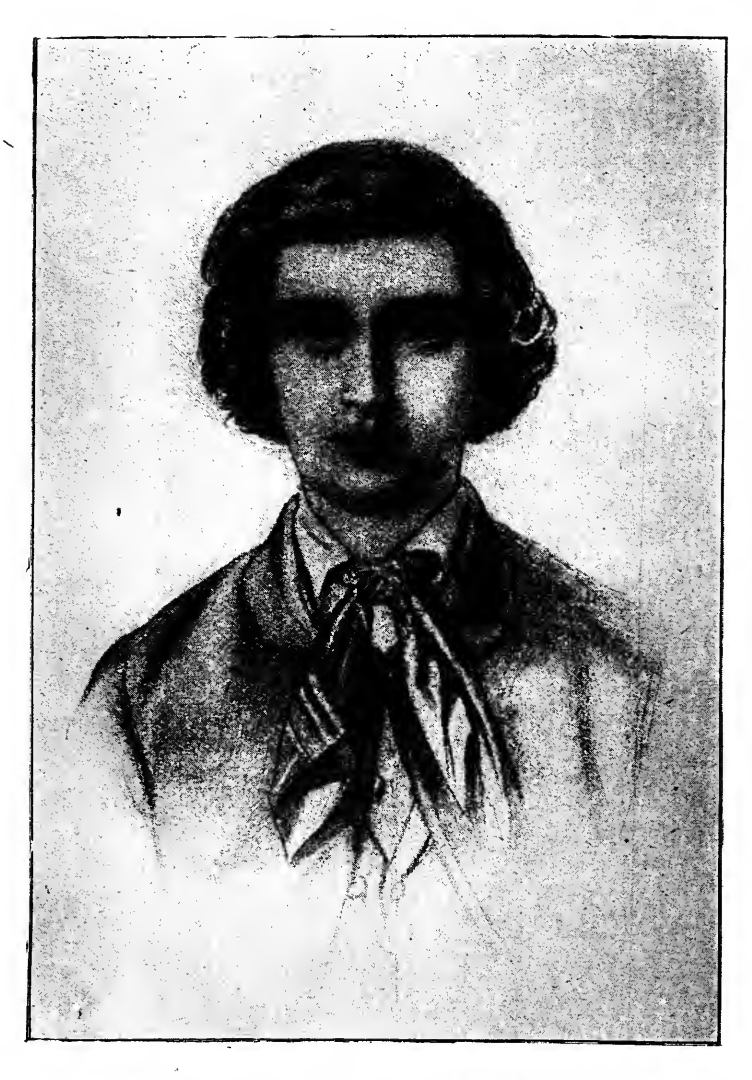
Meine Wanderung durch 70 Jahre.

Erster Teil.



Reutlingen.
Druck und Verlag von Enßlin & Laiblin.





Maximilian Schmidt als Polytechniker (1849).

Meine Wanderung durch 70 Jahre.

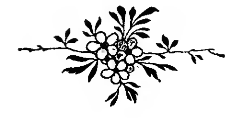
Autobiographie

von

Maximilian Schmidt.

Erster Teil.

1.—5. Auflage.



Reutlingen.
Druck und Verlag von Enßlin & Laiblin.

Vorwort.

Am 25. Februar 1899 feierte ich meinen 67. Geburtstag. Meine Familie brachte mir neben den üblichen Wünschen auch den entgegen, endlich mit Niederschreiben meiner Memoiren zu beginnen. Auch mehrere meiner Freunde drangen in gleicher Weise in mich. Nun, man schlägt an einem solchen Tage nicht gerne etwas ab und ich versprach, mich sofort frisch an die Arbeit zu machen. Welcher Tag wäre auch geeigneter, eine Rückschau zu halten auf Elternhaus und Jugendjahre. Freilich, lang, lang ist es schon her, aber ich habe treu alles in meinem Gedächtnisse verwahrt und glaubte recht vieles niederschreiben zu können, was von Interesse ist und hoffte, da ich diese Arbeit nur nebenbei besorgen konnte, bis zu meinem 70. Geburtstage damit fertig zu werden. Vielleicht kam ich damit auch dem Wunsche meiner freundlichen Leser entgegen, insofern sie die Entstehung der Werke zu erfahren wünschen, welche ihr Interesse erweckt haben und auch über das Leben des Autors näheres hören möchten. So entstand diese meine „Wanderung durch 70 Jahre", der hinwieder eine glückliche Wanderung durch die deutsche Lesewelt beschieden sein wolle.

München, im Februar 1902.

Maximilian Schmidt.





1. Elternhaus und Jugendjahre.

„Es war im Böhmerwald,
Wo meine Wiege stand —
Im schönen, grünen Böhmerwald!"

In Mitte des historisch merkwürdigen Passes Furth-Neumark-Neugedein, welcher durch die breite Oeffnung im böhmisch-bayerischen Bergkranze zwischen dem doppelgezackten Osser und dem Czerkowgebirge gebildet wird, liegt am Zusammenfluß des Chambs und Freibachs auf bedeutender und teilweise steil abfallender Höhe der Marktflecken Eschlkam. Einst war dies eine Grenzveste zur Verteidigung des Passes, woran noch die Burgen von Furth, Neukirchen und Kleinaigen nebst der damaligen Grenzfahne, welche die Bürger dieser Orte und der Dorfschaften stellten, teilnahmen, während auf böhmischer Seite die befestigte Stadt Taus und die Festen Riesenberg und Herrnstein gegenüberstanden. Diese Gegend war einst der blutgetränkte Schauplatz heißer Kämpfe und grimmiger Befehdung zweier feindlicher Nationen. Jetzt ist sie gesegnet mit schönen Ortschaften und wohlgepflegten Feldern und statt der Heereszüge belebte bis zur Epoche der Eisenbahnen

ein großartiger Güterverkehr die über Eschlkam führende Hauptstraße von Böhmen nach dem Reiche. In Eschlkam (dieses gehört zum Kreise Niederbayern und zählt an 600 Einwohner) war ein bayerisches Zollamt und fand hier die Zollrevision statt. Diesem Amte stand mein Vater Adalbert Schmidt als Zollbeamter vor. Zur Zeit der

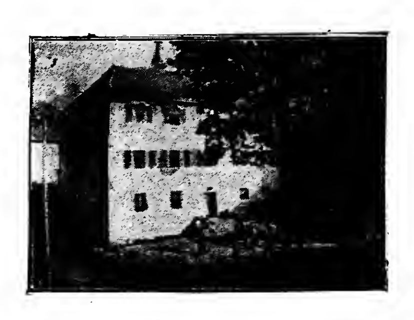


Eschlkam, M. Schmidts Geburtsort.

Freiheitskriege Offizier bei den freiwilligen Jägern, trat er später in den Zivildienst und zwar zum Zolldienst über und kam nach mehreren anderen Posten nach Eschlkam. Ende der Zwanziger Jahre holte er sich seine Landsmännin, Karoline Karg, die Tochter des fürstlich Kemptischen Hofrats und Kabinetsrats in Kempten als Gattin und ich erblickte, nachdem bereits ein Erstgeborener Namens „Adalbert“ vorhanden, als zweiter Sohn das Licht der Welt

am 25. Februar 1832. Zwei Jahre später folgte eine Schwester „Mathilde“ und dann noch eine solche „Konstantine“, die aber alsbald wieder das Zeitliche segnete.

Unter solchen Umständen hatte die gute, feingebildete Mutter nicht lange Zeit, über die veränderte Lage nachzudenken, in welche sie aus dem Kreise ihrer Verwandten und Freundinnen herausgerissen, gekommen war — von einer prächtig gelegenen Stadt in einen Grenzort im Böhmerwalde, den man damals nur mit dem Namen „Bayerisches Sibirien“ bezeichnete.



M. Schmidts Geburtshaus.

Aber die junge Frau fühlte sich glücklich in ihrem neuen Heim. Dazu kam, daß sie ein reges Verständnis für landschaftliche Schönheiten hatte, sie hatte als Mädchen mit Vorliebe landschaftliche Bilder gemalt, und konnte sie jetzt dieser Kunst auch nicht mehr nachhängen, weil die Hausfrau und Mutter sie in Anspruch nahmen, so gewährte es ihr doch süßen Genuß, die prächtigsten Motive in ihrer unmittelbaren Nähe bewundern zu können. Ein Blick von ihrem Zimmer zeigte ihr ja schon ein geradezu bezauberndes Bild, nämlich das Chambthal; durch saftig grüne Wiesen fließt der fischreiche Bach, dicht mit Erlenbäumen und Gebüsch an beiden Ufern besetzt; von Osten kommend ergießt sich der rasche Freibach in den Chamb, drei idyllisch gelegene Mühlen treibend. Das grüne Thal begleiten zu beiden Seiten mit Feldern und kleinen Wäldchen bestockte

Hügel. Rechts erblickt man das hochgelegene Dörfchen Kleinaigen mit seinem Schlosse, fast ganz in Obstbäumen versteckt, welche im Frühling, wenn die Apfelblüte prangt, einen wundervollen Anblick gewähren. Die breite Hochstraße nach Furth durchzieht wie ein weißes Band weithin sichtbar die Landschaft. Ein reges Leben herrschte auf dieser Straße. Hunderte von Frachtwagen, mit vielen Pferden bespannt, verkehrten auf derselben. Der ganze Thal- und Hügelkessel aber wird in weiterer Ferne umgrenzt von den tannendunklen Gebirgsstöcken des Hohenbogen, der Oberpfälzischen Berge und dem Czerkow, ein Bild im großartigsten Stile. Wenn die untergehende Sonne diese Waldberge mit einem violetten Schleier umgiebt, die Wiesen gelblich grün herausleuchten und die Wasser des Chambs und Freibachs silbern heraufglitzern: dann vergaß die junge Frau wohl die hohen Gebirge des Allgäus, für die sie sonst geschwärmt, und fühlte sich glücklich in dem neuen Heim — das ihr als ein Sibirien geschildert worden war. Dazu kam das stets heitere Temperament, das herzfromme Gemüt, welches ihr eigen und die Verehrung, welche ihr von allen Leuten zu teil wurde. Ich kann es mir nicht versagen, schon jetzt das Gedicht anzuführen, welches ich zu ihrem letzten Geburtstage verfaßte und das am besten besagt, was sie mir gewesen, zugleich auf meine erste Jugend das beste Licht wirft.

An meine Mutter

zum 57. Geburtstage am 1. April 1857.

Mutter! Liebend gedenk dein ich, von dir entfernt,
Denke, Liebliche, deiner oft.

Kein Gebet mich erfüllt inniger, denk ich dein
Und der rosigen Jugendzeit.
Denn du pflanztest mir einst deine Gefühle ein;
Was erhaben und schön und groß,
Lehrtest kennen du all tändelnder Weise mich
Und belebtest in mir das Lied.
Wenn vergangene Zeit rufet mein Geist zurück,
Schöne Bilder der Knabenzeit,
Schau ich grünende Flur, lachender Blüten voll,
Und die Fluren umwandeln mich,
Von dir, Mutter, geführt, liebend belehrend mich,
Wie der Blüten geheime Sprach
Jedem Herzen ertönt, jedem, das rein und gut!
Schau ich fröhlich an deiner Hand
Mich am traulichen Bach, lauschend dem Wellenschlag
Und der Harfe des Wassermanns —
Und der Nymphen Gesang, abends im Mondenschein, —
Schau im schattigen Tannenwald
Mit entzückender Lust toben mich wild umher
Und am lieblichen Vöglein Sang
Mich so innig erfreuen, wie an des Echos Schall
Oft mit Schaudern ergötzen mich,
Wenn gerufen das Wort wieder gerufen kam.
Selbst der Toten geweihten Ort
Lehrtest lieben du mich; maltest den Tod so schön
Für ein frommes Gemüt! Nicht Furcht,
Friede fühlte mein Herz, abends von dir geführt
Durch des Friedhofes Gassen still. —
Wenn am Bette du bliebst, trauliche Märchen mir
Nach dem Abendgebet ersannst
Bis in Schlummer ich sank — schlief ich so friedlich ein —
Sagtest du mir ja „gute Nacht!“ —
O du köstliche Zeit — glückliche Kinderzeit!
Ach wie gerne denk ich zurück
An die Tage der Lust, Freuden noch ungetrübt
Blühten reichlich mir dort so schön
Und als ewigen Lenz wähnte das Leben ich!

Glücklich jener fürwahr, dem froh
Seine Kindheit entflieht! Reineres Glück als da
Bietet nimmer das Leben ihm.
Nur ins kindliche Herz ziehet der Freuden Schar
Selig wechselnd stets aus und ein.
Dem Erwachsenen blüht nie ein vollkommen Glück!
Doch, wenn lange entflohen schon
Jene Zeiten so schön — Eines entfliehet nicht:
Treue, innige Mutterlieb!
Und so blühet auch mir dieses erhabene Gut,
Das verlassen mich nie und gleich
Blieb in Glück mir stets, reichlich erhöhend nur,
Und in stürmischen Tagen gleich,
Wo ich wankte und mir zitternd das Herz gebebt.
Doch es sendete Mutterlieb
Trost, Vertrauen und Mut, Hoffnung und Stärke mir,
Daß verstummte der böse Sturm
Und der Friede aufs neu wieder mir zugethan. —
O du teuerstes, höchstes Gut,
Sei ein leuchtender Stern treu durch das Leben mir,
Sei mein schützender Talismann!
Wie auf blumiger Au einstens du mich geführt,
Und dein mütterlich Aug besorgt
Jedem Schritte gefolgt, liebend bewachend mich,
Einem schützenden Engel gleich:
So geleite fortan treue dein Segen mich
Auf dem rauheren Lebenspfad,
Und erhellet ihn oft, dunkel vom Mißgeschick.
Dir doch blühet des Sohnes Dank,
Blühet innige Lieb, wurzelnd im tiefsten Herz,
Nie verwelkend und ewig grün.
Und wenn wirklich es wahr, möge es wahr doch sein,
Daß der Mutter das größte Glück
Kindesliebe und Dank, dies der schönste Lohn:
Zu beneiden dann bist du wohl,
Denn nicht inniger liebt' jemals ein Kind, als dich,
Mutter, teuerste, liebt dein Sohn. —

Es war mein letztes Geburtstagsgeschenk. Die Mutter starb am 17. Nov. 1857.

Diesen Versen nach zu schließen, könnte man glauben, ich wäre ein musterhaft sanftes Bürschchen gewesen. Dem ist aber nicht so. Wohl konnte ich in einer glücklichen Kindheit, behütet von treusorgenden Eltern, an der Seite meiner Geschwister, inmitten einer mit Naturschönheiten reich begabten Landschaft und eines kernhaften Volkstums für Phantasie und Herz mannigfache lebendige und tiefhaltende Eindrücke und Anregungen gewinnen, die für mein späteres Dichten und Schaffen maßgebend wurden. Aber ich war trotz meines weichen Gemütes ein unbändig lustiger, ja geradezu ein böser Bub. Die bösesten Schlingel waren meine besten Freunde; ich war sogar der Anführer, wo es galt, etwas zu erreichen, waren es die reifen Birnen eines Gartens oder ein Kampf mit den Buben der nachbarlichen Dörfer. Ein Loch im Kopf, Risse in den Kleidern waren oft die Trophäen, die ich nach


M. Schmidts Mutter.

Hause brachte, wo der etwas strenge Papa ein Nachspiel explizierte, so sehr auch die Mama bedauerte. Bei allem wollte ich mitthun. An den Tagen vor Allerseelen gehen die ärmeren Kinder in den Häusern herum, um „Seelenwecken“ zu betteln. Ich zog meine Stiefel aus, nahm einen zerrissenen Flaus eines Kameraden, eine Zipfelmütze über die Ohren und einen Sack über die Schulter und bettelte flott mit, bis der Vater davon erfuhr und mir, ohne darum gebeten zu sein, reichliche Gaben mit dem Ochsenfisel zu teil werden ließ.

Beim Fronleichnamsfest schlug ich mich um die Ehre, einen Edelknaben machen zu dürfen, deren sechs den „Himmel“ begleiten mußten. Als einmal der Bischof zur Firmung kam, machte ich den „Engel voraus“ in goldbrokatener Gewandung. Bischof Valentin sah mich eine Zeitlang an, dann sagte er: „Das ist aber ein schwarzer Engel!“ (ich war von dunkler Gesichtsfarbe und hatte lange, kohlschwarze Haare.) Der Pfarrer setzte hinzu: „Er ist der mutwilligste Bub der Pfarrei, mehr Teufel als Engel!“

Diese Aeußerung sollte von Folgen sein. Ich hatte alle möglichen Angewohnheiten, einmal blinzelte ich fortwährend mit den Augenlidern, dann riß ich den Mund himmelweit auf, und wiederholte dies in beängstigender Weise, besonders in der Kirche, wo ich mit den andern Buben am Speisegitter Platz nahm. Mein Mundaufreißen beobachteten die nebenan knieenden Betschwestern und diese waren bald darüber einig, daß ich vom Teufel besessen sei. Hatte es doch schon der Pfarrer gesagt und der Bischof angedeutet: kurz, es redete sich herum, daß ich das „Maul“ nur deshalb so ungeheuerlich aufreiße, um dem bösen Feind eine gehörige Oeffnung zu machen, zum

herausfahren. Die verständigen Leute lachten freilich, aber mein Vater trieb mir den Teufel aus; er gewöhnte mir die Untugend nach und nach ab. Fragt mich nicht, wie! — Einmal überfiel mich eine wahre Wut, Schuster zu werden. Da die Eltern kein rechtes Einsehen hatten, nahm ich mein kleines Stühlchen und eilte damit zum Schuster, den ich bat, er möge mich als Lehrbuben aufnehmen. Der freundliche Mann räumte mir sofort, scheinbar auf meinen Wunsch eingehend, einen Platz auf der Werkstätte ein und gab mir einige Sohlen zum klopfen. Ich schlug aus Leibeskräften darauf und als um 11 Uhr gegessen wurde, verzehrte ich mit Wollust das Gericht Scharrnblattln und saure Milchsuppe. Aber ich sollte Nachmittag nicht mehr schustern dürfen. Der Vater kam, mich zu holen — aus war's mit der Schusterei. Das A-B-C und das Einmaleins traten an mich heran. Ich riß mich nicht um diese, aber ich zerriß die Fibeln und andere Büchlein, als wollte ich dem Verleger zu neuen Auflagen verhelfen, und in der Schule selbst saß und kniete ich mehr auf dem Boden, als auf der Bank, die aber nicht weit vorne ihren Platz hatte.

Dagegen schlug ich mich stets um den vordersten Platz, wenn fahrende Komödianten im Saale oder im Stadel des Wirtes ihre Kunst produzierten. Dies geschah erst durch Marionetten, Pimperln, auch Lipperln geheißen, welche von oben mittelst Schnüren in Bewegung gesetzt wurden. Es wurde meist „Dr. Faust" gespielt. Die lustigen Teufel gefielen mir da am besten mit samt dem Hanswurst. Die verschiedenen Figuren, aus Holz geschnitzt und in bunte Lappen gehüllt, (die Teufel natürlich schwarz mit roten Zungen und roten Augen) standen tagsüber an den

Fenstern, um das Publikum anzulocken. Ein Trommler, als Bajazzo gekleidet, trommelte vor Beginn der Vorstellung durch den Markt und lud zum Besuche des Schauspiels ein: „Heran, ihr Leute! Gleich beginnt das große Drama „Faust und Mefistafel." Personen: der König und die Königin von Portugalo. Doktor Jan Faust und sein Lakai Wagner. Mefistafel und einige andere Teufel. Kasperle. Die schöne Helena. Zwei Rüpel und einige Erscheinungen. Kommt und seht!"

Der Gang der Handlung, jedenfalls einem alten Komödiebüchel entnommen, das schon Goethe als Quelle mitbenützt haben mag, war folgender:

Beim Oeffnen des Vorhanges sitzt Faust in mittelalterlicher Rittertracht vor einem großen Buche und studiert; er ist unzufrieden mit sich und der Welt, er will sich dem Teufel verschreiben, aber ein guter Engel zur Rechten warnt ihn, während links ein böser Geist auftritt und die Oberhand behält. Nun erscheint der „Lakai" Wagner und meldet zwei fremde Studenten, welche durch des Doktors Ruhm angelockt, ihn zu besuchen und zu sprechen wünschen. Während Faust abgeht, um sie zu empfangen, tritt Kasperl, die lustige Figur auf, und macht seine Witze, guckt in das aufgeschlagene Zauberbuch und setzt sich auf dasselbe, um vielleicht durch diese Gebärde den Sinn der lateinischen Schrift zu enträtseln. Hierüber gerät er mit dem herbeigekommenen Wagner in Streit. So schließt der erste Akt.

Im zweiten Akt ist Faust tief im Walde beschäftigt, einen Zauberkreis zu machen; dann wird der schnellste Teufel zitiert; der erste „Pik" genügt nicht; dagegen findet Mefistafel, welcher in einer Minute von Persien nach Böh-

men durch die Luft gesaust ist, den Beifall des Doktors. Er wird auf 36 Jahre als Diener angenommen, wogegen Faust folgende 5 Punkte eingehen muß. Erstens, er darf niemand etwas borgen. Zweitens darf er nie in die Kirche gehen; drittens kein Almosen reichen; viertens sich nicht verheiraten und fünftens muß er den Kontrakt mit seinem Blute unterzeichnen, das ihm Mefistafel aus der Hand saugt. Auf der dadurch entstandenen wunden Stelle erscheinen die warnenden Worte: „Homo fuge!“

Kasperl kommt auch in den Wald und erblickt den Zauberkreis, den er für einen Vogelherd hält. Er steigt hinein, um Vögel zu fangen. Auf sein „Perliko! Perloko!“ erscheinen die Teufel, die er für große Eulen hält und zum Spaß zitiert und wieder verschwinden läßt, je nach dem Rufe „Perliko! Perloko!“ Schließlich flüchtet er vor den ergrimmten Teufeln, indem er den Zauberkreis auf dem Rücken mit fortnimmt.

Im dritten Akt tritt Kasperl bei Faust in Dienst, der zum König von Portugalo, dessen Land auf einer großen Insel liegt, gereist ist. Kasperl setzt ihm nach, indem er auf Mefistafel dahin reitet. Dieser läßt ihn in der Hauptstadt Portugalo gerade vor dem König und dessen versammeltem Hofe niederfallen. Faust, als Zauberer berühmt, macht vor dem Herrscher seine „Kunsti.“ Er läßt Alexander den Großen und die schöne Helena erscheinen. Beide kommen mit Pferdefüßen, ersterer in der Tracht eines alten böhmischen Herzogs, letztere als Türkin gekleidet. Auch Goliath und David erstehen aus ihren Gräbern, um sich vor dem König zu produzieren.

Im vierten Akt werden ebenfalls verschiedene Zaubereien getrieben, bis Faust, der das Ende seines Kontraktes

herannahen sieht, die Reue überkommt. Mit vielem Widerstreben holt Mefistafel das Bild des Heilandes aus Jerusalem, vor dem Faust in langem Gebete niederkniet. Auf alle mögliche Art suchen ihn Teufel aus seiner Andacht zu schrecken, aber ein guter Engel steht ihm bei. Da Mefistafel die schöne Helena bringt, verleitet diese Faust wieder auf die Bahn des Lasters.

Im letzten Akt ist die Dienstzeit Mefistafels abgelaufen. Achtzehn Jahre sind vorüber und da der böse Geist auch die Nächte gedient hat, so ist Faust um die Hälfte der Zeit betrogen. Nur wenige Stunden bleiben ihm noch und schauerlich tönt die Glocke, welche anzeigt, wie die Frist allmählich verrinnt. In seiner Herzensangst verschließt sich Faust in sein Studierzimmer und mietet zwei kräftige Burschen, die zwei „Rüpel", die für ihn wachen und deren derbe Fäuste den Mefistafel zurücktreiben sollen. Sie geraten zuerst unter sich und dann mit letzterem in einen heftigen Streit. Kasperl ist unterdessen Nachtwächter geworden und ruft die Stunde aus, und als der Ton der Mitternachtsglocke verhallt ist, da ergreift Mefistafel den Doktor — die Wächter sind eingeschlafen — und führt ihn zur Hölle. Die Wächter aber, ergrimmt darüber, daß sie um ihre Zahlung geprellt sind, lassen ihren Zorn an einem Juden aus, den sie tüchtig durchprügeln.

Einige Jahre später wurden die Policinelli mit wirklichen Menschen vertauscht. Die Leidensgeschichte der Genovefa, Hirlanda, das Leiden Christi wurden aufgeführt.

Ich war ganz Komödiant geworden, quälte die Mutter, daß sie mir Puppen mache und spielte dann mit Hansl und Gretl, indem ich sie, an Schnüren befestigt, vom Dachfenster auf die Straße hinab tanzen ließ. Das

that ich einmal während eines Leichenbegängnisses, welches ich nicht sah, weil das Dachfenster etwas zurück lag. Die Leidtragenden hielten in ihrem Jammer inne und sie samt dem Pfarrer lachten.

Während der langen Winterabende wurden dem Vater von der Mutter Walter Scotts Romane vorgelesen. Ich lauschte mit Begierde diesen schottländischen Dichtungen, deren Schauplatz ich in meiner Phantasie nach dem Böhmerwalde verlegte und mit deren Gestalten ich die verfallenen Herrensitze und stolzen Ruinen in der Nähe belebte. Nachts saß ich oft mit angehaltenem Atem im Bette auf, wenn mich Flintenschüsse aus dem Schlummer schreckten, welche in der Regel einen Kampf der Schmuggler mit den Grenzwächtern bedeuteten.

Ich erinnere mich, daß der Vater während jener Vorlesungen aus getrocknetem Fichtenholz schmale, etwa einen halben Schuh lange, bandartige Spreißel spaltete, welche dann bündelweise an einem Ende in flüssigen Schwefel getaucht wurden. Sie dienten damals als Zündhölzer. Man hatte ein Gefäß mit Zunderschwamm; die Funken, welche mittelst Feuerstein und Stahl durch Schlagen erzeugt wurden, brannten den Schwamm an; hielt man nun das geschwefelte Hölzchen daran, so entzündete es sich und man hatte die gewünschte Flamme. Von unseren heutigen Streichhölzchen wußte man noch nichts. Da sie aber bekannt wurden, ging es wie mit der Einführung der Stahlfedern, man war der Neuerung nicht hold und erst nach und nach — sehr langsam bequemte man sich zum Bequemeren.

Kam der Mai mit seinen Herrlichkeiten, den bunten Blumen auf den Wiesen und den Blüten auf den Bäumen,

den prächtig geputzten Maibäumen, mit Amselsang und Finkenschlag, so jubelte ich froh hinaus in das herrliche Land. Da fanden sich dann auch die Choden in ihren malerischen Trachten ein, welche in großen Trupps aus der Gegend von Taus nach Neukirchen beim hl. Blut wallfahrteten. Dabei sang ein voranschreitender alter Chode in weißem Rocke und breitkrempigem niederem Hute vor und alle andern in hellklingenden, prächtigen Stimmen nach. Gleich vor unserem Hause lagerten sie sich am Boden, nahmen aus ihren um den Rücken gebundenen Tüchern Proviant hervor, der aus Brot und Topfen bestand, und verzehrten ihn. Dann setzten sie psalmensingend ihren Weg fort. — Ich gab ihnen stets lange das Geleite und verfolgte sie sinnend mit meinen Blicken, so lange ich ihren Gesang hören konnte.

Musik und Gesang hatten überhaupt auf mich eine großartige Anziehungskraft.

So lauschte ich stets mit Lust den Tanzweisen, welche ein alter Weber mit seinem Sohne zu den sonntäglichen Tanzunterhaltungen beim Wirte spielte. Die Instrumente bestanden teils aus dem Dudelsack, teils aus einem Cymbal mit Klarinette. Hackbrett nannte man ersteres. Erst etwas später bildete sich eine kleine Musikkapelle.

In den Rockenstuben, die ich hin und wieder mit unserer Köchin besuchen durfte, hörte ich dann Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten, aber auch herrliche Volkslieder, die ich mir ebenso fest einprägte, wie die Märchen und Sagen, die nirgends üppiger vorhanden sind, als im „Walde“, und von denen die Gebrüder Grimm gar viele in ihre Sammlung aufgenommen. Die alte Nandl, eine Näherin, wußte besonders viel zu erzählen. Ich plagte sie

viel darum — ja noch in späteren Jahren, als ich meine Volkserzählungen zu schreiben begann, war sie die Hauptquelle meiner darin enthaltenen Sagen und Märchen.

Aber noch eine Person suchte meine Wißbegierde zu befriedigen, nämlich das „Rittermargerl", eine hochbetagte Jungfrau, welche im alten Schloßgebäude am Friedhof wohnte, an zwölf Katzen hatte und eine ganz merkwürdige Person war. Sie war immer noch nach der Mode der Empirezeit gekleidet und hatte stets einen Ridikül am Arm, aus welchem ein langes Glas mit Kölnischem Wasser hervorragte. Sie kam vor vielen Jahren nach Eschlkam und mietete sich in dem von dem alten Schlosse noch übrig gebliebenen Flügel ein. Dieser grenzte an den Freithof. Von letzterem aus führte eine Treppe zu dem oberen Stocke des alten Gebäudes, den die Alte mit ihren Katzen inne hatte. Das Margerl war, wie schon erwähnt, Jungfrau. Einmal soll ihr ein galanter Offizier einen Kuß auf die Lippen gedrückt haben und sie wischte sich diese wund, um dort eine neue Haut zu erhalten. Sie war die Tochter eines hohen Beamten, ein Bruder von ihr war Staatsrat und sehr reich; auch ein zweiter Bruder war in hoher Stellung. Sie war sehr vermöglich, hatte aber mit niemand Verkehr. Neben ihrer Wohnung ließ sie sich eine Gruft bauen und sah so in ihrer selbstgesuchten Einsamkeit dem Tode entgegen. Ihr ganzes Interesse beschränkte sich auf ihre Katzen. Für diese fertigte sie Bettchen und behandelte die Tierchen wie kleine Kinder. Mit ihnen schwatzte sie, ihnen sang sie vor und spielte und scherzte mit ihnen. Nahm eines einmal Reißaus, so suchte sie laut schreiend und weinend darnach und wäre es mitten in der Nacht gewesen. „Katziminnerl! Katzimannerl!" tönte es dann

klagend durch die stille Nacht. Oft vernahm ich diese Klagelaute von meinem Schlafzimmer aus. Mich hatte sie sehr lieb. Ich durfte sogar einmal in ihre Wohnung und da zeigte sie mir herrliche Dinge. Als ich einen flüchtigen Blick in die Nebenkammer machen konnte, sah ich einen Sarg, welchen sie sich lange Jahre vor ihrem Tode besorgt hatte. Als dieser, ich glaube, sie war über 90 Jahre alt, eingetreten, ward sie mit großem Pomp begraben, da sie auch die Trauer-Ornate für die Priester längst hatte machen lassen. Der Kirche vermachte sie ihr Vermögen.

Außer mir erfreute sich noch ein junges, bildschönes Mädchen der Gunst des alten Margerl, das aus betrogener Liebe plötzlich irrsinnig geworden war. Dieses Mädchen trieb sich oft singend auf dem Freithof umher. Ich kletterte auf die Mauer, welche unsern Garten vom Friedhofe trennte, hinauf und lauschte dann dem Gesange der Irren, die auch öfters nach der immerhin zwei Stunden entfernten Ruine Lichtenegg wanderte und dort auf den Ruinen das Schloßfräulein spielte, von dem man sich erzählte, daß es mit einem goldenen Kamme das lange Haar kämme und dabei schaurig süße Lieder singe. (Idee zu meiner Erzählung: „Das Fräulein von Lichtenegg.")

Zu jener Zeit wirkte auch ein anderes Vorkommnis mächtig auf mein jugendliches Gemüt. Die rote Ruhr raffte in den nahen Dörfern ganze Familien dahin. Furcht und Schrecken herrschten überall. Ein reicher Bauer aus Stachesried verlor an einem Tage sein Weib und die älteren zwei Söhne. Sie wurden in einer Stunde begraben. Der Bauer war der Verzweiflung nahe. Er hatte nur noch ein einziges Kind, einen zwölfjährigen Sohn, der zu Hause ebenfalls krank lag. Als der Bauer vom

Grabe ging, rief er jammernd aus: „Liaber Herrgott! Alles hast mir gnumma bis auf mein' Franzl! Den muaßt mir lassen. Alles därfst mir nöt nehma, sunst muaß i verzweifeln!" In diesem Augenblicke kam ein Bote heran und rief: „Bauer, kömmt's hoam, der Franzl is gstorbn!" Der Unglückliche fiel mit einem gellenden Schrei zu Boden und ward ohnmächtig in die Wohnung des Totengräbers gebracht. Diese Szene der Verzweiflung habe ich nie wieder vergessen. Dem Leichenbegängnisse des Franzl konnte der Bauer nicht mehr beiwohnen, denn jetzt lag auch er im Sterben. —

Aber auch frohe Tage gab es in Fülle, wie Hochzeiten, Kammerwagenfahrten, Primizen, Czechenfeste auf der nahen Riesenburg in Böhmen, Bergfahrten in heiterer Gesellschaft auf den Burgstall des Hohenbogens, von welchem sich dem Auge eine großartige Rundsicht darbietet; dann der Besuch des Drachenstiches in Furth, des böhmischen Kirtas in Neumark, Neugedein und am Tannaberg u. s. w. Alle diese Bilder prägten sich tief in mein Herz ein.

Und wieder gab ich mit anderen Kindern den Auswandernden ins Banat stundenlanges Geleite, sah und hörte den Jammer der Zurückbleibenden, wie der Scheidenden. Dann erinnere ich mich des tiefen Eindrucks, den ein Wagenschmierhändler und seine schöne junge Tochter auf mich machten. Man sagte, es wäre ein abgehauster Adeliger aus Böhmen. Und hinter dem Frachtwagen des Mirtl Sepp sah ich dessen treues Waberl schreiten, das sogenannte Käthchen von Heilbronn, das ich zu meiner Christkindlsingerin benutzte. — Christkindlsingerinnen mit reizenden kleinen Wiegen wanderten zur Weihnachtszeit von Haus zu Haus, ebenso die heiligen drei König. Am

Palmsonntag ward das Bild des Heilandes (eine geschnitzte Figur mit rotseidenem Mantel und den Palmzweig in der Hand) von Haus zu Haus getragen und von den Puerribuben ein Lied gesungen. Die Bauernweiber liebten es, die Christusfigur auf ihr Bett zu legen, um dasselbe und ihr Haus zu segnen.

Am Georgitag fand zu Lemming, einem nahen Dorfe, der Georgiritt um das Kirchlein statt. Bei einem solchen sah ich zum ersten Mal die drei närrischen Geschwister, deren Schicksal ich eifrig verfolgte und in meinem „lateinischen Bauer“ näher beschrieb.

Im damals noch gut erhaltenen Schlosse Stachesried, eine halbe Stunde von Eschlkam, fanden öfters im oberen Saale Zusammenkünfte der „gebildeten“ Leute von Neukirchen beim heiligen Blut, Eschlkam und Furth statt. Da wurde gesungen und musiziert, dazwischen auch deklamiert. Hauptsächlich war es Dr. Vara aus Furth, welcher die Deklamation kultivierte. „Hektors Abschied“ von Schiller, dann „die Glocke“ und Gedichte von Goethe wechselten mit lustigen, selbstgedichteten Erzeugnissen. Das imponierte mir ungemein und ich that nichts eifriger, als zu Hause den Eltern vordeklamieren, indem ich aus des Vaters Bibliothek Schillers Gedichte hervorsuchte und auswendig lernte, was ich von Dr. Vara hörte. Wenn wir dann bei eingetretener Dunkelheit von Stachesried heimkehrten, blickte ich mit einer Art Gruseln nach dem Gespensterbaum des Federkiel. Dieser Baum, es war eine Pappel, die von der Straße etwa 300 Schritte entfernt in der Wiese stand, schien dem Wanderer eine längere Strecke in gleicher Richtung das Geleite zu geben. Die optische Täuschung war in der That frappierend, und in

der ganzen Gegend glaubte man, das hänge mit dem an jener Stelle stattgefundenen Mord an dem Verwalter des Schlosses Stachesried, einem gewissen Federkiel mit Namen, zusammen. Zur Zeit des Choleracordons, der an der böhmischen Grenze zu Anfang der Dreißiger Jahre gezogen war, hielt eine Patrouille jenen Baum für eine lebende Person und attakierte denselben förmlich, da er auf Anruf die Antwort schuldig blieb.

Ich stand im neunten Jahre, als man es für nötig hielt, mir Vorunterricht bei den Cooperatoren des Ortes Hößl und Tauscheck geben zu lassen. Ersterer besorgte das Lateinische, letzterer das Deutsche und die Arithmetik. Damit ging für mich eine minder schöne Zeit an. Das „Latein" konnte ich schon gar nicht goutieren und der Herr Instruktor, ein jähzorniger Mann, verstand es nicht, mir eine Neigung dafür abzugewinnen. Ich wollte ein Dichter werden und reimte alles mögliche dumme Zeug zusammen, um die Beweise meiner Fähigkeit zu geben.

Im Herbste 1841 kamen zum erstenmal die beiden Söhne Dr. Bernhubers aus Passau auf Besuch zu ihren Großeltern nach Eschlkam, den Wirts- und Metzgerseheleuten Schöppel. Dr. Bernhuber war früher in Eschlkam praktischer Arzt gewesen und heiratete die Tochter des hochangesehenen Bürgers Schöppel. Karl hieß der ältere und Leopold der jüngere der beiden jungen Studenten. Mit diesen beiden waren die Studenterln in Eschlkam auf etwa sechs angewachsen. Dazu gehörte mein älterer Bruder Adalbert, dann Ludwig Moreth, der Sohn des Lederers und andere.

Nun entstand plötzlich der Gedanke, Komödie zu spielen. Aber was? Das würde sich finden, tröstete man sich.

Vor allem handete es sich, eine Bühne aufzuschlagen. Dies sollte im sogenannten Baderhause, wo Schöppels Sohn, der sogenannte Badergirgl, wohnte, geschehen. Statt der Koulissen mußten ein paar Tannenbäume, statt des Vorhangs ein Leintuch herhalten. Für den nächsten Sonntag abends war die Vorstellung angekündigt. Für alles war gesorgt, für eine Geldbüchse, für Eintrittskarten auf den 1. Platz (nach Belieben), den 2. Platz (6 Kreuzer), den 3. Platz (3 Kreuzer), Kinder, welche vorne auf dem Boden sitzen mußten (1 Kreuzer). „Aber was in aller Welt spielt ihr denn?“ fragte meine Mutter. Das wußte keiner von uns. Wir hatten die Hauptsache vergessen: das Stück. Wir dachten nur an unser Vergnügen, an die Kassa und an unseren Ruhm — aber darüber vergaßen wir auf ein Stück — das war uns erschrecklich Nebensache. Endlich, auf die Frage meiner Mutter, erwachten wir plötzlich wie das Mädchen im Felsenberg bei den Zwergen, das nicht mehr hinaus konnte, aber — und das war meine erste That — ich fand einen Ausweg, ich trat als dramatischer Dichter auf, es war ja erst Freitag und bis zum Sonntag war das ja keine Schwierigkeit; — kurz, ich tröstete die erschreckten Gesellen, daß ich sie vor der Schmach retten wolle, eine Vorstellung ohne Stück zu geben und setzte mich an den Schreibtisch. In wenigen Stunden war das Drama vollendet. Es hieß „Die blinde Kuh.“ Die Rollen schrieb ich den Kameraden auf den Leib. Die Handlung war etwa folgende:

Schauplatz: Die Wirtsstube. 1. Szene. Die Wirtin (Leopold Bernhuber) jammert, daß das Wetter so schlecht sei und ihr Mann noch nicht von Furth nach Hause gekommen sei, was um so fataler, als das Spanferkel, welches

sie hergerichtet, schon fertig zum speisen sei. — 2. Szene: Drei Studenten kommen und wünschen ein Nachtquartier, Essen und Bier. Sie singen lustige Lieder, namentlich Schnadahüpfeln zur Guitarre und erfreuen die Wirtin dadurch so sehr, daß sie sagt, sie würde ihnen gerne statt des trockenen Käses eine Portion Spanferkel zum Abendmahl geben, wenn sie gewiß wüßte, daß ihr Mann heute nicht mehr nach Hause käme. Nun versichern die Studenten, daß der Mann in Furth total betrunken sei und sei heute an dessen Kommen nicht mehr zu denken; dabei betonten sie, daß sie schon so viel Geld hätten, den Braten zu bezahlen. Die Wirtin glaubt ihnen und tischt ihnen das ganze Spanferkel auf. Nun wird gespeist. Das Publikum blickt staunend auf die Bühne, wo bloß gegessen und nichts mehr gesprochen wird. Diese Kunstpause dauerte in Wirklichkeit übermäßig lang, und das Publikum lachte und wünschte den Spielern „guten Appetit." Endlich findet das Wort wieder einen Laut. Der Wirtin kommen Zweifel, ob die Studenten die Rechnung bezahlen können. Da streiten die Studenten mit einander, jeder will die Ehre haben, die Rechnung zu begleichen. Diesen edlen Wettstreit endet einer durch den Vorschlag, sie wollten „blinde Kuh" spielen und diese sollte die Wirtin machen. Wen sie zuerst ertappe, der „dürfe" die Rechnung zahlen. Also ward ihr eine Binde umgelegt und das Spiel begann. Die Studenten neckten eine Zeit lang die Wirtin, dann aber stieg einer nach dem andern zum Fenster hinaus. Zur Thüre aber kam der Wirt herein, im Fuhrmannshemd, die Geißel in der Hand. Die Wirtin tappt auf den Eintretenden zu und packt ihn mit den Worten: „Wer ist's, der die Rechnung zahlt?"

Nun folgt Entsetzen, da sich der Wirt zu erkennen giebt, und die Wirtin merkt, daß sie gefoppt worden sei. Als dann der Wirt gar noch erfährt, daß das Spanferkel, auf welches er sich am ganzen Wege gefreut, von den Studenten bis auf die Beinerln verzehrt worden, bekommt er Lust, seine Geißel an der Wirtin zu probieren, aber diese beruhigt ihn wieder, indem sie das Leiblied des Wirtes „Und i bin a lustiga Fuhrmannsbua" zu singen beginnt welches vorhin schon die Studenten sangen, und dabei eine geräucherte Zunge dem Hungrigen auf den Tisch stellt. Das Lied wird von den Studenten, die zum Fenster herein schauen, mitgesungen und der Wirt ist davon so entzückt, daß er die lustigen Leute einladet, hereinzukommen und zu trinken, was ihnen beliebt. Diese lassen sich das nicht zweimal sagen, eilen herein und tanzen mit der Wirtin und unter sich bei den Tönen eines Dudelsackes in der Stube herum. Der Vorhang „geht hinauf" — denn bei Beginn ward das Leintuch herabgelassen, und das Stück ist zu Ende. — Es hat gefallen. Ein kritischer Rezensent war nicht da und in der Kasse befanden sich über fünf Gulden Einnahme. Diese wurde dann im Gasthause beim Späth in fröhlichster Weise teils verzehrt, teils aber zu einem festen Fond für künftige dramatische Vorführungen verwendet.

Ich fühlte mich als Dichter gefeiert. Mein Lehrer in der deutschen Sprache aber meinte: „Wenn er nur so gut orthographisch schreiben als Schliffeleien zamdichten könnt."

Einmal diesen Zaubertrank des Theaterspielens genossen, ließ uns dies keine Ruhe mehr. Aber wir schritten rasch vor: Aus Papier machten wir Koulissen und Hinter-

grund, wir malten mit Oker und Frankfurtergrün die herrlichste Landschaft, und auch ein Stück hatten wir, nämlich: „Die kleine Lautenschlägerin“ von Christoph von Schmid. Ich machte den Bauernjungen, meine Schwester Mathilde spielte die Titelrolle. Das Stück gefiel derart, daß es am nächsten Sonntag nachgespielt werden mußte. Auch war der Schauplatz im Saale des Späthschen Gasthauses, also in jeder Hinsicht ein Fortschritt.

Die Ferien vergingen im Fluge und die Zeit rückte heran, wo ich in die Studie sollte und zwar in die Lateinschule zu Kloster Metten. Bevor ich dieses Kapitel schließe, muß ich noch meiner ersten Reise gedenken, die ich in diesem Jahre zu Pfingsten gemacht. Alle 3 Jahre wallfahrten die Eschlkamer nach dem Bogenberge, ein Kreuzgang, der 3—4 Tage in Anspruch nimmt. Auch ich wollte dabei sein, als in diesem Jahre das Kreuz dorthin ging. Nun erbot sich mein Schullehrer, Dobler, mich mitzunehmen. Der Weg, den er einschlug, ging aber über Straubing. Dort befand sich mein Bruder auf der Lateinschule und ich übernachtete in seinem Quartier. Sein Zimmergenosse war ein Studiosus Lukner aus Cham; er war damals in der Oberklasse, war ein vorzüglicher Student, der auf und auf in allen Fächern der erste war. Luckner war auch Dichter und gerade um diese Zeit war sein Werk „Die Eroberung von Cham“ als Drama in Buchform erschienen. Dies erfüllte mich mit solcher Hochachtung für ihn, daß ich hoch beglückt war, als er mir, nachdem ihm mein Bruder gesagt, wie ich auch nur davon träume, Dichter zu werden, ein Exemplar seines Werkes gab. Am Pfingsttage begleitete er mich auch nebst meinem Bruder nach Bogen. In Kloster Oberaltaich kehrten wir ein und ich

ergötzte mich da an den Vorführungen eines alten Guckkastenmannes, der „die Reise um die Welt" in fürchterlich schlechten Bildern zeigte. Er hatte einen hübschen Burschen in böhmischer Tracht bei sich, der auf der Zugharmonika wunderbar zu spielen verstand. (Vitus war sein Name.)

In Bogen sah ich zum erstenmale ein Wachsfiguren-Kabinett. Dann ging es andern Tages in Prozession auf den Bogenberg. Am Pfingstdienstag ging dann der Marsch wieder nach Hause. Ich machte diesen Marsch mit in einem Tage; es waren gut 50 Kilometer, für einen neunjährigen Knaben eine Kraftleistung. Beim feierlichen Einzug in Eschlkam schritt ich übrigens rüstig und wohlgemut daher und ward von den Eltern aufs freudigste empfangen. Aber andern Tages kam die Müdigkeit zum Ausbruch, doch verheimlichte ich's den Eltern. Ich weiß nur, daß ich den ganzen Tag auf dem Schlosserhöherl, meinem Lieblingsplatz, auf dem Rasen saß und in Luckners Drama las, das von dem Pandurenführer Trenk handelte. Dabei wünschte ich mir nichts sehnlicher, als ebenfalls ein solches Stück verfassen zu können.*) Meine bald darauf folgende Dichtung „Die blinde Kuh" war nun freilich eine sehr unbedeutende Leistung auf jene hochpoetische Anregung. Aber lustig war's halt!

---

*) Luckner erhielt beim Absolutorium die goldene Medaille. Er ward Theologe, trat später in ein Franziskanerkloster und starb im besten Mannesalter. Sein Großonkel war der französische Feldmarschall Luckner, welcher zur Zeit der Revolution guillotiniert worden war.





2. Die Studentenzeit

vom Oktober 1842 an.

Der Spatensimmet, der zugleich neben seiner Feldwirtschaft die Lohnkutscherei betrieb, war zur Fahrt nach Metten bestimmt. Infolge Regenwetters mußte das offene Wägerl mit einem Schutzdache versehen werden; dazu wurden ein paar Faßreifen und eine graue Kotze verwendet. Der alte Simmet auf dem Bocke war freilich schutzlos dem Unwetter preisgegeben, aber das genierte den originellen Mann nicht. Er fluchte nur stoßweise die Wolken vom Himmel herab — sie kamen auch und wie! Doch zum Abschied von Mutter und Geschwister. Ich empfand nur das Vergnügen, endlich als Student fort zu kommen. Als die Mutter mich umarmte, sah ich, daß sie weinte. Fragend blickte ich sie an. Warum that sie das? Doch hieß es rasch einsteigen. Der alte Schimmel stampfte vor dem Hause und wir beeilten uns, in das Wägelchen zu kriechen. Nun ging's flott den Berg hinab, denn der Simmet hatte den Grundsatz: flott abfahren und flott zufahren; wie's weiter ging, darauf kam es nicht an. So ging es denn Kötzting zu. Bei jedem Berg schrie der Simmet: „Ziag Schimmerl, ziag!“ Aber der Vater und ich hielten es dann immer für angemessen, abzusteigen und zu Fuß den Berg hinauf zu gehen. Und Berge gab es in Unzahl. Natürlich waren wir alsbald patschnaß, aber das genierte mich nicht.

Der Weg führte über Viechtach nach Ruhmannsfelden. Hier ward beim Dekan Wagner, einem Freunde meines Vaters, der früher Cooperator in Eschlkam war, Quartier genommen. Die Kleider wurden gewechselt, so gut es ging und ich legte meine nassen Socken in die Röhre des eingeheizten Ofens. Als wir gemütlich beim Nachtmahle saßen, entstand Feuerlärm vor dem Hause. Es brannte im Pfarrhause — in unserem Schlafzimmer. Meine Socken hatten Feuer gefangen und ein dichter Rauch erfüllte das Zimmer. Natürlich eilte alles zu Hilfe und dem Unglück war bald gesteuert; ebenso natürlich war's, daß ich kein Fleißbillet für meine Unvorsichtigkeit erhielt, aber der Pfarrer, ein liebenswürdiger, heiterer Mann, absolvierte mich sofort. Nur war ein Brandgeruch jene Nacht nicht mehr aus dem Zimmer zu bringen. Andern Tages, es war ein Sonntag, blieben wir den Vormittag bei unserm liebenswürdigen Wirte. Selbstverständlich besuchten wir den Gottesdienst, welchen der Herr Dekan hielt. Ich kam etwas später und glaubte als Student das Recht zu haben, das sogenannte Oratorium zu besuchen, zu welchem in Eschlkam eine besondere Stiege hinaufführte. Dasselbe, glaubte ich, sei in Ruhmannsfelden der Fall. Ich stieg also frischweg neben der Sakristei die Treppe hinauf, als es Zeit war, daß die Predigt beginne. Mit Anstand schritt ich hinaus und wunderte mich über das kleine Oratorium. Ich bemerkte, daß die ganze Gemeinde zu mir heraufblickte. Deshalb suchte ich sehr gebildet zu thun, stemmte die Hände auf die Brüstung und besah mir das Deckengemälde scheinbar mit großer Neugierde. Unten in der Kirche kicherten die Leute und als ich den Blick hinunter wandte, lachte mich alles an. Warum die Leute nur so lächerlich aufgelegt

waren? Ich konnte das im ersten Augenblicke nicht fassen, aber schon im nächsten fühlte ich mich am Kragen gepackt und rückwärts zur Thüre hinaus gerissen. Es war der Meßner, der mich so freundlich traktierte. „Lausbub!“ rief er, „was thust denn du auf der Kanzel! Ich hätt' gute Lust und reißet dir deine Ohrwatscheln ab, du verflixter Kerl!“ Zum Glück kam der Herr Dekan, um die Predigt zu halten. Der lachte, als er den Grund von des Meßners Wut hörte und ließ mich auf das richtige Oratorium führen, wo mein Vater war, der in tausend Aengsten mich ebenfalls auf der Kanzel erblickt und mir zuwinkte; aber da ich nur vornehm zum Deckengemälde hinaufstarrte, sah ich's ja nicht. Der Beginn der Predigt rettete mich vor einer Strafpredigt. Als wir aber nach Schluß die Kirche verließen, lachten mich alle Leute aus oder an und machten Bemerkungen über mein stummes Gastspiel.

„Es ist Zeit, daß wir fortkommen!“ meinte mein Vater, da wir nach Tische uns zur Abreise rüsteten, „sonst begehst du noch eine dritte Dummheit.“

Nun ging's über Gotteszell durch das wundervolle Graflingerthal nach Deggendorf. Hier nahmen wir bei Baron Montygni, dem Bauinspektor, Quartier. Baron Montygni war ein Kriegskamerad und Landsmann meines Vaters und besuchte uns alle Quartal in Eschlkam, wo er immer drei Tage bei uns wohnte. Seine Frau war eine Freundin meiner Mutter. Beide waren ja aus Kempten, woher auch mein Vater stammte. Hier gefiel es mir ganz prächtig. Es waren drei liebenswürdige Mädchen da, die mit mir sofort Freundschaft schlossen und mit mir spielten, während sich die Eltern über Jugenderinnerungen unter-

hielten. Man lud mich ein, zu gewissen Zeiten von dem nur eine Stunde entfernten Metten herzukommen, wozu man mir den Wagen des Barons schicken würde. In der That verbrachte ich auch späterhin in diesem gastlichen Hause viele schöne Stunden.

Am nächsten Vormittag ging es nach Metten. Es war mir doch eigentümlich zu Mute, als ich durch das Thor in den Klosterhof trat. Es war noch ziemlich stille, denn die Studenten wurden erst am Abend und am nächsten Tage erwartet. Der Vater meldete sich sofort beim Prälaten, Pater Gregor (dem nachmaligen Erzbischof in München). Dieser war etliche Jahre früher Cooperator in Rimbach gewesen und kam dort öfter mit meinem Vater zusammen, so daß sie sehr befreundet wurden und „du" zu einander sagten. Natürlich hatte ich großen Respekt vor dem schönen, stolz aussehenden Mann und versprach ihm, brav und fleißig zu sein. Dann führte er uns zum Direktor des 2. Seminars, Pater Bernhard (später Prior), der einen äußerst vertrauenswürdigen Eindruck auf mich machte. Es ward mir Nummer 31 gegeben, das Pult im Studiersaale angewiesen, ebenso mein Kasten und Platz für den Koffer. Nachdem dies alles geschehen, dachte der Vater an die Heimfahrt. Ich begleitete ihn. Als wir an der Klosterkirche vorübergingen, traten wir ein und blieben einige Minuten daselbst. Dann begleitete ich den Vater zum Dorfe hinaus zu dem Wagen, welcher auf einem anderen Wege dorthin gefahren war und dort wartete. Jetzt reichte mir der Vater die Hand zum Abschied. Es ward mir da so eigen. Ich fühlte, daß es ein wichtiger Abschnitt meines Lebens war und — die Thränen traten mir in die Augen. Der Vater küßte mich und stieg auf den Wagen.

Der Spatensimmet grüßte mich mit den Worten: „Werd nur nöt zu gscheit bei die Klosterherren!“ Und „hi! hi!“ fort ging es. Ein letzter Gruß des Vaters — ein letztes Winken und — ich stand allein. —

Ich dachte der Thränen der Mutter — es ward mir schwer ums Herz!

Dieses „schwer ums Herz“ artete in ein richtiges Heimweh aus. Die Klosterräume, die fremden Leute, alles übte einen niederdrückenden Einfluß auf mich. Gegen Abend stellte ich mich in einen Winkel und weinte. Als endlich ein Bekannter aus der Umgegend Eschlkams mit seiner Mutter eintraf und mir Grüße von der Mutter brachte, ward ich etwas getröstet — aber ich fühlte einen unbeschreiblichen Jammer in meinem ganzen Innern. Ich glaubte nicht, das aushalten zu können und schon stand der Gedanke in mir fest: ich brenne durch, ich eile nach Hause zurück. Doch milderte sich nach und nach der Schmerz, denn die Arbeit trat heran, die Klasse begann und der Zwang zur Ordnung. In nächster Nähe meines Pultes hatte der Schüler der 4. Klasse Thoma seinen Platz (der nachmalige Erzbischof von München) und ein gewisser Holzapfel, der ebenfalls im Bayer-Walde zu Hause, mir vom Direktor als gutes Vorbild gezeigt wurde, da er durchaus der erste und der Liebling seiner Obern war, namentlich jener des Pater Bernhard.

Aber das Vorbild reizte mich nicht; ich hatte keine rechte Lernlust. Ich dachte nur an die Heimat. Da kam der erste Brief von der Mutter. Ich las ihn wie ein Gebet. Er that mir so wohl, so unaussprechlich wohl.

Da ich mir einbildete, sehr musikalisch zu sein, lernte ich Flöte, Geige und Klavier. Wenn die große Trommel

auf dem Programm gestanden hätte, würde ich sicher auch dazu Neigung gehabt haben. Doch das Vergnügen minderte sich mit dem Zwang des Lernens. Bald erklärten der Klavier- und der Geigenlehrer, das Geld sei hinausgeworfen. Nur der Flöte blieb ich treu und ein Mitschüler, Namens Aigner, ein Musikerssohn aus Landau a. J.*) gab mir darin Unterricht. Die Stunde kostete 2 Kreuzer. Ich zeigte einiges Geschick und bald konnte ich ein Potpourri aus dem Freischütz zur Not spielen. Aber noch mehr! In Metten wurde die Musik sehr kultiviert, es wurden große Konzerte veranstaltet, bei welchen wohl an die hundert Kräfte mitwirkten. Pater Utto (der nachmalige Abt) war Dirigent. Das erste Konzert, das ich hörte, und bei dem ich sogar beteiligt war, das war die Ouvertüre zu „Tankred.“ Es war zum ersten Male, daß ich ein so großes Orchester beisammen sah und dieses Spiel entzückte mich förmlich. Noch heute gehört dieses Tonstück Rossinis zu meinen Lieblingsstücken. Bei solchen Konzerten war der ganze Konvent mit dem Abte zugegen.

Zu Weihnachten wurde ich nach Deggendorf zu Baron Montygni ausgebeten und genoß ich da ein paar fröhliche Tage. Aber schon zu Neujahr zählte ich die Tage zur Ostervakanz. — Mein theatralisches Talent gab ich einmal dem ganzen Studiensaal und zwar während des Eigenstudiums zum besten. Ein vagabundierender Mann durfte uns eines Sonntags einen in der Schweiz erlegten, ausgestopften Bären zeigen. Er erklärte dabei das Leben und Treiben von Meister Petz in sehr drolliger Weise, und diesen Mann machte ich andern Tags nach. Ein Studien-

*) Zur Zeit Bezirksamtmann und Regierungsrat in Friedberg, (während ich dieses schrieb, las ich sein Ableben).

genosse ward von mir als Bär maskiert, ich hüllte mich in Lumpen und erschien so plötzlich, da ich wußte, daß der Direktor nicht anwesend, zum Gaudium aller im Studiersaal. Ich kopierte ganz den gestrigen Bärenträger und alle lachten aus vollem Halse. Plötzlich trat tiefes Schweigen ein. Ich aber explizierte weiter, nicht ahnend, daß der Herr Prälat unter der offenen Thüre stand. Als ich mich endlich zum Gehen anschickte, erblickte ich den hohen Herrn. Anfangs wünschte ich, ich möchte in den Erdboden versinken, aber dieser that sich nicht auf und so spielte ich die Rolle weiter und wies wieder erklärend auf den ausgestopften Bären, bis ich zu meinem Schrecken bemerkte, daß sich der Studiosus, welcher den Bären vorstellte, unter einen Tisch verkrochen hatte. „Ein Wunder!" rief ich, „der Bär ist lebendig geworden. Ich reiß aus!"

Der Abt konnte, trotzdem er sich zu einer ernsten Miene zwang, das Lachen nicht mehr unterdrücken, und ich benützte diesen Moment, an ihm vorüber und zur Thüre hinaus zu fliehen. Auf Wunsch des leutseligen Abtes erhielt ich keine Strafe, doch wären, wie betont wurde, solche Dinge nur zur Fastnacht und in Freistunden zu arrangieren.

Die erste Ostervakanz erschien nach vielen fleißig gezählten Tagen. Mit einigen Studenten aus der Umgebung Eschlkams trat ich den Marsch in die Heimat an. Es ging über den Berg Kaltenegg, Ruhmannsfelden, Viechtach und Kötzting. In Ruhmannsfelden machte ich dem Herrn Dekan wieder meinen Besuch, der inzwischen mein Firmpate zu werden versprochen, und erhielt von ihm einen Frauenbildthaler als Geschenk. Die Nacht brachte ich bei einem Studiengenossen in einer Mühle bei Kötzting zu. Am Palmsonntag trat ich schon in frühester Morgenstunde den

Heimweg an. Jeder Schritt brachte mich der Heimat näher und schon schlug mir das Herz vor freudiger Erwartung.

Am sogenannten Dörfel, das am Vorsprung des Hohenbogens liegt, sah ich zum ersten Mal wieder das zu meinen Füßen liegende Eschlkam. Eine unendliche Rührung überkam mich, ich wollte jauchzen und weinte. Dann aber ging es dem Orte zu. Der Willkomm von Eltern und Geschwistern war ein herzlicher. Ach, wie war mir so wohl im Vaterhaus! — Am Mittag erschienen die „Puerribuben", welche den Heiland mit Fahne und rotem Mantel im Orte herumtragen, dabei ein Lied singend. Sie übergaben mir eigens ein mit rotem Bändchen umwickeltes Palmgertchen. — Nur allzubald kam wieder der Tag der Abreise heran.

In Metten wurde am 1. Mai das Maifest im Prachtsaale abgehalten. Zu diesem kam auch Graf Armansperg, der Schloßherr von Egg. Armansperg war während der Minderjährigkeit König Ottos Vizekönig in Griechenland gewesen. Der Abt war Taufpate eines Söhnchens von ihm. Er kam in der Regel mit ein Paar prächtigen Ponnys angefahren.

In der nächsten großen Vakanz ging in Eschlkam wieder aufs neue das Theaterspielen an. Wir bettelten uns in den Dörfern Leinwand und ließen durch einen Maler aus Furth Kulissen herstellen. Gegeben wurde: „Die Räuber auf Maria Culm."

Das nächste Schuljahr in Metten gestaltete sich für mich besser als das erste. Ich war fleißiger und machte gute Fortschritte. Die schönen Spaziergänge nach Uttobrunn, Himmelberg, Ulrichsberg, Deggendorf, Schloß Egg, Offenberg, Weltenberg und andere Orte waren geradezu

reizend und ich bewunderte schon damals die herrliche Aussicht, besonders nach dem fernen Hochgebirge, das man von den Vorbergen des Bayerwaldes am südlichen Horizont erblickt. Meine Freunde waren die Mitschüler Berg und Salzmann (ersterer ist z. Z. Generalleutnant Exzellenz in München, letzterer Präsident am Landgericht München), dann auch Ludwig Moreth, ein Lederersssohn aus Eschlkam, ein Hauptakteur unseres Theaters, der zuerst in der Gewerbeschule zu Straubing war, dann aber nach Metten in die Studie kam.

Da wieder Vakanz ward, wurde unser Theater in Eschlkam neuerdings aufgeschlagen. Wir studierten „Die Räuber" von Schiller ein. Ich spielte den Franz Moor, ein Mädchen aus Eschlkam die Amalia. Karl Bernhuber (der spätere Krankenhausvorstand in Passau) gab den Karl Moor. Dieser schrieb auch die Rollen heraus. Die Amalienspielerin konnte aber die Studentenschrift nicht recht lesen und da es hieß: „Welch Gefühle bestürmen meinen Busen", las sie immer statt Busen „Butten". Ich als Regisseur machte ihr begreiflich, daß es „Busen" heißen müsse und fragte sie, ob sie denn nicht wisse, was das sei? Sie antwortete: „Dös woaß i nöt!"*) Und richtig, in der Hauptvorstellung deklamierte sie wieder zu unserem Schrecken und zum Gelächter des „gebildeten" Publikums:

„Welch Gefühl bestürmet meinen Butten!"

Auch ein gewisser Lauerer (er war ein steckengebliebener Schulpräparant), der den Schufterle spielte und Spiegelberg ersticht, hatte dabei zu sagen: „Krepiere, du Bestie!" Aber Herr Lauerer gewöhnte sich an, zu sagen: „Krepiere, du Bestiere!" Trotz all meiner Bemühungen bei den

*) Man sagt im Walde nur „Brust".

Proben rief er in der Vorstellung ebenfalls, den Spiegelberg niederstechend: „Krepiere, du Bestiere!“

Dann sollte noch einmal gespielt werden und da es mit dem Klassizismus eines Teiles der Schauspieler eine heikle Sache war, wählten wir dieses Mal „Lumpazi Vagabundus.“ Ich zog mit einem Trommler in den Dörfern herum und las von einem großen Plakat herab: „Morgen abend bei Späth wird aufgeführt: Das Leiden der heiligen Genovefa.“

Dieses Stück zog; massenhaft kam das Publikum. Alles wollte dieses fromme Stück sehen. Selbst im Markte hielten wir die Sache geheim, so daß sogar die Geistlichkeit zum Besuch erschien. Das genierte uns nicht. — Der Vorhang ging auf und Karl Bernhuber erschien als Leim. „Dös is der böse Golo,“ sagten die Leute und waren begierig auf das Folgende. Dieses war ich als Schneider, indem ich hereinsprang und sang:

„D' Stadt is in der Näh, drum schrei i Juhe! Juhe!“

Jetzt ging den Leuten ein Licht auf. Erst lautes Gemurmel — Indignation — „Lausbubenstreich!“ usw. aber schon nach etlichen Minuten allgemeines Gelächter, als Moreth in der Rolle des „Knieriem“ erschien. Alle lachten über die darauffolgenden komischen Szenen und selbst Pfarrer und Kooperatoren waren heiter gestimmt und meinten nur: „Das sind rechte Kalfakter! Aber brav haben's g'spielt!“ Ja, so brav, daß wir das Stück dreimal wiederholen mußten.

Der Schabernack lag in meinem Blute und so hätte ich noch manches Stückchen zu notieren, wenn ich nicht befürchten müßte, damit den Leser dieses Buches zu lang=

weilen. Bubenstreiche, Flegeljahre, im Grunde macht das ein jeder mehr oder weniger durch.

Wir durften nun auch eine kleine Reise machen nach dem unteren Walde, nämlich wir zwei Brüder und Moreth. Die Veranlassung war, unsern Vorbereitungslehrer Tauscheck, welcher nach Bayerisch Eisenstein als Pfarrer versetzt worden, zu besuchen. Wir wanderten über Neukirchen und Lamm und über den Brenessattel nach Bayerisch Eisenstein. Von hier aus besuchten wir die Glashütte Elisenthal, damals von einem wunderbaren Fichtenwald umgeben, mit Stämmen über 6 Fuß Durchmesser. Dann marschierten wir nach Waldhaus, in dessen Nähe wir ein Stück Urwald kennen lernten und machten in Zwiesel Rast. Da wurden wir vom dortigen Zollverwalter als Gäste aufgenommen. Dieser führte uns nach Theresienthal, wo mich die Glasfabrikation aufs höchste interessierte. Hierauf erstiegen wir den Arber und wanderten über Bodenmais und Kötzting wieder zurück nach Eschlkam. Der Eindruck jener ersten Waldfahrt war bleibend, namentlich war es der mächtige Wald und der Urwald, die oft meine Gedanken zu sich lenkten.

Doch wieder zum Studium. In Metten war ich nur zwei Jahre. Da mein älterer Bruder Adalbert in Straubing studierte, so fand es der Vater für ökonomischer, auch mich dorthin zu schicken. Zu gleicher Zeit kam meine Schwester Mathilde in das Institut der englischen Fräulein nach Passau. Man stelle sich das Opfer eines niederen Beamten vor, drei Kinder in der Fremde zu haben! Es war im Jahre 1844 auf 1845. Wir Brüder wohnten bei einer Lehrerswitwe. Im gleichen Stocke wohnte auch der inzwischen von Metten nach Straubing an das Gymnasium

übersiedelte Holzapfel aus Achsbach bei Ruhmannsfelden. Die Mutter hatte unsere Schwester mit dem Dampfschiffe nach Passau gebracht. Mit diesem hatte sie auch wieder die Rückreise nach Straubing angetreten. Während der Fahrt trat aber ein so dichter Nebel ein, daß dieselbe unterbrochen werden und sie eine Nacht und einen halben Tag auf dem Schiffe verweilen mußte. Es war am Allerseelentag, als sie wieder in Straubing ankam. An diesem Abend ward in der Wohnung der Lehrerswitwe ein Rosenkranz gebetet, an dem alle Bewohner teilnahmen. Dabei war auch der Gymnasiast Holzapfel, der so andächtig betete, daß meine Mutter zu mir, einem etwas kälter angelegten Buben sagte, ich sollte mir diesen frommen und braven Schüler zum Vorbild nehmen. Ich erwähne dies, weil noch einmal von diesem Holzapfel die Rede sein wird.

In Straubing tobte ich mich nach dem Zwange im Kloster Metten förmlich aus. Aber das Dichten vergaß ich dabei nicht. Ich schrieb ein Singspiel „Der dumme Peter“, welches im Jahre 1862, als ich Inspektionsoffizier im königlichen Kadettenkorps war und das Fastnachttheater zu leiten hatte, mit wenig Verbesserung aufgeführt wurde.

Ich stand damals in meinem 14. Lebensjahre.

Zum ersten Male hörte ich hier eine Oper, nämlich die Regimentstochter, welche Johann Schwaiger mit seiner sehr guten Gesellschaft dort gab. Ich verkleidete mich immer als Bäckerjunge und vergnügte mich um 6 Kreuzer auf dem „Juhe.“ So hörte ich die Regimentstochter wohl sechs Mal und sie ist seitdem eine meiner Lieblingsopern [illegible] lieben.

Ostern fiel in jenem Jahre sehr früh. Als wir Waldlerstudenten am Samstag vor dem Palmsonntag — es war unser ein zahlreicher Trupp — nach dem Mittags-

mahl den Marsch gegen Cham zu antraten, fing es heftig zu schneien an und der „böhmische Wind" wehte uns ins Gesicht. Anfangs erschien uns das sehr lustig. Doch die Straße wurde immer schwieriger zu passieren, der Schnee häufte sich mehrere Fuß hoch an und bald konnte man, da sich auch die Straßengräben mit Schnee füllten, den Straßenkörper nicht mehr unterscheiden. Unachtsame fielen oft bis über die Hüften in den Schnee, aus welchem sie sich immer noch lachend und von den andern verlacht wieder herausarbeiteten. So kamen wir bis nach Stallwang, etwa 18 Kilometer weit, es war erst die Hälfte des Weges nach Cham. Alles drängte dortselbst in die warme Wirtsstube, um die erfrorenen Hände zu wärmen und sich für den Weitermarsch zu stärken. Mein Bruder und ich aber spähten nach der Straße, ob denn nicht ein Wagen von der Straubinger Schranne zurückgefahren käme. Endlich erblickten wir einen solchen; demselben entgegen laufen und den Fuhrmann bitten, uns aufsitzen zu lassen, war das Werk weniger Minuten. Der Wagen war mit Getreidesäcken hoch beladen und wir erhielten Erlaubnis, hoch oben auf denselben Platz zu nehmen. Als der Wagen vor das Wirtshaus kam, eilten die Studenten sofort heraus, um ebenfalls aufzusitzen, aber der Führer gestattete es nur wenigen, da die Pferde genug zu thun hatten, die schwere Last durch den Schnee zu ziehen. Die Abgewiesenen setzten also unentmutigt ihren Marsch fort und eilten dem sich langsam fortbewegenden Fuhrwerke voran. Aber das Wetter wurde immer schlechter, der kalte Ostwind häufte die Windwehen an, so daß man bald ohne jeglichen Weg fürbaß mußte.

Wir wenige auf dem Wagen froren zum Erbarmen, kauerten uns zusammen und suchten uns vor der Kälte zu

schützen, so gut es ging. Der gutherzige Fuhrmann löste einen um den andern von den sich nur mit Mühe fortschleppenden Studenten auf und gestattete ihm, auf den Wagen zu steigen. Auf der sogenannten „Windscheid", der Stelle, an welcher sich die Straße von der Höhe in das Regenthal hinabsenkt, kam ein fürchterlicher Schneesturm, es wurde völlig Nacht, einige Studenten suchten auf unsern Wagen zu klettern oder sich wenigstens hinter demselben vor den anstürmenden Schneemassen zu schützen, andere sahen wir zu beiden Seiten sich durch den meterhohen Schnee arbeiten. Das Fuhrwerk war schon lange nicht mehr auf dem Straßenkörper, der gänzlich verweht war, es wurde den Pferden überlassen, den Weg zu finden, der Fuhrmann wußte nicht mehr, wo wir waren. Aber die Tiere waren so klug, im Thale unten wieder den Straßenkörper zu gewinnen und nicht halb, sondern zweidrittel erfroren langten wir in Cham an, wo wir auf Ersuchen der Eltern hin vom Zollbeamten Lammerer in Empfang genommen wurden. Die ganze, mit Töchtern reich gesegnete Familie half zusammen, mich und meinen Bruder wieder mobil zu machen. Das jüngste, reizend schöne Töchterchen, nahm sich mit besonders zärtlicher Sorgfalt meines Bruders an, der von diesem Tage an eine treue Anhänglichkeit an dieses Mädchen hatte und es 19 Jahre später als seine Frau heimführte. Und das hat der böhmische Schneesturm gethan!

In der Stadt aber wurde Alarm gemacht und die Männer aufgefordert, mit Holzschlitten und brennenden Fackeln nach der Windscheid hinauf zu eilen, um von dort die noch zurückgebliebenen Studenten heimzubringen. Dies war höchst notwendig, denn einige derselben waren in der

That im Schnee stecken geblieben, hatten nicht mehr die Kraft, sich aufzuraffen und wären sicher erfroren, wenn nicht noch rechtzeitig Hilfe eingetroffen wäre.

Andern Tages gegen Mittag kam mein Vater mit dem Schlitten und dem Schimmel des Spatensimmet angefahren. Die Schneeriesel, welche noch immer in dichten Massen niederfielen, hatten ihm das Gesicht ganz blutig geschlagen. Gleichwohl fuhren wir nach wenigen Stunden, die dem Schimmel zur Rast gegönnt waren, unter stets andauerndem Unwetter, aber eingehüllt in warme Decken, der Heimat zu. Einige des Weges ziehende Studentlein nahmen wir selbstverständlich in den Schlitten auf und so kamen wir zwar langsam, doch wohlbehalten in Eschlkam an, wo Mutter und Schwester in Angst und Sehnsucht unser harrten.

So schwierig uns der Weg in die Vakanz gemacht war, ebenso schwierig war derselbe aus der Vakanz, der uns acht Tage nach Ostern wieder nach Straubing zurückführte. Dieses Mal war es die Wassernot, welche unseren Marsch hemmte. Ein erschreckliches Hochwasser überschwemmte das Donau-, Regen- und Chambthal. Aller Verkehr war unterbrochen. Man mußte in Cham halt machen und wieder heimkehren. Nach Straubing zu kommen, war ganz unmöglich, denn die Donau hatte das ganze Land bis Parkstetten, eine Stunde außerhalb Straubing, mehrere Meter hoch überflutet. Das veranlaßte eine Ferienverlängerung, die uns jungen Leuten nicht unangenehm war. Nachdem bessere Berichte eingelaufen waren, wollte aber der Vater nicht länger säumen und geleitete uns über Kötzting und Konzell nach Straubing. Aber das Hochwasser war hier noch in gleicher Stärke, man mußte von

Parkstetten aus mit Zillen in die Stadt fahren und dabei das reißende Altwasser der Donau passieren. Wir nahmen in einer solchen Zille Platz, wo außer dem Schiffer noch weitere zehn Personen und ein Geißbock untergebracht wurden. Es war eine äußerst bedenkliche Fahrt. Die Last war zu schwer und alle Augenblicke befürchteten wir, daß das Schiffchen sinke oder umkippe. Der Besitzer der Geiß jammerte laut um das teure Leben des Tieres und rief nur immer: „Wenn i nur di glückli dahoam hätt'; sunst bringt mi 's Wei um!"

Trotz aller Angst mußten wir über diesen Pantoffelhelden lachen. Wir atmeten freier auf, als wir das Altwasser glücklich passiert hatten und, wenn auch weit stromabwärts gerissen, doch wieder Grund und Boden nicht allzutief unter uns sahen. Endlich landeten wir wohlbehalten an der Brücke über den Donaustrom. Jenseits derselben mußte man wieder eine kurze Strecke die Zille benützen, um zur Stadt zu gelangen. Mit solchen Schwierigkeiten war uns der Weg zur Weisheit gepflastert. Ich sehnte mich aber nicht sehr nach ihr; ich war in meinem blühendsten Flegeljahre. Die Stücke, die ich hier aufführte, waren nicht sehr poetischer Art, so daß man mir zu Ende des Jahres den Rat gab, mich zu bessern oder — Ich wartete dieses „Oder" nicht ab, sondern verlangte nach Passau, wo die Schwester war und meine Freunde Bernhuber.

Der letzte Tag in Straubing war ein Freudenfest. Es wurde die Geburt des ersten Prinzen des Kronprinzenpaares Max und Marie, nämlich des Prinzen Ludwig, nachmals König Ludwig II., festlich begangen. Die Nachricht traf am Nachmittag des 25. August mittelst Staffette ein. Abends war Illumination und Feuerwerk am Hagen.

Den König, die Königin und den erstgeborenen Prinzen ließ man leben und ich stimmte freudig mit ein in den Jubel. So feierte ich den Anfang dieses Lebens und sollte einer der ersten sein, die nach 41 Jahren sein jähes Ende betrauerten.

In Passau wurde ich im Umgang mit Karl Bernhuber gesetzter, wozu besonders beitrug, daß mich mein Flötenlehrer mit „Herr Schmidt" titulierte. Das gab mir ein gewisses Selbstbewußtsein und ich ward in der That ein anderer Kerl. Mein Wunsch, Ingenieur zu werden, bewog mich, in die Gewerbeschule überzutreten, um später die Polytechnische Schule beziehen zu können. Ein entfernter Verwandter, Major Schmidt, war Kommandant der Feste Oberhaus und ich war bei ihm oft zu Gast im Kommandantenstock.

In der darauf folgenden Vakanz spielten wir in Eschlkam im neuerbauten Neumaierschen Gasthause unsere Stücke. Wir ließen uns ein schönes Theater malen und konnten uns als Spieler schon sehen lassen. Aber bevor ich hierüber Näheres berichte, muß ich meine erste größere Reise beschreiben. Meine Hausleute in Passau hatten ein Gärtchen am Donauufer nahe der Dampfschifflände. Hier verbrachte ich im Sommer meine freien Stunden. Ich sah die großen Schiffzüge stromabwärts und mittelst kräftiger „Hohenauer Rosse" von Schiffreitern gelenkt, wieder thalaufwärts fahren und hatte das größte Interesse an dem Treiben dieses heiteren Schiffervölkleins (später Motiv zu meiner Schiffergeschichte „Die wilde Braut.") Und wenn mein Auge den rasch dahin fahrenden, mit Reisenden besetzten Dampfern folgte, dann zog es mich mächtig fort in unbekannte Fernen und ich träumte mich hinunter ins

Banat, zum schwarzen Meere und weiter, immer weiterhin. Ich brachte diese Sehnsucht in Versen zum Ausdruck, die ich damals niederschrieb.

Wandern, wandern möcht' ich gerne,
Mit den Wolken möcht ich ziehen,
Mit den Wellen möcht ich fliehen
In die weite, weite Ferne!

In die weite, weite Ferne
Möcht ich frohen Mutes eilen;
Möchte viele tausend Meilen
In die Fremde wandern gerne.

In die Fremde wandern gerne
Möcht ich lieber heut' als morgen —
Wie der Vogel ohne Sorgen
In die weite, weite Ferne. --

Nun war mir nichts sympathischer, als eine Reise zur Heimat meiner Eltern ins Schwabenland. Der Vater gab meinem Drängen nach und erlaubte, daß Adalbert und ich zur großen Vakanz nach Kempten reisen dürften. Doch sollten schwere Hindernisse dazwischen kommen. Tante Babette, eine liebenswürdige Dame, welche bei einem entfernten Verwandten, dem Oberst H. in Augsburg, die Stelle der Hausfrau vertrat, starb, nachdem sie sich nach Kaufbeuren hatte bringen lassen. Das war für meine Mutter und uns alle ein harter Verlust.

Die Reise kam dennoch zustande, zumal gerade zu jener Zeit in Augsburg ein Lager der gesamten bayerischen Armee abgehalten wurde, das ich sehnlichst zu sehen wünschte. Ich berichte im Folgenden über die dabei und auf der Reise erlebten Abenteuer.

3. Die Reise ins Schwabenland.

Wenn einer eine Reise thut,
So kann er was erzählen.

Am 25. August 1846 war Beginn der Ferien. Ich traf in Straubing mit meinem Bruder Adalbert zusammen, von wo wir, ausgerüstet mit mehreren Briefen an Bekannte der Eltern in München, Landshut, Augsburg, Kaufbeuren, Kempten, und jeder von uns mit zehn Gulden Reisegeld, die Reise am 26. August antraten. In Kempten, bei Onkel Anton, sollten wir das Geld zur Rückreise erhalten. Es traf sich, daß auch Karl Bernhuber zu gleicher Zeit nach München reiste, aber zu Wagen, per Post. Dieser beredete uns, doch auch die ersten Stationen zu fahren, da der Weg zu Fuß bis Landshut in einem Tage zu anstrengend wäre, zumal jeder von uns ein mit Wäsche und Kleidern ziemlich bepacktes Ränzchen auf dem Rücken hatte. Das leuchtete uns ein und wir fuhren mit der Post die Hälfte des Weges, nach Mengkofen, von dort aber marschierten wir zu Fuß rüstig die noch fehlende Strecke von etwa sieben Poststunden nach Landshut. Hier wurden wir bei Regierungs- und Kreisbaurat Bernatz, einem Freunde meines Vaters, schon erwartet und waren den folgenden Tag gut aufgehoben. Mit den Söhnen schloßen wir alsbald Freundschaft (der eine starb jüngst als Oberbaurat, der andere ist Kreisbaurat und der dritte Eisenbahnbeamter).

Wir besichtigten die Trausnitz und was sonst in der hübschen Stadt zu sehen.

Nach diesem Rasttage ging es München zu, welches in einem Tage erreicht werden sollte. Der gastliche Kreisbaurat ließ uns in seinem Wagen etwa 5 Poststunden weit fahren, so daß München zu Fuß eher erreichbar war. Müdigkeit war für uns ein unbekanntes Ding und so passierten wir Moosburg und Freising und wanderten vergnügt München zu, zumal sich uns in Freising auch Karl Bernhuber wieder anschloß. Als wir gegen Schwabing kamen, machte sich übrigens doch eine Ermüdung fühlbar, aber die Nähe der Hauptstadt ließ uns das vergessen.

Da eröffnete sich uns die Ludwigsstraße. Nie vergesse ich den Eindruck, welchen dieser Anblick auf mich machte. Dieses Große, Herrliche, noch nie Gesehene ergriff mich eigentümlich. Ich fühlte mich in einer neuen Welt und mit einem Hochgefühle von Stolz und Selbstbewußtsein schritt ich schweigend an der Seite meiner Begleiter durch die herrliche Straße. War es eine Vorahnung von alledem, was ich in dieser Stadt erleben sollte?

Unsere erste Frage, nachdem wir die Feldherrnhalle passiert, war allerdings prosaischer, als die vorige Empfindung, sie lautete: „Wo ist der Schleibinger Bräu?“ Dort war eine Schwester unseres Studiengenossen und Waldlerlandsmannes Dachs „Kuchelmagd“ oder so etwas Aehnliches und an sie ward bereits von ihrem Bruder berichtet, daß sie uns für ein gutes Nachtquartier im Hause sorgen solle. Die bewußte Nanni empfing uns denn auch sehr freundlich und ihrer Protektion verdanken wir es, daß wir ein einzelnes Zimmer mit 2 Betten im 3. Stock

„hintnaus" erhielten. Der Schleibinger Bräu machte zwar keinen residenzlichen Eindruck, denn er war das schmutzigste Wirtshaus in München, ähnlich dem alten Hofbräuhause, aber man aß und trank dort billig, ich glaube, das Mittagessen kostete 10 Kreuzer und die Maß Bier 4 Kreuzer. So fühlten wir uns zufrieden und begannen anderen Tages unsere Rundgänge. Alles wollten wir sehen und genießen. So kamen wir gerade in die k. Erzgießerei, als der Kopf der Bavaria gegossen wurde und der Besuch der Residenz, der Pinakothek und anderer Sammlungen, der herrlichen Kirchen erweiterte unsern Geschmack derart, daß wir am folgenden Sonntag der Aufführung des „Oberon" im Hoftheater beiwohnen wollten. Unsere bisher erlangte Bildung gestattete uns aber nicht, einen niederen Platz zu nehmen, obwohl Bernhuber sich mit dem „Juhe" begnügte. Wir wollten es nobler treiben und kauften uns zwei Sperrsitze. Ich, als Theaterdichter, konnte doch nicht mit auf den Juhe gehen! Das Haus gefiel mir ausnehmend; es war doch etwas anderes, als unsere Bühne im Neumaier-Saale zu Eschlkam. Alsbald saßen wir auf den rotsamtenen Stühlen. Der Zettelverkäufer bot uns Zettel und Textbuch hin, natürlich nahmen wir das Gebotene und zwar jeder einen Zettel und ein Textbuch. Wir waren einmal in der Noblesse schon drinnen. Die Oper begann. Als der Vorhang emporrauschte, konnten wir ein „Ah!" nicht unterdrücken. Ich war ganz Aug und Ohr, voller Entzücken, zumal nach Schluß des ersten Aktes ein Konditor uns auf einer Platte Gefrorenes und Süßigkeiten mit dem einladenden Rufe: „Is's gefällig?" vor die Nase hielt. Ich dachte, das sei im Hoftheater so Brauch, daß man regaliert würde und griff lebhaft nach einer Portion Eis

und einem Mandelbogen. Dasselbe that mein Bruder. Anfangs schmerzten uns freilich die Zähne, da wir das Zeug beißen wollten, aber nach und nach ging es schon besser. Nämlich nach und nach; denn nach dem zweiten Akte präsentierte uns der Konditor wieder mit der Frage: „Nichts gefällig?“ und wir nahmen wieder dankend, der eine „rot“, der andere „weiß“ mit Mandelkonfekt, und ließen es uns schmecken.

Kaum aber war der Akt aus, kam der Konditor zu uns und verlangte — Zahlung. Wir mußten also trotz unserer Danksagung noch blechen, was unserer Kasse einen schmerzlichen Eintrag that. Doch war der Genuß der Oper überwiegend und vergnügt kneipten wir dann in unserem Hotel Schleibinger und schliefen königlich in den einfachen Handwerksburschenbetten.

Früh hörte ich mich durch meinen Bruder angesungen: „Herr Bruder, schon schlägt es neun! Wollen wir nicht ins Schwabenland hinein?“ Ich sang dagegen: „Ja, ja, es ist nichts zu versäumen mehr, denn unsere Kasse ist bald leer!“ So sangen wir noch eine Weile fort und meinten, es wäre so übel nicht, wenn, gleichwie in der Oper, auch sonst im Leben die Leute nur singend mit einander verkehrten. Kurz, die Ebbe in unserem Geldbeutel machte uns keine Sorge. Das Geld für die Bahnfahrt nach Augsburg hatten wir noch und sogar noch einige Sechser darüber.

Mittags fuhren wir mittelst Eisenbahn nach der schwäbischen Hauptstadt, wo z. Z., wie schon erwähnt, Manöver der gesamten bayerischen Armee stattfanden. Daß mich als Techniker die Bahn hoch interessierte, ist selbstverständlich und ich bedauerte nur, daß die Fahrt nicht

länger dauerte und wir unser Fahrgeld nicht ordentlich ausnützen konnten.

Ganz Augsburg war damals ein Heerlager. Es wimmelte von Offizieren und Soldaten, von Fremden und Einheimischen. Wir fragten uns nach Oberst H. durch, bei welchem Tante Babett bis kurz vor ihrem Tode war und woselbst wir als Gäste eingeladen waren. Nun traf sich unsere Ankunft doch nicht recht günstig, da der Oberst, ein alter, pensionierter Militär und bekannt als „Geradeheraus", das Haus voll Leute hatte. Seine älteren Söhne, zwei Artillerieoffiziere, waren da, außerdem einige Offiziere als Einquartierung. Zwei jüngere Söhne, in unserem Alter, empfingen uns mit viel Herzlichkeit, da sie Tante Babette wie ihre Mutter geliebt hatten und von ihr viel von uns hatten erzählen hören. Wir erhielten unsere Schlafstelle in der Stube dieser beiden und zwar nur ein Bett für uns beide infolge der Ueberfüllung des Hauses. Mein erstes war, die beiden jungen H. zu bitten, uns ins Lager zu führen. Dieses war bei Kriegshaber aufgeschlagen und wir machten uns sofort dorthin auf den Weg.

Es war ein buntes Leben dort, alle möglichen Farben der Regimentsabzeichen waren sichtbar und da die Truppen soeben von einem Manöver mit Musik ins Lager eingerückt kamen, hatten wir die Freude, einen Vorbeimarsch vor dem anwesenden König und den Prinzen mit anzusehen. Wir sahen da König Ludwig I., seinen Bruder Prinz Karl, den Kronprinzen Max, König Otto von Griechenland in griechischem Kostüm, die Prinzen Luitpold und Adalbert, sowie die Königin Therese und andere Prinzessinnen zu Wagen. Wir hatten nicht Augen genug, das alles zu überschauen. Dazu die verschiedenen Regimentsmusiken und

das Hochrufen der Menge, als die Allerhöchsten Herrschaften sich entfernten, es war ein glänzendes Bild.

„Ich geh zum Militär!“ rief ich aus, „und das so bald als möglich!“

Dann besuchten wir das Lager; ich erfragte das 8. Regiment, bei welchem ein Eschlkamer, der Sattler Toni, stand, den ich auch bald auffand. Tonis Schwester war die Frau des jungen Schöppl, des Verwandten Bernhubers und eine echte „Studentenbasl“, die uns stets mit Rat und That beistand. Ihr Bruder, der Toni, freute sich, uns zu sehen, und meinte: „Jetzt trink ma aber glei a Maß!“ Gesagt, gethan. In der Marketenterei ging es lebhaft her, unsere beiden jungen Begleiter verspürten auch Hunger und Durst und wir ließen Bier, Käse und Brot kommen. Aber niemand hatte Geld und wir mußten die Gastgeber sein. Das war etwas bedenklich für unsere am Absterben begriffene Kasse.

Abends saßen wir jungen Leute beisammen in einem eigenen Zimmer. Ich unterhielt die kleine Gesellschaft mit Zauberstückchen ohne Apparat, worin ich es schon seit etlichen Jahren zu einer gewissen Kunst gebracht hatte. Dabei wußte ich gehörig zu „plappern“, um die Aufmerksamkeit der Hörer von meinen Händen abzulenken. Es dauerte nicht lange, kam auch der alte Oberst und sah mich eine Weile hantieren. Dann aber nahm er das Wort.

„Hört, Buben,“ sagte er, „euer Vater hat mir ein großes, prächtiges Brisilglas, angefüllt mit bestem Waldler Schmalzler, geschickt. Sagt ihm meinen Dank, bis ich Zeit habe, zu schreiben. Aber — daß ich nicht vergesse — wann wollt ihr morgen in aller Frühe abreisen?“

Diese Frage machte mich starr vor Schrecken; war

ja morgen das Schlußmanöver und übermorgen die Königsparade, worauf ich mich so freute, und nun sollten wir schon morgen in aller Früh —

„Wenn ihr morgen nach Kaufbeuren zu Bertele wollt, müßt ihr Schlag 5 Uhr auf dem Wege sein.“ Mit diesen Worten unterbrach der Oberst meinen Gedankenlauf. Mein Bruder Adalbert war aber gefaßter und erwiderte, den alten Herrn nicht mit der dankbarsten Miene anblickend: „Ja, ja, um fünf Uhr machen wir uns auf den Weg.“

„Ich werde euch rechtzeitig wecken lassen,“ versetzte der Oberst, „für heute gute Nacht. Geht jetzt zu Bett, es ist Zeit, und grüßt mir euern Vater und in Kaufbeuren die Familie Bertele.“ Damit entfernte er sich, den Rauch aus seiner langen Tabakspfeife zurücklassend.

Wir sahen uns alle verblüfft an, auch die Söhne des Obersten. Mein Bruder fand zuerst das Wort und meinte: „Die 3 Tage für Augsburg sind auf einen halben zusammengeschrumpft. Gehn wir ins Bett, sonst schrumpft auch das zusammen in einen Strohsack.“

Die Söhne des Obersten wußten aus Verlegenheit nichts zu sagen und wünschten uns mit Thränen in den Augen „Gute Nacht.“

Im Bett sagte mir mein Bruder ins Ohr: „Weißt was, der alte Grobian soll uns die Freude nicht nehmen, die Königsparade zu sehen; wir thun, als gingen wir fort und bleiben doch noch, so lange die Moneten ausreichen!“

Andern Tages wurden wir schon um 4 Uhr geweckt, und ward uns hierauf der Kaffee vorgesetzt. Schlag 5 Uhr machten wir uns auf den Weg, aber zu unserem Schrecken wollten uns die beiden Brüder das Geleite geben, um da-

durch die Unhöflichkeit ihres Vaters einigermaßen zu mildern. Richtig geleiteten sie uns weit über eine Stunde Weges gegen Schwabmünchen zu. Wir sahen jenseits der Wertach die Truppen marschieren, um sich zum Manöver aufzustellen, wir hörten Musik und Trommeln und es zitterte in mir förmlich vor Verlangen, den Heermassen mich zu nähern. Endlich, nach langer Zeit, ließen sich unsere Begleiter bewegen, umzukehren. Unser Dank kannte keine Grenzen. Wir winkten uns gegenseitig zu und schon stahl sich ein Juhschrei aus meinem Munde, als wir den älteren der Begleiter wieder zu uns zurückeilen und den jüngeren im Grase laut weinend liegen sahen. Was wollte nur der Zurückeilende?

„Ihr müßt mir helfen," rief er uns schon von weitem zu. „Mein Bruder hat sich den Fuß verstaucht, er kann keinen Schritt mehr gehen. Helft mir ihn in den nächsten Ort tragen."

Was wollten wir machen? Der arme Junge dauerte uns und ohne uns lange zu besinnen, halfen wir ihn nach Göggingen zurückbringen und dort zu einem Chirurgen zu tragen. Damit war es aber nicht abgethan. Der Bader verlangte für seine Hilfe einen halben Gulden, und da unsere Gastgeberssöhne wieder keinen Kreuzer Geld hatten, mußten wir mit Schmerzen die Rechnung begleichen.

Dann aber entfernten wir uns und traten scheinbar den Weg nach Schwabmünchen an, schlugen aber alsbald eine andere Richtung ein, die uns in das Manövergelände führte und liefen bis in den Nachmittag hinein den Truppen nach. Nachdem diese ins Lager gerückt, suchten wir wieder den Sattler Toni beim 8. Regiment auf und der veranlaßte, daß wir eine Menage bekamen, die uns wunderbar schmeckte.

Der Landsmann ließ uns diesmal nichts bezahlen und so war für diesen Tag gesorgt. Gegen Abend kehrten wir nach Augsburg zurück, um im „weißen Lamm" ein Nachtlager zu suchen. Wir erhielten für 6 Kreuzer ein Bett in einer Dachkammer und so war alles gut.

Andern Tages besahen wir uns die Königsparade. Es war bei herrlichstem Wetter ein prächtiges Schauspiel. Alles interessierte uns ja, besonders aber der König und das königliche Haus. Nach der Parade — wir hatten schrecklichen Hunger — suchten wir den Oberst des 11. Infanterie-Regiments, Naus, auf, der ein intimer Freund und Kriegskamerad unseres Vaters war und dem wir auch in Kempten empfohlen waren. Die Idee war gut. Der Oberst empfing uns erfreut und da er gerade zu Tische ging, fragte er, ob wir Appetit hätten? Ich log ein „O nein!" Aber mein gescheiterer Bruder versetzte: „Mich hungert wie einen Wolf!" Das genügte. Wir mußten vor dem Zelte Platz nehmen und erhielten nach dem Begriffe jenes Tages ein königliches Mahl. So ward uns auch an diesem Tage das Geschick günstig. Es war aber auch nötig, denn unsere Barschaft bestand nur noch in 6 Kreuzern. Die mußten für das Nachtlager reserviert werden. Dieses bestand allerdings dieses Mal nur aus Stroh, welches in der Gesindestube aufgeschüttet wurde und das wir mit allem möglichen Menschenmaterial zu teilen hatten, für die Person 3 Kreuzer. Wir schliefen aber trotzdem wie die Götter.

Am andern Morgen begannen wir wieder den unterbrochenen Marsch nach Kaufbeuren. Da sich indessen bald der Frühstücksmangel fühlbar machte, beschloßen wir, uns durch Ansuchen um ein Viatikum zu helfen. Gleich im ersten Dorfe begannen wir dieses Geschäft. Im ersten

Hause baten wir um Brot, was uns gern gereicht wurde; das verzehrten wir an einem Brunnen, der uns den nötigen Nektar lieferte. Einmal im Zuge, stapelten wir ein Haus ums andere ab, mit mehr oder weniger Erfolg. Immerhin konnten wir uns, als es Mittag war, ein bescheidenes Essen in einer Schenke an der Straße erlauben. Dann ging es wieder frisch zum stapeln. Damit wurde aber so viel Zeit versäumt, daß es schließlich unmöglich erschien, noch den weiten Weg nach Kaufbeuren zurückzulegen und wir wählten deshalb Buchloe zum Nachtquartier. Wir wollten uns jedoch noch das nötige Herbergsgeld erfechten, denn obwohl wir Aussicht hatten, beim Landrichter in Buchloe, einem ganz entfernten Verwandten, zu Gast geladen zu werden, trauten wir der Sache nicht mehr, seit uns Augsburg so arg enttäuscht.

Es war schon spät am Nachmittag, als wir Schwabmünchen vor uns sahen. Da gesellte sich ein Handwerksbursche zu uns, den wir schon öfters auf unseren Kreuz- und Querzügen durch die Dörfer begegneten. Er war frohen Mutes, erzählte uns, daß er Färbergeselle sei und nach der Schweiz reise, wo er in Stellung treten würde. Als wir ihm sagten, wir wollten heute noch nach Buchloe, lachte er uns aus und meinte, wir müßten schon in Schwabmünchen nächtigen, nach Buchloe könnte uns heute kein Gaul mehr bringen. Nun, wir sahen das bald ein und schritten lustig neben dem neuen Gefährten her. Wir sangen Studenten- und andere Lieder und der Geselle wußte manch schönes Handwerksburschenlied vorzusingen.

In Schwabmünchen ward es uns aber nicht recht geheuer. Als wir um die Abendmahlzeit gefragt wurden, verlangten wir nur bescheiden eine Knackwurst, während

der Geselle einen frisch gefertigten Kalbsbraten verzehrte. Der gute Kerl sah unsere Verlegenheit und sagte leise zu uns: „Da, nehmt's den Gulden und eßt's ordentli. Ihr könnt's mir's morgen oder übermorgen in Kaufbeuren wieder heimgeben. Eßt und trinkt nur — morgen fechten wir wieder auf Preß!"

Das so freundlich Gereichte konnten wir nicht zurückweisen. Alsbald ließen wir anstatt der Knackwurst ebenfalls Braten kommen und — es war recht schön in Schwabmünchen. Der Handwerksbursche erzählte uns ein Stück Lebensgeschichte, dabei gedachte er mit Thränen in den Augen seiner vor kurzem gestorbenen Mutter. „O, es geht nix über eine Mutter!" schloß er seine Rede, „und habt ihr noch eine, so lassen wir sie leben!" Wir stießen an und ein dreimaliges „Hoch" hallte durch die Stube. Auch mir und Adalbert netzten sich die Augen. Die Strapaze hatte unsere Nerven doch schon etwas zu reizen begonnen. Bald fielen uns die Augen zu und in guten Betten fanden wir Ruhe und Erquickung.

Am nächsten Morgen — wir konnten uns noch einen Kaffee erlauben — ging's wieder von dannen. Wieder ward gefochten. Gegen Mittag kamen wir nach Buchloe. Wir gingen sofort zum Landrichter, der uns aber nicht in der freundlichsten Weise empfing. „Ihr kommt mir heute sehr ungelegen," sagte er; „meine Frau und Tochter sind verreist, und ich muß in einer halben Stunde auf Kommission. Sucht mich auf der Rückreise auf, da sollt Ihr unsere Gäste sein. Adieu jetzt — ich habe Eile!"

„Patsch!" rief mein Bruder vor der Thüre; „der Mensch muß auf eigenen Füßen stehen; also fechten wir

uns weiter nach Kaufbeuren zu Onkel Bertele; da soll die Not ein Ende haben!“

Ein kurzes Mahl im Gasthause, natürlich nur Suppe und ein Glas Bier — und fort ging's, dem Allgäu zu. Der Färbergeselle fand es für gut, unsere Aktien nicht zu verderben; er hielt es für geraten, die entlegeneren Ortschaften abzustapeln und uns die Dörfer an der Landstraße zu überlassen. Und merkwürdigerweise brachten wir es doch auf anderthalb Gulden, bis wir Kaufbeuren bei beginnender Nacht erreichten.

Dort wurden wir mit herzlicher Freude von Herrn und Frau Rechtsrat Bertele und ihrem Sohne Karl, Universitätsstudent und beim Korps der „Schwaben“ als Consenior, begrüßt. Wir teilten ihnen wohl die Augsburger Begebenheiten mit, nicht aber unsere Geldverlegenheit. Diese scheuten wir uns einzugestehen, wir genierten uns. Die Rechtsrätin schimpfte gehörig auf den Oberst, der alle Ursache hätte, uns gefällig zu sein, da er unserer verstorbenen Tante zu großem Danke verpflichtet war. Frau Bertele, eine resolute, große und starke Frau, hing mit großer Liebe an unseren Eltern. Sie schrieb auch an Oberst H. nächsten Tages einen ziemlich derben Brief. Selbstverständlich besuchten wir zu allererst das Grab unserer Tante Babette. Und dann ward uns drei Tage lang alle Ehre angethan.

Als wir eines Tages mit der Rechtsrätin durch die Stadt gingen, sahen wir den Färbergesellen. Sofort eilten wir beide auf ihn zu und gaben ihm die ganze Geldbörse, in der sich etwa anderthalb Gulden befanden. Unsere Frau Tante fragte uns natürlich, woher wir den Handwerksburschen kennen, aber wir sagten ihr nur, was wir

sagen wollten, nicht aber, daß er uns Geld gepumpt. Auf diese Weise und da wir uns nicht entschließen konnten, unsere Geldverlegenheit den Verwandten wissen zu lassen, traten wir, es war ein Marien-Feiertag, wiederum mit total leerer Tasche den Weg nach Kempten, dem Ziele unserer Reise, an.

Einmal die Scheu des Viatikumbittens überwunden, wollten wir unser Glück auch im Pfarrhofe eines der größten Dörfer, die wir passierten, es war eines der vielen „Ried," versuchen. Der Pfarrer, so glaubten wir, werde wahrscheinlich das Hochamt halten und so hofften wir, es mit der Haushälterin allein zu thun zu haben. Also klopften wir an. Die Köchin verlangte unsere Zeugnisse ab, da der Herr Pfarrer, der soeben beim Frühstücken war, nicht gestört sein wolle. Bald darauf aber kamen Seine Hochwürden persönlich, fragte uns dies und jenes, auch nach unsern Eltern, und gab jedem von uns einen ganzen Gulden. Wir glaubten zu träumen und sagten dem Pfarrer überschwenglichen Dank. Er sah uns nach, als wollte er uns noch etwas sagen, doch schien er sich eines andern zu besinnen. Lustig schritten wir dann weiter. Der materiellen Sorgen nun ledig, konnten wir der Landschaft und dem Volke unsere Aufmerksamkeit schenken. Näher kamen die Allgäuer Alpen und fesselten unsere Blicke. Aber auch die Tracht der Landleute erregte unser Interesse. Die Weiber trugen große goldene oder silberne Radhauben, was uns anfangs lächerlich vorkam, bald aber sehr gefiel. Die Männer hatten silberne Knöpfe an ihrem Rocke und auf dem Kopf den Dreispitz. Die Mädchen trugen kleinere Radhäubchen aus Gold oder Silber und Blumensträuße an der Brust. Es war recht schön, das alles zu bewundern,

denn die paar Gulden in der Tasche öffneten uns die Augen und machten uns empfänglich für alles Schöne.

In Obergünzburg machten wir Mittag und dann ging es Kempten zu. Als wir die Stadt zum ersten Male unter uns im prächtigen Illerthale liegen sahen, überkam uns unwillkürlich eine tiefe Rührung. Es war ja die Heimat unserer Eltern. Das Bild von Kempten, welches in unserer Wohnstube zu Eschlkam hing und das wir seit unserer Kindheit mit sehnsüchtigen Augen betrachtet, jetzt sahen wir's lebendig vor uns, selbst das große Bauernhaus, von dem aus das Gemälde aufgenommen war, stand neben uns, alles war uns bekannt. Wir sahen die doppeltürmige Stiftskirche, die Residenz des ehemaligen Fürstbischofes, die Alt- und Neustadt und wir fühlten uns auf bekanntem Boden. Eine Art Heimweh nach den Eltern wollte sich einstellen, aber wir drängten es zurück und gaben der Freude Raum, in kürzester Zeit den Bruder und die Schwester unseres Vaters und alle Bekannten und Verwandten der beiden Eltern kennen zu lernen.

Und so zogen wir nachmittags in der Stadt ein und erfragten leicht unseren Bestimmungsort.

Onkel Anton und seine Söhne empfingen uns mit aufrichtiger Freude. Der Onkel hatte große Aehnlichkeit mit unserem Vater, ebenso die Schwester, welche an einen gewissen Hofmiller verheiratet war. Sie war einst eine Kemptener Schönheit und hatte den Namen „die schöne Nanni.“ Sie war viel von Freiern umworben, da sie außer ihrer Schönheit auch ein kleines Kapital besaß. Aber die Nanni zog einen einfachen Hautboisten vom 11. Regiment allen andern vor und heiratete ihn trotz aller Hindernisse, welche ihr von Eltern und Geschwistern entgegen-

gesetzt wurden. Hätten wir in Augsburg daran gedacht, wäre uns manche Sorge erspart geblieben, denn Hofmiller war mit seinem Regiment im Lager.

Nun ging es an ein Besuchen und Herumwandern bei allen Verwandten und Bekannten väterlicher und mütterlicherseits, aber auch den Friedhof besuchten wir, wo wir das Grab unseres Großvaters, des Hof- und Kabinetsrates Karg noch gut erhalten vorfanden.

Dieser hatte seinerzeit in der Neustadt ein sehr hübsches Haus mit großem Garten besessen, das wir mit größtem Interesse besahen, weil die Mutter ja so oft davon erzählte. Besonders freudig wurden wir von Ingenieur Feigele empfangen, dessen Frau eine geborene Weiß, Zeichnungslehrerstochter, eine intime Freundin unserer Mutter war. Eine Schwester von ihr war Kunstmalerin. Sie fertigte die Porträts unserer Großeltern, sowie von Mutter und Tante, (siehe Seite 15). Eine dritte Schwester war die Baronin Montygni in Deggendorf. (Eine Tochter von letzterer ward die Gemahlin des Akademieprofessors Rudolf Seitz in München.)

Alle Tage waren wir anderswo zu Gast, und als das 11. Regiment vom Lager zurückgekehrt, auch bei Oberst Naus. Die schönen Tage flogen rasch dahin und nach vierzehn Tagen mußten wir an die Heimkehr denken. Diese mußte wieder zu Fuß zurückgelegt werden. Wieder erhielten wir von Onkel Anton je zehn Gulden auf die Hand; es war dies kein Geschenk, sondern der Zins eines kleinen Hypothekkapitals, den er an den Vater zu bezahlen hatte.

Dieses Mal machten wir einen Umweg. Wir wollten Hohenschwangau sehen. Zu Fuß wanderten wir über Nesselwang und eine Strecke durch österreichisches Gebiet

bei Vils und Weißhaus nach Füssen, wo wir übernachteten, um am nächstfolgenden Morgen das goldene Hohenschwangau zu besuchen, wo zur Zeit Kronprinzessin Marie mit ihrem Söhnchen Ludwig weilte.

Auf dem Hinwege gesellte sich ein Herr zu uns, der uns über die Geschichte des Schlosses einiges mitteilte. So soll das Schloß in den zwanziger Jahren von einem alten Weber bewohnt gewesen sein. Das Gebäude war damals baufällig und der Regen strömte zum Dache ein. Der Mann machte schöne Damastgewebe ohne Jaquardstuhl. Er verkaufte den Steinhaufen um 300 Gulden.

Später ging die Ruine in den Besitz des bayerischen Kronprinzen über, auf welchen die unbeschreiblich schöne Landschaft einen mächtigen Eindruck machte. Das Schloß wurde der Lieblingsaufenthalt des Kronprinzenpaares, wo es die glücklichsten Tage verlebte. Welch tragisches Schicksal sich nach kaum einem halben Jahrhundert dort abspielte, das hätte sich die kühnste Dichterphantasie nicht träumen lassen.

Das Schloß ward einst von dem unglücklichen Konradin von Hohenstaufen bewohnt, hier nahm er Abschied von seiner Mutter Elisabeth, der Witwe König Konrads IV., um nach Italien zu ziehen und sich den ihm geraubten Thron zurückzuerobern. Durch Verrat und Unglück besiegt und gefangen, wurde er jedoch zu Neapel hingerichtet. Durch diese Erzählungen ward unsere Neugierde nur noch mehr gespannt und wir waren hoch entzückt, als sich das Schloß endlich unsern Blicken zeigte. Wir sollten es aber nicht nur von außen, sondern auch von innen bewundern dürfen. Die Besichtigung wurde trotz der Anwesenheit der Kronprinzessin genehmigt. Als wir in den

Vorgarten hinaufgestiegen waren, sahen wir dort eine Kammerfrau, den einjährigen Prinzen Ludwig auf dem Arme, umherwandeln. Das junge Prinzchen war ein reizendes Kind und blickte mit großen dunklen Augen nach den ankommenden Fremden. Im Innern des Schlosses interessierten mich am meisten die Wandbilder von der Sage des Schwanenritters und das Märchen von der Reismühle, der Geburtsstätte Karls des Großen. (1898 von mir in der Erzählung „Der Reismüller" behandelt.)

In gehobener Stimmung schlugen wir den Rückweg nach Füssen ein. Der Herr, welcher uns schon auf dem Herwege so interessant belehrt hatte, ging auch mit uns zurück. Und wieder erzählte er uns: wie in Füssen sich Johann Parricida, der Kaisermörder, längere Zeit, als Mönch verkleidet, verborgen gehalten hatte, bis er dann in Kainzenbad bei Partenkirchen Zuflucht fand; dann von dem heiligen Magnus und seinem Sprung über den Lech, und noch vieles andere. Wie man doch gleich mit anderen Augen und anderer Stimmung eine Gegend oder einen Ort betrachtet, wenn man von seiner Geschichte weiß!

Nach eingenommenem Mittagsmahl setzten wir unsere Wanderung nach Kaufbeuren rüstig fort, wo wir spät in der Nacht, aber nicht übermüdet, bei Onkel Bertele, da schon alles schlief, ankamen. Dort sollten noch zwei Rasttage gemacht werden, bevor die Heimreise beschleunigt angetreten werden mußte. Tante Bertele ließ uns durch einen eben dort seine Kunst ausübenden Silhouetten-Maler porträtieren, um damit den Eltern ein Geschenk mitbringen zu können. Es war ein Porträt, auf Glas gemacht. Der Künstler machte eine Menge Zuthaten, z. B. mir einen stehenden Hemdkragen, sogenannten Vatermörder und

Chemisette mit goldenen Knöpfen, einen noblen Gehrock, Handschuhe, und in der Hand hielt ich einen Spazierstock mit goldenem Knauf. Das Gesicht war silhouettenhaft schwarz. Da mir aber die Nase nicht recht gefiel, obwohl sie mittelst Storchschnabel wahrhaft nachgezeichnet war, so war der Künstler so gütig, sie nach meinem Wunsche abzuändern. Als das Werk fertig war, versicherte er, es sei „zum Sprechen" ähnlich. Ich kannte den „fremden Herrn" auf der Glastafel zwar nicht recht, gab mich aber zufrieden, da mir der Künstler meine Aehnlichkeit bestätigte. — Aehnlich erging es meinem Bruder. Als die Tante 8 Gulden für die Pfuscherei bezahlen mußte, raisonnierte sie freilich und meinte, die Bilder hätten ja gar keine Aehnlichkeit mit den Studenteln, aber der Künstler erklärte, wir hätten die Abänderung gewünscht und er habe nur nach unserem Willen gehandelt.

Als wir eines Tages gemütlich beim Nachmittagskaffee saßen, fuhr ein Wagen an und es hieß, der Pfarrer von Ried komme. Ein Ausruf des Schreckens entfuhr mir und ich errötete über und über.

„Was hast du denn?" fragte die Tante.

Ich getraute mir nicht, die Schmach zu enthüllen, daß wir ihn angebettelt, aber mein Bruder gestand, wie wir in Not gewesen und Seine Hochwürden um ein Viatikum ersuchten.

„Nu? Hat er euch etwas gegeben?"

„Ja, jedem einen Gulden."

„Das war nicht mehr als billig, hätte auch mehr sein dürfen," sagte die Tante; „er ist ja ein Vetter von uns. Seid nur nicht durch ihn geniert. Vielleicht kennt er euch auch gar nicht."

Als nun der Pfarrer eintrat, machte ich mir unterm Tische zu schaffen, mein Bruder aber bekam scheinbar Nasenbluten. Kurz, wir vermieden, ihm gegenüber zu treten und entfernten uns baldmöglichst, um andere Verwandte, Privatier Koch, aufzusuchen. Der Pfarrer aber hatte ja aus unsern Zeugnissen ersehen, wer wir sind und wollte, wie er zur Tante sagte, uns nur die Verlegenheit ersparen, sich uns als Verwandten zu erkennen zu geben. Man lachte über uns, und was sollte man auch sonst thun?

Von Kaufbeuren weg ging es mit Stellwagen nach Augsburg. Abreise früh 5 Uhr. Da uns die Rechtsrätin versicherte, daß wir dieses Mal von Oberst H. freundlicher empfangen würden, — sie hatte ihm inzwischen geschrieben und ihm Vorhalt über seinen Mangel an Gastfreundschaft gemacht — so gedachten wir unser Nachtquartier wieder dort aufzuschlagen. Die Fahrt in dem engen, vollgepfropften Wagen war entsetzlich. Wir hatten Rücksitze. Mein Bruder konnte das nicht ertragen, er bat einen Herrn, der ihm gegenüber saß, mit ihm den Platz zu wechseln, da er das Rückwärtssitzen nicht länger vertragen könne, aber der darum Angegangene antwortete unwirsch ein „Warum nicht gar!“ Mein Bruder sagte nun: „Wenn Sie nicht mit mir wechseln, garantiere ich für nichts!“ Aber auch das half nichts und siehe, wenige Minuten später rief Adalbert den heiligen Ulrich an, — alles ging auf die Beine des Gegenüber, der laut aufschrie und zum Schlage ausholen wollte, woran er jedoch von seinem Nachbar gehindert wurde. Der Wagen mußte halten und man bequemte sich nach langem Hin- und Herreden, den Bruder und dazu auch mich auf den vorderen Teil des Bockes, unmittelbar an der Deichsel, sitzen zu lassen.

Uns war das sehr angenehm; wir atmeten wieder frische Luft, was die im Wagen, wo eine alte, kranke Frau nicht duldete, daß ein Fenster geöffnet werde, nach meines Bruders „Ausspruch“ nicht sagen konnten.

Spät erst kamen wir in Augsburg an und suchten nicht ohne Zagen den Weg zum Oberst. Doch wurden wir da freundlich aufgenommen, erhielten gutes Essen und zwei Betten.

Wir wollten aber nicht wieder jene verhängnisvolle Frage an uns richten lassen und erklärten gleich, daß wir am Nachmittag des folgenden Tages mit der Bahn nach München reisen würden. Aufgehalten wurden wir nicht und so fuhren wir alsbald nach eingenommenem Mittagsmahl wieder unter Begleitung der beiden jüngsten Söhne des Obersten zum Bahnhof. In der Residenzstadt aber vertrauten wir uns wieder beim Schleibingerbräu dem Schutze der Dachsen-Nanni an.

Dieses Mal holten wir an Besuchen nach, was wir auf der Herreise versäumt hatten. Unter anderem besuchten wir auch die Frau Gerichtshalterswitwe Weixler, deren Mann im Schlosse Arnschwang als letzter Gerichtshalter angestellt war und dessen Familie mit der unseren seiner Zeit auf sehr intimem Fuße stand. Herr Weixler wurde Ende der Zwanziger Jahre von der Bande des berüchtigten Räuberhauptmanns Zeus von Ränkam während der Nacht überfallen und zur Herausgabe des Kassenschlüssels aufgefordert. Aber Weixler antwortete mit dem Degen. Die Räuber drangen auf ihn ein und verwundeten ihn mehrmals, aber auch er teilte wuchtige Hiebe und Stiche aus, bis er nach einer Stunde erschöpft zu Boden sank. Nun ward er von den Schurken auf gräßliche Weise

mißhandelt; auch die Frau nebst deren Schwester und Söhnchen wurden in rohester Weise behandelt, da sie nicht gestanden, wo der Kassenschlüssel sei. Die Räuber mußten endlich die Kasse sprengen. Nachdem sie alles an sich genommen, wollte einer der Banditen dem ohnmächtig daliegenden Gerichtshalter dessen eigenen Degen in die Brust stoßen, aber der Hauptmann selbst verhinderte ihn mit aller Gewalt daran. Die Räuber fielen später dem Gerichte in die Hände und ihr Hauptmann Zeus endete im Zuchthause. Herr Weixler wurde später Landrichter, konnte sich aber von den Mißhandlungen nicht mehr erholen und starb im schönsten Mannesalter. (Im „Fräulein von Lichtenegg“ schrieb ich ausführlicher darüber.) Nun waren ich und mein Bruder sehr begierig, Frau Weixler nach langer Zeit wieder zu sehen und wir wurden dort aufs herzlichste begrüßt. Das Söhnchen war inzwischen ein flotter Studio geworden, der, wie Bertele, ebenfalls bei den „Schwaben“ Korpsbursche war und sich sofort erbot, uns in München herumzuführen.

Wieder blieben wir in München so lange, bis unsere Kasse nur mehr das Stellwagengeld nach Landshut auswies. Wir fanden es doch für besser, heimzu weniger per pedes zu machen, um so rasch als möglich nach Straubing zu kommen, wo mein Bruder bei seiner Hausfrau das uns noch nötige Geld pumpen konnte. Aber wir sollten nicht ohne Hindernisse unsere Absicht erreichen. Ein ungeschickter Ruck von mir an das geschlossene Fenster des Stellwagens verursachte, daß dieses in Scherben ging. Der Stellwagenführer forderte 36 Kreuzer Entschädigung, was wir aus triftigen Gründen verweigerten. Als wir uns nun abends, in Landshut angekommen, rasch entfernen

wollten, packte der Kutscher mein Ränzchen und erklärte, es nicht eher herzugeben, als bis die 36 Kreuzer erlegt seien. Da faßte mein Bruder den Entschluß, aus seinem Ränzchen rasch zu verkaufen, was entbehrlich. Das waren zwei gute Hemden. Im nächsten Tändlerladen erhielt er dafür einen Gulden, womit er mein Ränzchen auslöste, so daß uns noch 24 Kreuzer als einziges und letztes verblieben.

Wieder begaben wir uns zu Rat Bernatz, der uns schon das erste Mal hiezu aufgefordert hatte, blieben aber nur über Nacht und wurden in Begleitung eines Sohnes (des nachmaligen Oberbaurates) glücklich wieder eine namhafte Strecke gegen Straubing zu gefahren. Gefochten wurde nicht mehr — die 24 Kreuzer mußten nolens volens ausreichen, obwohl wir gegen Abend ziemlich erschöpft in Straubing anlangten. Wir atmeten froh auf, als wir zum Thore hinein schritten, um uns zur Wohnung von meines Bruders Hausfrau zu begeben, welche sich in der Nähe der Donaubrücke befand. Denselben Weg nahmen außergewöhnlich viele Leute und je näher wir unserem Ziele kamen, desto mehr drängten sich förmlich die Leute dorthin.

„Was giebt es denn?“ fragten wir.

„Den Holzapfel Studenten bringen's!“ hieß es.

„Den Holzapfel? Was ist's mit dem?“ fragten wir. „Der vor vier Wochen als der erste fünf Preis bekommen hat? Der Holzapfel von Achslach?“

„Ja, der! Umbracht hat er wen und heut transportiern ihn die Gendarm in unser Frohnfest!“ war die Antwort.

Im gleichen Augenblick kam ein Studiengenosse zu uns heran und sagte: „Macht, daß ihr von der Straße

fortkommt; kein Student soll sich beim Einzug des unglücklichen Studiengenossen auf der Straße blicken lassen."

Zum Fragen war es nicht weiter Zeit. Wir eilten erschreckt unserm Quartiere zu. Niemand empfing uns, alles stand an den Fenstern und erwartete den jungen Mörder. Es währte nicht lange, wälzte sich eine Menschenmenge die Straße heran. „Er kommt! Er kommt!" hieß es und er kam wirklich, der mir in Metten und in Straubing so oft als Muster vorgestellte, genial angelegte Holzapfel, umgeben von einer Eskorte Gendarmen, die dunkelblaue, samtene Studentenmütze auf dem Kopfe, aber die Hände nach rückwärts gefesselt, den Kopf zu Boden geneigt, sichtlich gebrochen. Vor 4 Wochen wurden ihm 5 Tusche geblasen und alles sah mit Bewunderung auf ihn, heute — wird er als Mörder zur Frohnfeste transportiert! Er hatte in seiner Heimat, unmittelbar nach seiner Heimkehr, an einem jungen Mädchen einen Lustmord begangen und sich darauf geflüchtet. In Metten enthüllte er sich seinem väterlichen Freunde, dem Pater Bernhard — es muß eine fürchterlich schmerzliche Szene gewesen sein — dann trieb er sich unstät in den Wäldern bei Metten herum, bis er endlich, nachdem der Verdacht auf ihn gefallen — derselbe hatte zuerst andere getroffen — von nach ihm streifenden Gendarmen gefangen genommen und heute nach Straubing eskortiert wurde. (Siehe meine Erzählung „Der Prälatenschatz.")

Nach einer schlaflosen Nacht, da unsere erregte Phantasie sich stets mit dem unglücklichen Studiengenossen beschäftigen mußte, machten wir uns auf den Weg nach Cham und zwar wiederum mit Stellwagen. Unsere Börse war notdürftig gefüllt und so konnten wir auch auf den ver=

schiedenen Stationen Zehrung machen. In Cham nahmen wir unser Ränzchen auf den Rücken und den Ziegenhainer zur Hand und wanderten auf dem nächsten Wege unserem Heimatsorte Eschlkam zu. Vom nahen Schloßerhöherl, von welchem man eine weite Umsicht hat, sahen wir uns schon aus der Ferne mit weißen Tüchern zuwinken. Es waren Mutter und Schwester, die uns schon seit einigen Tagen erwarteten und uns nun endlich herankommen sahen.

Freudigst eilten wir uns gegenseitig zu und nun gab es ein herzliches Begrüßen, welches sich zu Hause mit dem Vater wiederholte.

Dann ging's an ein Erzählen — wie es hier beschrieben, natürlich mit mehr Einzelheiten, aber alles der Wahrheit getreu. Es wurde viel gelacht, am meisten aber, als wir unsere Geschenke, die beiden Silhouetten übergaben, welche zwei unbekannte Größen darstellten, nur nicht mich und meinen Bruder Adalbert.

Aber was that das! Die Originale waren in Wirklichkeit da und der Vater meinte lachend:

„Der Pfuscher hat jedenfalls zwei Affen zum Modell gehabt. Gottlob, daß Ihr nicht so ausseht!"

Zur Feier der Wiederkehr gab es dann einen Punsch, den der Vater vortrefflich zu brauen verstand und nachdem wir einen fröhlichen Abend verbracht, legten wir uns beglückt zur Ruhe.

Rasch schliefen wir ein. Es war ein erquickender Schlaf im Elternhause. Da war's halt doch am schönsten!



4. Nach der Reise.

Da wir von den in Eschlkam die Ferien verlebenden Studenten längst erwartet wurden, ward sofort zum Theaterspiel gegangen. Dazu wurde jetzt auch Student Dachs aus Weißenregen bei Kötzting verschrieben, dessen Schwester Nanni uns im „Hotel Schleibinger" so freundlich protegiert hatte. Ich weiß nicht mehr, was wir spielten, aber auf das Hoftheater in München hin kam mir alles so kleinlich und „ordinär" vor. Am liebsten hätte ich „Oberon" aufführen lassen, aber Kantor Zirngibl meinte, die fünf Blechmusikspieler, welche Eschlkam besaß, dürften doch nicht zu Karl Maria Webers Werk ausreichen. Dafür aber legten wir in unser Stück einen Gesang ein, welchen Student Singer aus Gaishof mit der Guitarre vortrefflich begleitete. Singer war Lateinschüler in Straubing gewesen, mußte aber dann auf Befehl seines strengen Vaters, eines Bauern aus Gaishof, den Studentenrock aus- und den Bauernkittel anziehen, um seinerzeit den Hof übernehmen zu können, da der ältere Sohn und Erbe gestorben war. Jahrelang hatte ich den hübschen Bauernburschen sonntags mit den andern Bauern zur Kirche kommen sehen und vor dem Gottesdienste beim Freithofeingange sogenannte Sprechstunde halten. Der Langbauern Sepp gefiel mir immer. Er trug meistens einen langen blauen Rock, kurze Hosen und weiße Strümpfe, ein seidenes Knüpftuch, seidene Weste mit Silberknöpfen

und den mit Blumen und Flittergold geschmückten, mäßig hohen Hut.

„Bist da, Maxl?“ sagte er dann immer freundlich zu mir und ich freute mich über diesen Gruß. Als ich dann als Student nach Hause kam, gesellte er sich uns öfters zu und schließlich sagte er eines Tages: „Ich pfeif' auf mein' Bauernhof, ich geh' wieder auf d' Studie!“ Und er ging. Der Kooperator von Eschlkam gab ihm Unterricht, so daß er schon im nächsten Jahre in die zweite Gymnasialklasse in Straubing eintreten konnte, freilich ein alter Student, aber ein urfideles Haus. (Motiv zum lateinischen Bauer. Singer war später Assessor, und dann als solcher pensioniert, Stadtschreiber in Furth i. W., war verheiratet, starb aber kinderlos und hinterließ ein beträchtliches Vermögen zu wohlthätigen Zwecken.) Zu Singer gingen wir oft nach dem Dörfchen Gaishof an der böhmischen Grenze, wo wir stets mit Honig und köstlichem Obst regaliert wurden. Der Weg dorthin führt durch prächtigen Wald, den auch die Pascher fleißig begingen, denen wir oft begegneten. Sie trugen schwere Päcke auf dem Rücken, worin sie die in Eschlkam gekauften Waren nach Böhmen schmuggelten. Einer ging hinter dem andern in gewissen Abständen. Sie schienen immer genau unterrichtet, wo die österreichische Finanzwache nicht gerade zu fürchten war.

Aber auch sonst war der Wald oft unser Revier. Mein Vater hatte die Jagd bis zum Hohenbogen und nach Furth hin. Nach unserer Reise erhielten wir Jagdgewehre und durften mit auf den Anstand und zur Pirsche, ebenso zur Jagd auf Hühner, die aber auch viel im Garn gefangen wurden, wie es damals üblich war. Wer beschreibt meinen Stolz, als ich den ersten Hasen schoß und nach Hause trug!

In Weißenregen, dem Heimatdorfe des Michel Dachs, war Kirchweih und Preisschießen. Dachs veranlaßte uns, mit Erlaubnis der Eltern beides mitzumachen und eines schönen Nachmittags machten wir uns auf den Weg nach Kötzting, bei welchem Orte Weißenregen liegt. Am Wege dorthin kommt man nahe an der schönen Burgruine Lichtenegg vorüber. Wir wollten das alte Gemäuer mit dem hohen, runden Turm, auf dessen höchstem Rande einige Tannenbäume gewachsen waren, wieder einmal in der Nähe besehen und bogen vom Wege dorthin ab. Herrlicher Wald umgab uns bald und singend stiegen wir den Burgberg hinan. Da sahen wir einen Mann aus den Ruinen herabkommen. „Der Heigl ist's!" sagte Dachs leise zu uns. Natürlich großer Schrecken auf unserer Seite, denn Heigl war damals ein sehr gefürchteter Räuber im oberen Walde. Den Banditen umgab indessen eine gewisse Romantik, denn er bestahl nicht nur die Reichen, sondern beschenkte auch oft die Notdürftigen. Er war bei jenem Begegnen ein Mann in den besten Jahren, gekleidet in die Werktagstracht der Wäldlerburschen, in abgenähtem Janker, blaue Leinenhose, den schwarzen Hut mit niederem Gupf auf dem Kopfe. Er trug einen Scheibenstutzen über der Schulter und hatte einen schweren Knittelstock in der Hand. Mein Bruder beeilte sich, sein Geldtäschchen rasch in den Stiefelschaft zu verstecken, auf Anraten des Dachs gaben wir uns aber den Anschein, als kennten wir Heigl nicht. Deshalb stimmten wir ein lustiges Studentenlied an. Heigl schritt an uns vorüber, es war mir aber, als wenn er Dachs verständnisvoll zugenickt hätte. Er entfernte sich in das sogenannte Teufelsloch hinab. Wir sandten helle Juchzer in das Thal, da antwortete ein langgedehnter Juh-

schrei von unten herauf — er kam von Heigl. Dachs nahm uns aber jetzt das Versprechen ab, von dieser Begegnung niemand etwas zu sagen, da ihn der Räuber kannte und im Falle eines Verrates sein väterlicher Bauernhof sicher in Flammen aufgehen würde. Heigl ward in der That von den Bauern der Gegend gefürchtet und begünstigt. Nur so war es möglich, daß er mehrere Jahre hindurch die Behörden an der Nase herumführen konnte; war er aber einmal gefangen, wußte er sich immer wieder frei zu machen. Bei einer solchen Gefangennahme hatte er vor einem Untersuchungsrichter, Namens Fr., ein Verhör zu bestehen. Dieses fand in der Stube des Gerichtsdieners statt, der zugleich Portier war, indem von der Stube aus die Hausthüre mittels eines Zuges geöffnet werden konnte. Heigl hatte die Fragen des Assessors beantwortet und dieser diktierte jetzt dem Schreiber das Protokoll. Er war so sehr damit beschäftigt, daß er gar nicht bemerkte, wie Heigl zum Thürzuge eilte, anzog und dann eiligst Stube und Haus verließ. Der Schreiber bemerkte zuerst dessen Abgang und rief: „Jeß, der Heigl is uns davon!" Aber der Assessor sah auf Heigls Stuhl dessen Hut liegen und dadurch beruhigt, antwortete er: „Er kommt schon wieder; ist ja sein Hut noch da!" — Er kam aber nicht mehr, sondern flüchtete bis nach Ungarn hinab, wo er dann einige Zeit eine Weinschenke betrieb. Aber das Heimweh trieb ihn wieder nach dem „Walde" und die Umgegend von Kötzting, zumal der Keitersberg, war sein Revier. So führte ihn der Zufall auch uns entgegen, worüber wir aber Schweigen gelobten und auch hielten. (Näheres über Heigls Ende in meiner Erzählung „Der Räuber vom Keitersberg" oder „Birgitta.")

In Weißenregen, welches auf beträchtlicher Anhöhe liegt und dessen Kirche als Wallfahrtsort weithin bekannt ist, feierten wir fröhliche Kirchweih im reichen Besitztum des Dachs und beteiligten uns auch an dem Preisschießen. Ein Studiengenosse, Denk (später Lycealprofessor in Eichstätt) erhielt dabei den ersten Preis in Form eines lebendigen, prächtig geschmückten Hammels. Während des Festschießens hörte man auch einen Schuß von der Hochwarte des Keiterberges her, er kam, wie man allgemein annahm, vom „Heigl“, der dort oben sein „Felsenschloß“ in den unzugänglichen Felsenklüften hatte. Bald auch sah man eine Rauchsäule vom Keitersberg emporsteigen und der anwesende, allbekannte Landgerichtsphysikus Dr. Karl Müller machte den Witz: „Der Heigl verbrennt die Prügel, die ihm seinerzeit der Assessor Fr. zudiktiert hat und trotz des zurückgelassenen Hutes nicht zukommen lassen konnte.“

Dr. Müller, mit dem mein Vater sehr befreundet war, lud mich und meinen Bruder ein, am nächsten Tage mit ihm nach Eschlkam zurückzufahren, da er eine Kommission hätte, die ihn durch unsern Ort brächte. Wir nahmen natürlich mit Freuden an, denn der Physikus war ein urfideler Mann, dabei freilich von einer Geradheit und Ungeniertheit, die ihresgleichen nicht leicht findet. Er sprach in Kraftausdrücken. Seine Gedichte waren schon damals in einen Band gesammelt. Sie strotzten von Humor und Witz, aber auch von Derbheit.

Doch waren sie bei Hoch und Nieder gesucht und mit Eifer gelesen und sogar auswendig gelernt. Besonders waren es die „Predigten“, dann „Das Oktoberfest von München,“ welche Erzeugnisse geradezu zwerchfellerschütternd wirkten.

Die Fahrt nach Eschlkam, an der außer dem Physikus ein Schreiber und wir Brüder teilnahmen, ging in der heitersten Weise vor sich. Der joviale Herr erzählte uns auch, welche Amtspflicht ihn heute beschäftige. Da war in Neukirchen beim heiligen Blut, eine Stunde von Eschlkam entfernt, ein etwa achtzehnjähriges Mädchen, welches im „Geruche" der Heiligkeit stand. Es zeigte sich bei ihr täglich die Hostie auf der Zunge und an gewissen Tagen schwitzte sie Blut an Füßen und Händen an jener Stelle, wo die Wundmale des Heilands sich befanden. Leute aus nah und fern strömten seit einiger Zeit herbei, um das Wunderkind zu sehen. Der Bischof von Regensburg, dem die Sache berichtet wurde, ersuchte die weltliche Obrigkeit, der Sache auf den Grund zu gehen und der Landgerichtsphysikus Dr. Müller war zur Prüfung der Sache und Berichterstattung aufgefordert. Aber zu gleicher Zeit lebte eine andere Frauensperson im nahen Buchberg, die bereits mehr als zehn Jahre zu Bette lag und überirdische Erscheinungen haben wollte. Das Mädchen sprach in verschiedenen Sprachen, so glaubten wenigstens die Besucher, weissagte aus der Hand und sang geistliche Lieder. Zu gewissen Stunden des Tages wurde sie von heftigen Zuckungen befallen, wobei sie das Bewußtsein völlig verlor. In diesem Zustande fing sie an, die weitläufigsten Predigten und religiöse Sprüche herzusagen. Aber auch niederschreiben kann sie das alles, wobei ihre Hand mit ungeheurer Schnelligkeit über das Papier hingleitet und schließlich sind es in Absätze und Kapitel eingeteilte Abhandlungen religiösen Inhalts, welche freilich schwer zu entziffern sind, aber das sie umstehende Volk mit Erstaunen erfüllen.

Diesen beiden Erscheinungen ging nun heute der Phy-

sikus zu Leibe. Das Resultat, welches er auf dem Heimwege unsern Eltern berichtete, war, daß die stigmatisierte Neukirchnerin erklärte, auf Befehl weder Blut schwitzen, noch die Hostie auf der Zunge erscheinen lassen zu können. Der Doktor schnitt ein Battistfleckchen rund und legte sich's auf die Zunge. „So," versicherte er, „macht die Gauklerin das Wunder. Ich drohte ihr an, daß wir sie bei nochmaliger „Stigmatisierung" in die Frohnfeste nach Kötzting schaffen lassen und eventuell zur Strafe ziehen. Ich glaube, sie hat heute nicht Blut, aber „vor Angst" geschwitzt; Sie werden sehen, der Hokus pokus ist gar. Die Buchberger Kathl aber ist eine hysterische Person, die übrigens auch auf die Dummheit der Leute spekuliert, denn während ihrer sogenannten Extase sammelt ihr Bruder mit einem Teller ein. Ich werde veranlassen, daß dies gerichtlich verboten wird. Wunderbar ist ebenfalls nichts an ihr, als die Geduld, mit der sie nun schon über zehn Jahre in einer kleinen Kammer zu Bett liegt, wo niemals ein Fenster geöffnet werden darf, da sie die frische Luft nicht mehr ertragen kann. Auf meine Frage, was sie denn eigentlich für eine Krankheit habe, antwortete sie: „I hab' halt die Bettkrankheit." Ich denke, die Leute werden so gescheit sein und dem Schwindel selbst allmählich fern bleiben!"

Dies war aber in der That nicht der Fall. Als ich etwa 15 Jahre später wieder Gelegenheit nahm, die Buchberger Kathl aufzusuchen, fand ich sie noch in der früheren Verfassung, noch immer zu Bette liegend bei verschlossenen Fenstern und sah ganze Bände, welche sie geschrieben, die mir aber auch damals unleserlich waren.

Die schöne Zeit der Herbstvakanz ging zu Ende und wieder ging es Passau zu, diesmal mit Bruder und Schwe-

ster zu Wagen bis Straubing, dann mit letzterer mit dem Dampfschiff nach der Bischofsstadt.

Ich hatte mich dort soeben wieder recht eingelebt und war inmitten meiner mich hochinteressierenden technischen Studien, als ich von zu Hause Nachricht erhielt, daß der Vater als Hauptzollamtsverwalter nach Hof an der sächsischen Grenze versetzt sei. Er mußte bis 1. Januar 1847 dort eingetroffen sein. Da die damals noch sehr beschwerliche Reise nicht von uns Kindern einzeln gemacht werden konnte, fand es der Vater für das beste, uns alle nach Hause zu rufen, um dann gemeinsam nach dem neuen Bestimmungsorte zu reisen.

So feierten wir nach längerer Zeit wieder Weihnachten in der Heimat, aber damit auch den Abschied von unserem Geburtsort Eschlkam, von all den lieben Bekannten, nachdem unsere Eltern fast 20 Jahre dort gelebt.

Am heiligen Christtag ward abends beim Späth unser Abschied gefeiert. Ganz Eschlkam war anwesend. Musik und Gesang wechselten und in warmen Toasten ward Vater und Mutter geehrt. Ich hatte auch ein Gedicht verfaßt und trug es auswendig vor. Es lautete:

Muß ich scheiden, liebe Heimat,
Muß ich weinen, warst so gut;
Hast mich ja so lieb gewonnen
Trotz der Jugend Übermut.
Ach, wohl sehnt' ich mich nach Wandern,
Doch mit Wiederkehr zu dir,
Immer dir Lebwohl zu sagen,
Fällt mir so unendlich schwer.
Immer? Nein, ich komme wieder,
Komm als Jüngling und als Mann,
Und ich weiß es, und ich glaub es,
Daß ich euch willkommen dann.

Nimmer werd ich euch vergessen
Die ihr stets so liebevoll;
Eschlkam, du traute Heimat
Und euch Allen Lebewohl!

Daß die Augen der meisten Anwesenden naß wurden, brachte die Stimmung mit sich. Nach den vielen Streichen, die ich vollbracht, ward man übrigens hoch überrascht, daß ich auch so Ernstes dichten und so bewegt vortragen konnte.

Am zweiten Feiertag „Stephani", als wir uns nach dem Mittagessen, wobei uns noch eine Tafelmusik gebracht wurde, mit dem aus Furth bestellten Schlittenfuhrwerk Eschlkam verließen, geleiteten uns viele, welche Pferde hatten, in Schlitten bis Furth, die andern Bewohner des Marktes standen zum Abschiede vor dem Gasthause und längs der Straße. Es war ein herzliches Grüßen und Winken, wir alle waren zu Thränen gerührt, daß wir von diesen lieben Menschen und dem liebgewordenen Orte scheiden mußten, den man damals noch als mitten im „bayerischen Sibirien" gelegen bezeichnete.

In Furth ward der Kaffee eingenommen, viele Bekannte von dort fanden sich im „Bai" ein, so namentlich Dr. Bara. Von ihnen und den Eschlkamern, welche uns geleitet hatten, ward dann Abschied genommen und fort ging's auf prächtiger Schlittenbahn nach Cham, vorüber am Teufelsfelsen, wo wir das „Käthchen von Heilbronn", das Waberl stehen sahen, um den von langer Fahrt heimkehrenden Mirtlsepp zu erwarten, dessen schwer beladener Frachtwagen, mit 6 Rossen bespannt, uns auch bald begegnete (siehe Christkindlsingerin). Es war Nacht, als wir in Cham eintrafen und bei „Scherbauer" abstiegen.

Von hier aus brauchten wir drei Tage nach Hof. Wir

machten Nachtquartier in Amberg und Bayreuth und kamen am dritten Tage gegen Abend, aber noch so zur Zeit, daß wir einen ersten Blick auf das neue Heim werfen konnten, in Hof an. Hier stiegen wir im „Hotel Brandenburg“ ab. Schräg gegenüber stand das Hauptzollamt, ein sehr schönes, schloßähnliches Gebäude, in welchem Napoleon bei seinem Durchzuge sein Quartier aufgeschlagen hatte. Die schönste Wohnung im 1. Stock war für den Verwalter, also für uns bestimmt, es waren 11—12 Zimmer, für unsere kleine, bescheidene Einrichtung, welche ein Fuhrmann „Pfeffer aus Großaigen“ über Böhmen nach Hof frachtete, übermäßig groß. Die Stadt selbst gefiel uns sehr, und ermüdet von der weiten Reise schliefen wir die erste Nacht ganz vortrefflich, ich in dem beruhigenden Gefühl, daß bis zum Beginne der Klasse noch drei Tage Ferien waren, nämlich bis zu Neujahr 1847. Als ich am darauffolgenden Morgen erwachte, hatte nicht nur ein neuer Tag, sondern auch ein neuer Zeitabschnitt meines Lebens begonnen, worüber ich im nächsten Kapitel berichten will.





5. Eine neue Welt.

Es war in der That eine neue Welt, welche sich mir in Hof eröffnete. Ein freierer Geist machte sich mir sofort bei der Bevölkerung bemerkbar. Die Gymnasial- und Lateinschüler, in altdeutscher Tracht mit verschnürten Röcken und weißen Umschlagkragen, in Baretts oder farbigen Mützen, erschienen mir selbstbewußter, als wir es in Altbayern zu sein wagten. Dort gestattete man uns nicht einmal, lange Haare zu tragen und farbige Mützen gab es schon gar nicht. Beides beschloß ich auch mir anzueignen und kurze Zeit nach unserer Ankunft bekamen auch mein Bruder und ich verschnürte Röcke und tauschten die schwarzen Kappen in rot und gelb um. Einen Studiengenossen aus Straubing, Peter Zwickh, hatte es gleichfalls hierher „verschlagen“, einen liebenswürdigen, fidelen jungen Menschen. Durch diesen wurden wir sofort überall bekannt und herzlich aufgenommen.

Da ich durch die Unterbrechung meiner Studien in der Mathematik etwas zurückgeblieben war, erhielt ich von meinem Professor in der Algebra und Geometrie Nachunterricht in seiner Wohnung gegen Bezahlung von einem Gulden für die Stunde. Ich war im 2. Kurs der damaligen Gewerbsschule. Der Professor hatte erst vor kurzem eine junge Frau heimgeführt, mit welcher er aber schon nach wenigen Wochen sehr massiv grob war und dies sogar in

meiner Gegenwart. Einmal, als sie ein Glas fallen ließ, wollte er sie schlagen. Sie schrie laut auf. Da sprang ich hinzu und hielt dem Rabiaten den Arm mit den Worten: „Eine solche Roheit duld' ich nicht!" Die Frau benützte diesen Moment, zu entschlüpfen, aber der Professor, nicht faul, nahm das Lineal vom Tisch und drang auf mich los. Ich aber entriß ihm das Lineal, warf es mitten in die Stube und suchte das Weite.

Dieses Ereignis ward noch am selben Tage in der ganzen Stadt bekannt, und ich wurde wegen meiner „Ritterlichkeit" überall belobt, sogar bewundert, mit einem Worte, ich hatte mich interessant gemacht, besonders beim weiblichen Geschlecht. — Der Professor selbst kam nicht wieder auf die Sache zurück, ließ sich aber einige Tage nicht mehr sehen. Die Extrastunde jedoch ward sistiert.

Der Sohn des Oberinspektors, Heinrich Bocke (er starb als Oberlandesgerichtsrat in Nürnberg), welcher im Seitenbau rechts neben uns wohnte, lud mich und meinen Bruder ein, mit ihm in unserem großen Hofe Fechtübungen vorzunehmen. Er war in der 3. Gymnasialklasse und ein hochbefähigter junger Mann. Sein intimer Freund, Oskar von Lossow (starb als Bürgermeister in Lindau) war ebenfalls bei diesen Uebungen zugegen, ebenso Robert Kunstmann, der Sohn eines Arztes, der uns gegenüber wohnte. Wir fochten auf Schläger und mit Florett. An zu kalten Tagen nahmen wir diese Fechtübungen in einem großen leeren Saale vor, der soeben aufgehört hatte, katholische Kirche zu sein. Es wurde nämlich jetzt eine eigene Kirche, d. h. ein Kirchlein für die etwa 30 Katholiken in einer engen Gasse gebaut.

In einem unserer Zimmer, in welchem sich viele Stel-

lagen befanden, errichtete ich ein chemisches Laboratorium im kleinen und eine Mineraliensammlung. Chemie und Mineralogie waren meine Lieblingsstudien. Die mineralreiche Umgebung von Hof lud zum Sammeln ein; dazu bekam ich viel von Mitschülern geschenkt, außerdem war in Hof ein Mineralienhändler, zu welchem ich all meine ersparten Kreuzer trug. Der liebste Lehrer war mir denn auch Herr Wirth, der Technologie, Botanik und Mineralogie vortrug und mit uns, sobald es Frühjahr wurde, wöchentlich Exkursionen vornahm, um uns alles praktisch zu zeigen. So hatte bald jeder Strauch, jede Pflanze und jeder Stein für mich Interesse und ich freute mich von einem so lehrreichen Unterricht zum andern. Aber es kam die Zeit, wo auch andere Interessen mich gefangen nahmen. Es war ein wichtiger Moment in meinem Leben, der erste innige Freundschaftsbund mit Max Freiherrn von Feilitzsch, geschlossen am Pfingstsamstag des Jahres 1847.

Vierzig Jahre später, nämlich am Pfingstsamstag 1887 feierte ich diesen für mich so wichtigen Tag, indem ich an meinen liebsten Jugendfreund einen Brief schrieb und von ihm, er war jetzt Staatsminister des Innern ꝛc., ein herzliches Antwortschreiben dagegen erhielt. Ich führe beide Schreiben hier an. Mein Brief lautet:

„Lieber Max! Verzeihe, daß ich dich mit diesem trauten Namen anspreche, aber der heutige Tag gehört dem Gemüte, und eine Welt voll schöner Erinnerungen taucht auf in mir, da ich diesen mir stets heiligen Tag heute zum vierzigsten Male begehe. — Am Tage vor dem Pfingstfeste im Jahre 1847 war es, als mich mein Landsmann Peter Zwickh einlud, ihn nach Schloß Trogen zu begleiten,

wo er dich, seinen Mitschüler, besuchen wollte. Ich war mit meinen Eltern erst seit fünf Monaten in Hof und kannte dich noch nicht, schloß mich aber gleichwohl dem „langen Peter" an, denn das herrliche Wetter lud zu einem Spaziergange ein und Hofs Umgebung war mir, dem fünfzehnjährigen Jüngling, noch völlig fremd. In heiterem Gespräche erreichten wir unser Ziel. Deine Mutter, eine herzgewinnende, liebenswürdige Frau begrüßte uns freundlichst und schickte uns zum Bache in der Nähe des Schlosses hinaus, wo du mit deinen Brüdern soeben nach kleinen Fischen angeltest. Als du uns kommen sahst, warfst du deine Angel beiseite und eiltest uns freudig entgegen. Du trugst einen leinenen Turnspenser, und die langen, hellblonden Haare hingen dir in malerischer Unordnung über die Stirne, unter welcher uns zwei frische, seelenvolle Augen entgegenblickten. Du hießest uns herzlich willkommen und alsbald erfreuten wir uns mit dir und deinen jüngeren Brüdern am Ufer des kleinen Baches, fischten, suchten Blumen und da du merktest, wie lieb mir diese waren, pflücktest du mir einen Strauß Vergißmeinnicht, vermischt mit gelben, üppigen Schmalzblumen. Ich dankte dir und da ich dich mit „Sie" und „Herr Baron" ansprach, wünschtest du, daß auch wir „du" zu einander sagen und gute Freunde werden sollten. Und als wir uns die Hand drückten und uns in die Augen sahen, schlug dir mein ganzes Herz entgegen und ich fühlte es wohl, daß dasselbe auch bei dir mir gegenüber der Fall war. Zum ersten Male in meinem jungen Leben empfand ich etwas in meinem Innern, was ich durch Worte nicht auszudrücken wußte. Verklärt schien mir auf einmal die ganze Welt, ein wonniges Gefühl durchflutete meine Seele. Und Hand

in Hand gingen wir zum nahen Bühl, ich mußte dir von meiner Heimat im bayerischen Walde erzählen, du fandest Gefallen an meinem altbayerischen Dialekte, wir sprachen von der Zukunft, freuten uns aber vor allem der glücklichen Gegenwart, denn auch du drücktest mir oft die Hand und sahest mich mit liebenden Blicken an. Deine gute Mutter schickte uns große Butterbrote heraus, die uns trefflich mundeten und als die Sonne sich dem Untergange nahte und mein Gefährte und ich den Heimweg einschlugen, gabst du uns lange das Geleite und herzlich nahmen wir dann Abschied von einander. Reich beglückt ging ich von dannen, denn du hattest das Gefühl der Freundschaft in mir erweckt und ein neues Leben hatte dadurch für mich begonnen.

An jenem unvergeßlichen Abende machte ich das erste Gedicht an die Freundschaft — an dich; ich mußte dein denken zu jeder Stunde und an deinem Geiste wuchs ich empor — ein wundersam seelisches Leben hatte für mich begonnen. Auch dich zog es zu mir, die innigste Freundschaft verband uns und was mir das Leben auch späterhin an Glück geboten, so konnte mich nichts mehr entzücken, als meiner ersten Freundschaft Erwachen, als die mit dir verlebten köstlichen Jahre ungetrübter Jugendfreundschaft.

Auf bewegten, sehr oft vom Sturm gepeitschten Wogen steuerte mein Lebensschiff durch den Ozean des Lebens, Elend und Seligkeit haben sich mir vermählt, doch mein Herz blieb sich treu, was ich an Glück verlor, gewann das Herz an Wert und keine Schicksalsschläge waren jemals im stande, mir meinen Humor zu vertreiben und die Poesie zu ertöten, welche du vor heute vierzig Jahren in mir so schön erkeimen machtest. Sie hat viele Früchte hervorgebracht bis zum heutigen Tage; ich habe dem Herzschlag

des Volkes gelauscht, aus ihm geschöpft und bin anerkannt. Du gingst von Stufe zu Stufe aufwärts mit hellem Geiste und strengem Charakter, so langtest du an an der höchsten Stelle, die ein Sterblicher zu erreichen vermag. Ich folgte dir mit Freude und Bewunderung und bin stolz bei der Erinnerung, die erste schöne Jugendfreundschaft mit dir geteilt zu haben.

Jeder Pfingstsamstag war mir seit 40 Jahren ein Tag der Weihe. Ich schwelgte jedes Jahr in seliger Erinnerung an diesen Tag. Im stillen sandte ich dir meine Grüße. Heute aber, da der vierzigste Jahrestag wiederkehrt, drängt es mich, dir zu sagen, was ich so treu gefühlt ein ganzes Leben hindurch und möchte ich dich bitten, zur Erinnerung an einen treuen Jugendfreund einige meiner volkstümlichen Schriften als Zeichen meiner stets innigen Verehrung entgegen zu nehmen, möchte dich bitten, mir diese Zeilen nicht als Zudringlichkeit auszulegen, denn ich glaube fest, daß trotz aller Größe, die dich umgiebt, du oft Erholung findest in stiller Erinnerung an die Jugendzeit und da muß dir auch mein Bild erscheinen und muß dir jene seligen Stunden vor die Seele zaubern, die wir miteinander verlebten. Ich aber bin mit treuen Gesinnungen und inniger Verehrung dein stets ergebener M. Sch. München, 28. Mai 1887.“

Die am folgenden Tage erfolgte Antwort lautete: „Mein lieber Jugendfreund! Mit warmen poetischen Worten hast du in deinem lieben Briefe vom gestrigen ein weit in die Vergangenheit zurückreichendes Bild unserer Jugendjahre und unserer jugendlichen Beziehungen mir in das Gedächtnis zurückgerufen, das mir viel Freude gemacht, das mich innig ergriffen hat. Die Beziehungen

der Jugendjahre sind die schönsten des Lebens, die Empfindungen die wärmsten, die aufrichtigsten, und tief im Herzen bleiben uns dieselben für alle Zukunft eingedrückt. Die in der Jugend geschlossenen Freundschaften verwischen sich nicht, weil sie von den wärmsten Empfindungen getragen sind und so denke ich heute noch mit Wonne und Freude an die vergangenen Zeiten des Hofer Zusammenlebens. Flüchtig waren nur unsere Begegnungen im späteren Leben, aber stets habe ich mit größtem Interesse deinen Lebenslauf verfolgt und mich innig gefreut, wie du dich zum vaterländischen Schriftsteller emporgeschwungen hast, wie du durch deine schönen, von patriotischem Geiste getragenen Werke dir die Sympathien des großen Publikums im reichsten Maße zu erwerben verstanden hast und wie dein Name unter den Schriftstellern Bayerns den besten Klang hat und du dir für die Gegenwart wie für künftige Generationen einen Ruf geschaffen hast — aere perennius!

Mit lebhafter Freude habe ich mehrere deiner Schriften gelesen und wenn du die Güte hattest, mir zwei deiner Bände zu übersenden, so sage ich dir recht herzlichen Dank dafür; die Bücher werden mir stets wert und teuer sein. Für die Zueignung eines deiner künftigen Werke erachte ich meine Persönlichkeit für zu bescheiden, für zu unbedeutend, ich überlasse die Würdigung dieser Frage ganz deinem Ermessen.

Ich sende dir mein Bild; nimm es als Zeichen größter Hochschätzung, als Beweis unveränderter Gesinnungen gütigst an. Litterarische Produkte kann ich dir leider nicht senden, meine Arbeiten sind in Akten, Gesetz- und Verordnungsblättern begraben und haben einen sehr realistischen, trockenen Charakter — mit Poesie und Novellen ist im

Staatsleben nichts zu machen. Trotzdem habe ich mir den Sinn für Poesie und für alles Edle, Schöne nicht verdorben und empfinde reges Interesse für alle derlei Geisteserzeugnisse. Gerne hätte ich dich neulich bei der Frauenhoferfeier im Hochstifte gesprochen, allein ich war an den Honorationentisch gebannt und konnte nicht weg.

Gleichwie du, so habe auch ich im Laufe der Zeit den Ernst des Lebens vielfach empfunden und hie und da schwere Zeiten durchzumachen gehabt. Mit Gottes Hilfe ist es bis jetzt gegangen, und Gott wird weiter helfen. Strengstes Pflichtgefühl und Wohlwollen gegen jedermann ist die Richtschnur meines bescheidenen Wirkungskreises. Das Bewußtsein, das Gute gewollt zu haben, hilft über manche Angriffe hinweg. Ich geize nicht nach Ruhm, innere Zufriedenheit ist mir mehr wert. Und ein glückliches Familienleben, dessen ich mich im vollsten Maße erfreue, ist der Grundstein der Zufriedenheit.

So nehme denn nochmals die Versicherung entgegen, daß mich dein Brief innig gefreut hat. In Trogen, wo wir uns zuerst sahen, ist es inzwischen anders geworden. Vater und Mutter sind tot und mein jüngster Stiefbruder bewirtschaftet die heimatliche Scholle. In jedem Jahre eile ich einmal der Heimat zu und feiere daselbst Jugenderinnerungen; jeder Baum, jeder Fleck Erde heimelt mich an und ich werde öfters daselbst deiner gedenken. Möge es dir für alle Zukunft gut ergehen und mögen alle deine Wünsche in Erfüllung gehen; sei stets meiner freundschaftlichen Gesinnungen versichert, mit denen ich bin und bleibe dein alter Jugendfreund M. Feilitzsch. München, 29. Mai 1887."

Selbstverständlich ward von beiden Seiten auch das

fünfzigjährige Jubiläum unseres Freundschaftsbundes gefeiert.

Von jenem Pfingstsamstage 1847 an drehte sich alles nur um meinen Freund. Um seiner nicht unwert zu sein, verdoppelte ich auch meinen Fleiß, denn Max war einer der fleißigsten Schüler am Gymnasium. Auf diese Weise wurde also dieser Freundschaftsbund doppelt wertvoll für mich.

Während des Sommers machte Herr Lehrer Wirth eine größere Exkursion mit uns, die drei Tage währte und zwar in die Reussischen Fürstentümer, der Saale entlang. Bei Ansichtigwerden der Burgen an derselben sangen wir das Lied: „An der Saale schönem Strande — liegen Burgen fest und kühn ꝛc.“ Auf einer dieser Burgen, in Saalburg, übernachteten wir. Die Burg diente jetzt als Gasthaus und war ein vielbesuchter Vergnügungsort. Man hatte eine wundervolle Aussicht hin nach Lobenstein und Ebersdorf und weit hinunter in das grüne Saalethal. Ein herrlicher Rosenflor war rings um das Gebäude; in der lauen Abendluft sangen die Nachtigallen, welche sich hier auf den Akazienbäumen sehr zahlreich aufhielten. Plötzlich ertönten Böllerschüsse, auf der Burg und unten im Thale ward es lebendig. Hunderte von Raketen stiegen zum Himmel, von Lobenstein, Ebersdorf und vielen anderen Orten. Dazwischen hörte man Trompetenfanfaren und Jauchzen fröhlicher Menschen. Es war nämlich der Vorabend des Geburtsfestes des Landesfürsten, der in Lobenstein residierte. Es war eine herrliche Nacht, der ein prächtiger Sommertag folgte.

Wir kamen durch den Herrnhuterort Ebersdorf und nachmittags auch nach Lobenstein. Vor dem fürstlichen

Schlosse stand ein wahrer Riese Posten; die hohe Strelitzenmütze machte ihn noch länger. Er hielt in einer Hand die Muskete, in der andern aber eine Flasche Wein. Es war sicher nicht die erste, welche er sich zu Gemüte zog, denn der Riese wackelte bedenklich hin und her und als wir an ihm vorüber kamen und ihn „bewunderten", rief er: „Unser Herr Fürst soll leben!" und machte einen ausgiebigen Schluck. Der Fürst hatte nämlich seinem Lieblingssoldaten — er liebte wie der alte Preußenkönig die Riesenmänner — von der Tafel aus eine Flasche hinausgeschickt, dieselbe auf sein Wohlsein zu leeren. Diesem Befehl kam der Grenadier mit Wonne nach. Der Fürst war Heinrich der 67., der sein Geburtsfest im prächtigen Schlosse zu Lobenstein feierte.

Das zweite Nachtquartier hielten wir in Blankenberg, das an der bayerischen Grenze gelegen ist und wo sich eine große Papierfabrik „Flinsch und Comp." befindet, welche wir kennen lernen sollten. Während es sich meine Studiengenossen im Gasthause bequem machten, sie waren vom weiten Marsche erschöpft, schlenderte ich — die Sonne war soeben im Verscheiden — das Dorf hinab und zu den prächtigen Anlagen vor dem Hause des Fabrikbesitzers. Auf einer Bank unter einem schattigen Baume saß eine Dame, nach der wundervoll untergehenden Sonne blickend. Ich zog höflich meine Mütze und sagte „Guten Abend!" Die Dame war ein junges, aber blaß aussehendes Mädchen. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung dankte sie mir mit den Worten: „Guten Abend, Herr Schmidt." Das brachte mich zum Stehen. Fragend blickte ich nach der Dame, deren große, dunkle Augen freundlich auf mich gerichtet waren.

„Sie kennen mich wohl gar nicht?“ fing sie jetzt zu sprechen an. „Ich bin doch Ihre Nachbarin in Hof, die Schwester Roberts, der nur vom „Schmidt Max“ schwärmt.“

„Von Robert Kunstmann?“ rief ich und das Fräulein aufmerksam betrachtend, fügte ich hinzu: „Sie sind dann gewiß Fräulein Marie?“ Ich wußte nur vom Hörensagen, daß eine der vier Schwestern Kunstmanns infolge einer Erkältung bei einer Tanzgelegenheit ernstlich erkrankt sei — persönlich kannte ich diese nicht.

„Ganz recht,“ entgegnete sie. „Ich bin die Kranke von den vier Schwestern. Sehen Sie nur, wie schön die Sonne hinabsinkt! Robert sagt ja, Sie sind ein Dichter; so ein Naturschauspiel erregt gewiß Ihre poetische Ader?“

„Ach Gott, ich bin ja nur ein Stümper!“ erwiderte ich, „aber ich möchte wohl etwas Rechtes werden. Freilich begeistert mich alles Schöne und was hab' ich seit gestern nicht alles bewundert! Am meisten aber, gewiß ist es wahr, erfreut mich Ihr Gruß, Fräulein.“

„Nun, so setzen Sie sich doch und erzählen Sie mir von Ihrer Heimat. Ich höre Sie gerne sprechen, Ihr Dialekt gefällt mir so, und wissen Sie, wir sprechen zu Hause oft von Ihnen und besonders interessierten Sie uns, als Sie sich der Frau Professorin so wohl angenommen haben und sie vor der Roheit ihres Mannes schützten.“

So nahm ich denn an der Seite des liebenswürdigen Mädchens Platz und plauderte über meinen bayerischen Wald. Nach einer Weile kam Frau Flinsch, ihren Besuch zu mahnen, daß es Zeit sei, ins Haus zurückzukehren. Marie stellte mich vor und die Frau Fabrikbesitzer lud mich sofort ein, mit ins Haus zum Abendbrot, wie sie es nannte,

zu kommen. Ich hatte keine Ursache, das abzuschlagen und alsbald durfte ich an der reich gedeckten Tafel, woran auch einige Kinder mit ihrer Erzieherin Platz genommen, mich eines sehr guten Mahles erfreuen. Fräulein Marie aß sehr wenig, desto mehr sprach sie mir zu und ich machte meinem jugendlichen Appetit keine Unehre. — Nach der Mahlzeit verabschiedete ich mich, um in unser Nachtquartier zurückzukehren. Ich reichte Marie die Hand und blickte ihr lange in die dunklen Augen. Sie lächelte und gab mir Grüße an Robert auf. In ganz eigentümlicher Stimmung trat ich den Rückweg an.

Herr Lehrer Wirth empfing mich mit Scheltworten über meine Entfernung von der Gesellschaft und konnte ihn auch meine Entschuldigung, daß ich beim Fabrikbesitzer zu Nacht gespeist, nicht besänftigen, weil ich ohne seine Erlaubnis das alles gethan.

„Marsch ins Bett!“ kommandierte er. Auch er begab sich zur Ruhe in ein Zimmer im 1. Stocke des Gasthauses, während wir zu ebener Erde auf Stroh gebettet und mit Decken versehen, zu nächtigen hatten. Aber jetzt rief ich meine Studiengenossen zusammen und schlug ihnen vor, mit mir nach der Villa des Fabrikbesitzers zu gehen und dort ein Ständchen zu bringen. Wir hatten die zwei Tage über so viele Lieder geplärrt, daß wir uns nun auch in sanfterer Weise hören lassen konnten. Es ward flüchtig noch das Lied „An der Saale schönem Strande“ und „Stille, stille, kein Geräusch gemacht bei der Nacht 2c.“ geprobt und dann schlichen wir uns leise aus dem Hause und gingen hinab zu dem von mir bezeichneten Orte. Der Gesang begann; wir dämpften unsere jugendlichen Stimmen, von denen einige wirklich schön erklangen und alsbald

öffneten sich die Fenster des Hauses — an der Seite der Frau Flinsch sah ich auch Marie, der ja das Ständchen allein galt, was sie auch ahnte, denn nach dem ersten Liede rief sie freundlich herab: „Schönen Dank, Herr Schmidt, und allen."

Nachdem wir unsere zwei Lieder losgelassen, entfernten wir uns eiligst. Die Sterne glänzten am Himmel, es war eine wunderbare und wundersame Sommernacht. Ich glaube, ich schwärmte.

Andern Tages ward die Papierfabrik besichtigt, aber es wollte mir lange nicht gelingen, nochmals meine Freundin von gestern begrüßen zu können. Erst als wir uns zum Abmarsch rüsteten, sah ich sie am Fenster. Sie winkte mir auf meinen Gruß freudig zu und sagte nochmals: „Schönen Dank für die Ueberraschung von gestern abend. Auf Wiedersehen in Hof!"

Daß ich an jenem Tage sehr zerstreut war, nicht einmal von den Schieferbrüchen und anderen Mineraliengruben, deren es hier in reicher Menge giebt — besonders fanden wir herrliche Calcedon-Nester — von meinen Gedanken abgelenkt wurde, die sich alle nur in dem blassen, schwarzhaarigen, schönen Fräulein mit den großen, dunklen, seelenvollen Augen konzentrierten, das mußte ich oft von dem Lehrer hören, wenn ich verkehrte Antworten gab. Und als er einmal sehen wollte, was für wissenschaftliche Notizen ich mir in mein Büchlein machte, wollte ich dies verlegen verbergen. Er riß es mir aber aus der Hand und las staunend die Ueberschrift eines Gedichtes: „An Marie!"

Ich weiß nicht mehr, was er darauf sagte, meine Verlegenheit mochte seinen Unmut entwaffnet haben, doch be-

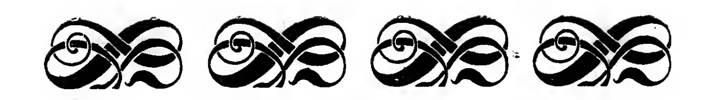
vor wir in Hof wieder einrückten, nahm er das Wort zu folgendem:

„Ihr glaubt, mich vorige Nacht hintergangen zu haben, indem Ihr das Quartier verlassen und vor der Villa Flinsch ein Ständchen gebracht, aber ich habe euch wohl gehört und beobachtet. Gut, daß keinerlei Unfug stattgefunden und ihr wieder ruhig zu Bette seid. Wem das Ständchen galt, das weiß ich jetzt auch (dabei blickte er mich scharf an). Aber damit ihr euch merkt, daß ich meine Befehle nicht mißachten lasse — ihr wißt, ich befahl euch zur Ruhe und zu keinem Ständchen — so habt ihr alle am nächsten Sonntag Arrest im Klassenzimmer und als Strafarbeit einen Aufsatz über unsere dreitägige Exkursion zu schreiben. Im übrigen wünsche ich, daß euch allen die Reise wohl bekomme und somit Gott befohlen!"

Er lächelte doch, als wir ihm dankend die Hand reichten und an das Gespenst des Arrestes glaubten wir auch nicht. Herr Lehrer Wirth war ja ein liebenswürdiger Mann und unser Glaube ward auch nicht betrogen.

Max Feilitzsch hatte aber von diesem Tage an eine Konkurrentin. Mein Herz teilte sich zwischen ihm und Marie Kunstmann.





6. In Hof.

Von jenem Tage an hatten Herz und Kopf vollauf zu thun. Ersteres war erfüllt von den paar Minuten in eines Mädchens Nähe, das mindestens drei Jahre älter war, als ich, der ich im 16. Jahre stand, und ich verhehlte mir nicht, daß das Leiden, welches Marie in der schönsten Blüte der Jahre betroffen, unheilbar sei und deren frühzeitigen Tod herbeiführen müsse. Aber nur um so mehr mußte ich stets mit stiller Wehmut ihrer gedenken und in Gedichten schrieb ich nieder, was mich bewegte. Ich sprach mit niemand davon, nicht einmal mit Max Feilitzsch, es war und blieb mein süßes Geheimnis. Marie erschien mir wie eine Heilige und heilige Gedanken waren es, die ich der Fernen weihte. Von den vielen mehr oder minder stümperhaften Gedichten habe ich noch das folgende im Gedächtnis:

Mein Gebet.

Wenn ich des Morgens frisch erwacht,
So ruf ich deinen Namen,
Und weil Gebet, an dich gedacht,
Sag ich dazu ein „Amen“.

Du schwebst mir vor den ganzen Tag
Auf allen meinen Wegen,
Weil ich dein Bild im Herzen trag,
Wie einen Himmelssegen.

Und leg ich abends mich zur Ruh,
So ruf ich deinen Namen —
Und sage andachtsvoll dazu,
Wenn so gebetet: „Amen!"

Wie es unter solchen Umständen mit meinen Studien aussah? Merkwürdigerweise nicht schlecht; ich mußte dieselben sogar forcieren, da ich das lateinische Absolutorium mitmachen mußte, welches ich zum Uebertritt auf die Polytechnische Schule nötig hatte. Durch mehrere Stunden täglichen Privatunterricht suchte ich das Mangelnde nachzuholen, ohne deshalb meine Klassenaufgaben zu vernachlässigen. Da waren es „Ovids Metamorphosen", die ich mit wahrer Begierde übersetzte, sowie die „Heroiden," die Briefe im elegischen Versmaße, welche von den Weibern der alten Heroen an ihre Gatten und Geliebten gerichtet und voll klagender und schwärmerischer Liebe sind. Sie erregten meine Phantasie und wärmten mein Herz.

Herr Gymnasial-Rektor Dr. Lechner leitete selbst das Absolutorium. Ich bestand in der lateinischen Sprache miserabel, besser natürlich in der Mathematik; in der deutschen Sprache wäre ich bei einem Haar durchgefallen. Es galt das Thema zu behandeln: „Welchen Einfluß übt der Anblick einer schönen Natur auf die menschliche Seele aus."

Die Lösung fiel mir schwer. Nur banale Gedanken schrieb ich nieder, die mir aber so wenig behagten, daß ich ein Blatt nach dem andern zerriß. Es war mir nicht möglich, in Prosa niederzuschreiben, was ich fühlte — in Versen hoffte ich das leichter thun zu können, sogar sehr leicht — und schnell entschlossen (ich hatte nur mehr eine halbe Stunde Zeit) verfaßte ich das folgende Gedicht:

Trost in der Natur.

Wenn dir's im Herzen trübe ist
Und allen Trostes bar du bist,
So wandle über Flur und Felder,
Such traute Thäler, grüne Wälder —
Und ist's im Herzen noch so wund,
Du kehrst dann wieder heim gesund.
Der lieben Blümlein traute Sprach
Tön dir im Innern leise nach,
Dem geisterhaften Waldesrauschen
Magst du wie einem Märchen lauschen,
Der kleinen Vöglein frohes Singen
Laß in des Herzens Tiefe dringen,
Dann dringt hinein des Trostes Quell,
Das trübe Aug wird wieder hell.
Der Sonne Auf- und Niedergang
Entzückt dein Herz, ist's noch so bang,
Und ob in grausen Hochgewittern,
Das ganze Weltall mag erzittern,
Bald küßt ein lichter Strahl die Au
Und wieder ist der Himmel blau.
Und wenn dich tiefe Nacht umgiebt —
Dich wähnst verlassen — ungeliebt,
So blick hinauf, die Sterne blinken,
Versteh ihr Grüßen und ihr Winken,
Schließ auf dein Herz dem Hoffnungsstrahl,
Verbann die selbstgemachte Qual.
Doch soll dir alles dieses frommen,
Mußt du mit vollem Herzen kommen,
Und dein Gemüte muß noch rein
Und fromm, und reich an Liebe sein;
Du mußt mit Gottvertrauen schauen
Und auf ihn hoffen, auf ihn bauen:
Dann wird dein Herz, wenn noch so wund,
O glaub mir's, ganz gewiß gesund!

Die Blätter wurden eingeliefert und der Herr Rektor sah mich fragend an, da er einen Blick auf das Gedicht geworfen.

„Kann denn ein Gewerbschüler auch dichten?“ fragte er lächelnd. Als er aber die Verse gelesen, klopfte er mir auf die Schulter und meinte: „Sie haben ja herrliche Anlagen. Diese Arbeit rettet Sie vor dem Durchfall. Aber lieber wäre mir eine schwungvolle Prosa gewesen. Nun, die werden Sie sich hoffentlich auch aneignen. Das Absolutorium haben Sie bestanden. Glück auf zu Ihren weiteren Studien!“

Auch meine Schulferien hatten begonnen. Manchen Tag verbrachte ich in Trogen, dem Schlosse von Feilitzschs Vater. Aber auch mit Hermann von Püttner, der ein Vetter zu Kunstmanns war und anderen Kameraden machte ich Partieen in Hofs Umgebung, so auf den Waldstein im Fichtelgebirge, nach Wunsiedel und anderen Plätzen. Am Waldstein fühlte ich mich zurückversetzt in den Bayer- und Böhmerwald, dessen oberste Höhen vom Waldstein aus gesehen, sich am östlichen Horizonte abtönten. Wie sehnte ich mich hin! Da kam unser Jugendfreund Ludwig Moreth unvermutet aus Eschlkam dahergeflogen und mit ihm fühlte ich mich auch bald wieder zurückversetzt nach dem teuren Heimatsorte, von dem er uns die herzlichsten Grüße brachte.

In jenen Tagen gewann ich auch einen andern Freund Louis von Feilitzsch (zur Zeit Major a. D.), nämlich den Bruder von Max von Feilitzsch, der im Kadettenkorps zu München war und nun in Urlaub heimkam. Max führte ihn mir gleich bei dessen Ankunft in Hof zu und Louis und ich fanden sofort Gefallen aneinander. Der Kadett sah in seinem blauen Fräckchen, der blau und weiß melierten

Sommerhose und den Säbel an einem weißen Lederbandelier über der Schulter sehr nett aus. Auch mit ihm verband mich lange Jahre hindurch die zärtlichste Freundschaft.

Eines Tages lud mich Freund Hermann Püttner (er ist zur Zeit Bezirksarzt in Ebermannstadt) ein, mit ihm und einem aus München zu Besuch anwesenden Vetter, gleichfalls Student, seine alte Großtante, die Frau Fiskalin, zu besuchen, welche ein hübsches Haus mit prächtigem Garten besaß. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung traf ich dort Marie Kunstmann, welche erst am vorhergehenden Tage von Blankenberg heimgekehrt war und ihrer alten Verwandten ebenfalls einen Besuch abstattete. Eine fürchterliche Verlegenheit überkam mich, als sie auf dem mit Blumenbeeten eingefaßten Wege des Gartens mir entgegenkam. Es war mir, als wüßte sie alles, was ich seit jenem ersten Zusammentreffen mit ihr gedacht und an Versen verbrochen. Ich schämte mich ordentlich. Aber Marie verstand es, mich sofort wieder ins ordentliche Geleise zu bringen. Sie reichte mir die Hand und sagte mir, daß sie sich freue, mich wiederzusehen, dem sie ein so hübsches Ständchen verdanke. Diesem Dank gab sie noch Nachdruck, indem sie mir von den Rosen, die sie soeben in der Hand hielt, eine darreichte, um sie ins Knopfloch zu stecken.

Sie sah sehr blaß aus, was durch die pechschwarzen Haare, welche, in der Mitte gescheitelt, die Hälfte der beiden Stirnseiten bedeckten und dann über die Ohren etwas locker nach rückwärts geordnet waren, dann durch die großen, dunklen Augen um so auffallender wirkte. Ihre Gestalt war etwas über die mittlere Größe, sie war eine stattliche Erscheinung. Ein helles Sommerkleid umschloß ihren Leib.

Ihr ganzes Wesen war Anmut, mit Ernst gepaart. Mir erschien sie wie ein Wesen aus einer andern Welt, ein Ideal. Aber auch sie schien Gefallen an mir zu finden und es schmeichelte mir, da sie mich mit „Herr Max“ ansprach. Aber noch etwas schmeichelte mir. Sie hatte durch ihren Bruder Robert erfahren, auf welche Weise ich mein lateinisches Absolutorium bestanden und bat mich, ihr das Gedicht „Trost in der Natur“ abzuschreiben. Selbstverständlich that ich dies mit Freuden und schon andern Tages meldete ich mich in des Doktors Wohnung, meine Arbeit abzugeben. Marie hatte noch 3 Schwestern, Ida, Emma und Aline, von denen Ida älter, die beiden andern jünger waren, als sie. Robert war ihr Stiefbruder, ein Sohn aus der zweiten Ehe des Doktors.

Die Damen empfingen mich, der ich damals noch recht schüchtern war, auf die leutseligste Weise und ermutigten mich, daß ich mich bald bei Ihnen zurecht fand. Mein Gedicht ward über Gebühr gelobt und Marie meinte, als ich klagte, daß mir meine Studien zu wenig Zeit ließen, mich als Poet auszubilden: „Der Dichter wird als solcher geboren und nicht erst herangebildet. Mich dünkt, Sie haben den Weihekuß der echten Poesie schon empfangen. Ich glaube, Sie können niemals zu profanen Dingen Ihre Feder gebrauchen.“

„Nein,“ erwiderte ich rasch, „niemals, das verspreche ich Ihnen, Fräulein Marie. Ich bin zwar noch jung, aber mein Wort wird mir heilig sein durchs ganze Leben.“

Und an jenes Versprechen habe ich mich stets erinnert bei all meinen Werken.

Ich habe mich aber damals durchaus nicht überhoben und mich am allerwenigsten des Namens eines Dichters wert

befunden. Meine Versbildungen waren ja von größter Einfachheit. Begehrt war ich aber trotzdem allseitig. Die Institutsfreundinnen meiner Schwester wollten alle Stammbuchverse von mir haben. Ich dichtete lauter Akrosticha. Emma, Aline, Ida, Bertha, Auguste, Adelheid u. s. f. erhielten solche Verse. So war ich der reinste Gelegenheitsdichter, aber es machte mir Freude und brachte mir manch freundlichen Dank der jungen Mädchen. Hier eine Probe für Emma Kunstmann:

„**E**wig blühen nicht die Blumen, ach sie duften nur im Lenze.
Mit dem Herbstwind sinken traurig in den Staub die Blütenkränze.
Mögen sie verblüh'n; die Freundschaft streuet Blumen uns ins Leben,
Andrer Art, die nie verwelken und uns ew'ge Freuden geben."

Aber meine frohen Stunden wurden wieder getrübt, da mit der rauhen Jahreszeit, die in Hof sehr scharf auftritt, auch Mariens Zustand sich verschlimmerte. Ich war unendlich um sie besorgt. Weihnachten erschien. In Hof wurde dieses großartig gefeiert. Sämtliche Frauen der reichen Fabrikanten, von welchen viele Millionäre waren, besorgten einige Tage vor dem Feste selbst die Bereitung der Stollen. Sie gingen, angethan mit weißen Küchenschürzen, zum Bäcker, um hier die Stollen zu formen und ihre Fertigstellung im Backofen zu überwachen. Und zahllose Christbäume wurden zu Markte gefahren und fanden raschen Absatz. Bei den Protestanten war ja die Sitte der Christbäume längst üblich, sie haben bekanntlich diesen herrlichen Brauch auch in Bayern um das Jahr 1818 eingeführt. Vor dieser Zeit kannte man in Bayern die Christbäume nicht. So war auch in Eschlkam unser Weihnachtsbaum der erste gewesen, der dort gesehen wurde. Die Eltern waren ja aus Kempten, einer größtenteils protestantischen Stadt

gekommen und führten diese Sitte auch im oberen Walde ein.

Nun freute sich alles auf den Festabend, nur ich konnte nicht froh werden. Ich wußte, daß mein Ideal krank darnieder lag. Ich nahm mir aber die Freiheit, ihr schon nachmittags einen schönen Blumenstrauß zu übersenden, mit ein paar passenden, auf baldigste Besserung sich beziehenden Zeilen. Da, wir hatten soeben unsern Christbaum zu Hause angezündet, kam eine Karte von Kunstmanns des Inhalts:

„Wir bitten Herrn Max und Fräulein Mathilde, uns freundlichst sofort besuchen zu wollen."

Schon nach 5 Minuten standen wir in dem festlich beleuchteten großen Zimmer der Familie Kunstmann, die um den prächtig geschmückten Christbaum stand und die gegenseitigen Geschenke bewunderte.

Mich kümmerte weder die Bescherung, noch die Umgebung, ich sah nur Marie, die auf dem Sopha saß und lächelnd die Freude der Ihrigen mit ansah. Als sie mich erblickte, reichte sie mir die Hand und dankte für den prächtigen Blumengruß. Es waren Veilchen darunter und mit Beziehung darauf sagte sie: „Das sind meine Lieblingsblumen, die suche ich so gerne im Frühjahre, das heißt," fuhr sie so leise fort, daß nur ich es hörte, „ich suchte sie — damit wird es jetzt wohl vorbei sein!"

Meine Schwester und ich wurden dann auch für den Nachmittag des zweiten Weihnachtsfeiertages eingeladen. Das war ein glücklicher Tag für mich. Außer den Schwestern Kunstmann war auch deren Kousine, Flavie von Püttner, meines Freundes Hermann Schwester, anwesend, eine äußerst lebhafte und feingebildete Dame. Es wurde musiziert und gesungen. Flavie sang das Lied „Den lieben

langen Tag 2c." Ich mußte etwas Altbayerisches deklamieren, natürlich Selbstverfaßtes und ich wählte „Das Christtagessen,"*) welche Episode mein humorvoller Vater oft erzählte und ich in Verse gebracht hatte. Alles lachte, auch Marie. Dann kam es zu dem unvermeidlichen Pfänderspiel. Damals wurde bei solchen Gelegenheiten viel geküßt, als „Aufgabe" bei der Auslösung der Pfänder. So traf es einmal mich. Meine „Strafe" war, die Dame zur Rechten auf Stirne und Wangen zu küssen, die Dame zur Rechten aber war Marie. Ob ich that, was vorgeschrieben? Auch Marie ließ es lächelnd geschehen, indem sie sagte: „Nicht wahr, wir sind ja gute Freunde?"

Noch ein zweites Pfand hatte ich auszulösen und zwar mit einem Gedichte. Ich versprach es am nächsten Tage zu schicken. Diese Gelegenheitsarbeit gelang mir ziemlich gut, und noch am gleichen Tage erhielt ich mein Pfand nebst einem großen Stück Stollen und einem Gedichte, von Marie geschrieben, zugeschickt. Dieses Gedicht lautete:

„Ganz trefflich lösten Sie Ihr Pfand,
D'rum empfangen Sie nach Sitte
Es zugestellt in Ihre Hand
Mit Dank zugleich und mit der Bitte,
Bald wieder zu kommen zum Pfänderspiel
Und neue Pudel zu machen,
Damit wir haben Gelegenheit viel,
Solch „Pfuschereien" zu belachen;
Denn solcher spottet Ihr Gedicht,
Es spricht vielmehr ganz deutlich
Daraus ein dichterisches Licht,
Das man muß loben weidlich.
Um nicht zu sehr zurückzustehn

*) Das Dialektgedicht findet sich jetzt in meiner Sammlung „Altboarisch".

Und zu prosaisch zu erscheinen,
Sehn Sie uns Ihre Pfade gehn,
Doch wird die Poesie wohl weinen,
Daß sie für solche Pfuschereien
Den Namen her muß leihen.
Marie, Ida, Emma, Aline K."

Als ich zu Neujahr meine Wünsche darbringen wollte, erfuhr ich, daß Marie kränker geworden und das Bett hüten müßte. Sie sollte dasselbe nicht mehr lebend verlassen. Es folgten für mich qualvolle Wochen, stundenlang stand ich an dem Fenster meiner Stube und blickte zu dem nachts stets erleuchteten Fenster von Mariens Krankenzimmer hinüber. Die Nachrichten über ihr Befinden wurden immer schlimmer und am 18. Februar hauchte sie ihre schöne Seele aus. Ich sah sie noch als Leiche im weißen Atlasgewande, mit Blumen rings umgeben, wozu auch ich mein Scherflein beigetragen, einen Blumenstrauß, den ihr die Schwestern in die Hand gegeben. Sie glich einer im schönsten Frühlinge ihres Lebens geknickten Rose. Ich weinte ihr heiße Thränen nach.

Beim Leichenbegängnisse war das Thema von des Pfarrers Grabrede:

„Trennung ist unser Los,
Wiedersehen unsere Hoffnung!"

Allen Jammer, den ich empfand, mußte ich still in mir tragen. Ich vertraute mich niemand an, meine Nerven waren hocherregt und jetzt will ich doch hier niederschreiben, was ich in jenen Tagen erlebte, was mir meine gereizte Phantasie vorgaukelte.

Es war in der Nacht vom 24. zum 25. Februar, meinem 16. Geburtstage. Ein starker Regen hatte die Erde ihres Winterkleides beraubt und ein heftiger Sturm heulte

über die Stadt hin. Auch in meinem Innern tobte es und ermattet sank ich auf meine Kissen und schlief ein. Da, im Traume, erfaßte mich eine unbezwingliche Sehnsucht, ein mächtiges Verlangen, die Gruft Mariens zu besuchen. Gewaltig zog es mich hin. Mir war, als erwachte ich. Es schlug 12 Uhr. Schnell warf ich mich in meine Kleider, stahl mich aus dem Hause und eilte dem Friedhofe zu. Kein Riegel hinderte meinen nächtlichen Gang, selbst das eiserne Gitter des Friedhofes stand offen. Der Mond, der hin und wieder zwischen wild dahin jagenden, vom Sturm gepeitschten Wolken hervorleuchtete, erhellte den stillen Leichengarten, in welchem die eisernen und blechernen Kreuze in schrillen Tönen mich unheimlich begrüßten. Furchtlos durchschritt ich die schmalen Gänge bis zur Gruft Mariens, die ich gleichfalls offen fand und in welche ich ohne Beben hinabstieg. Der Mond schien mir neugierig zu folgen, denn er beleuchtete die traurige Stätte und ließ mich Mariens Sarg erkennen. Rasch öffnete ich diesen und sah vor mir das tote Mädchen mit der myrtenbekränzten Stirne, den dunklen, herabwallenden Haaren, den von mir gespendeten Strauß auf der Brust. Da plötzlich schlägt sie die Augen auf, richtet sich empor und mit ihrer weißen Marmorhand meine Haare streichelnd, lispelt sie des Pfarrers Worte: „Trennung ist unser Los, Wiedersehen unsere Hoffnung!“ Dann zog sie einen mit Amethyst besetzten Ring vom Finger und übergab ihn mir mit den Worten: „Nimm den Ring und vergiß mich nicht! Geh nach Hause — ich muß nun weiter schlafen!“ Und leblos sank sie in den Sarg zurück, den ich wieder schloß und dann aus der Gruft emporstieg. Ungehindert wie am Herwege kam ich zurück in meine Kammer, legte mich zu Bette und

schlief bis zum späten Morgen. — Erwachend dachte ich mit bebendem Erstaunen an die Begebenheit der vergangenen Nacht. War es Traum? War es Wirklichkeit? Ich wußte es nicht. Die Mutter stand am Bette und fragte mich besorgt, was mir fehle. Am Tische nebenan standen meine Geburtstagsgeschenke. Ich wußte der Mutter nicht zu antworten. Diese reichte mir aber jetzt ein Schächtelchen, welches die Schwestern Kunstmann mir herüber geschickt. Ein beiliegender Zettel enthielt die Worte: „Unsere selige Marie hat in den letzten Tagen den Wunsch ausgesprochen, dem Schmidt Max, ihrem lieben Freund, nach ihrem Tode beifolgenden Ring zu überschicken zum steten Andenken. Dies thun wir hiemit nebst besten Wünschen zum heutigen Tag. Geschwister Kunstmann."

Es war der Ring, welchen mir vergangene Nacht das tote Mädchen bereits übergeben hatte.

Ich ward fieberhaft erregt und versicherte der Mutter, daß ich um Mitternacht auf dem Friedhofe gewesen u. s. w. Kurz, ich fieberte. Ich ward krank und der Arzt mußte geholt werden. Der Arzt war Mariens Vater. Er ahnte aber nicht, was die Ursache meiner Krankheit war. Niemand ahnte es, als meine Mutter, die einmal, als ich mich wieder besser fühlte, zu mir sagte: „Denk nicht immer an die Toten — dir blüht das Leben, dem widme dein Herz und deinen Geist!"

Und alsbald machte die Jugend sich wieder in mir geltend. — Ich weihte der Toten ein treues, wehmütiges Erinnern; dem Leben aber gab ich mich wieder hin mit frischer Jugendlust.





7. Das Jahr 1848.

Ereignis drängte auf Ereignis. Die politischen Wogen durchtobten einen großen Teil des Festlandes; da alle Welt sich dafür interessierte, ward auch ich von dem politischen Fieber ergriffen. Die junge Studentenwelt in Hof zeigte sich begeistert für die Fragen jener Zeit. Arndts Lied „Was ist des deutschen Vaterland,“ dann „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ wurden damals mit gleicher Begeisterung gesungen, wie 22 Jahre später „Die Wacht am Rhein.“ Als durch einen Kurier die Nachricht über die Märzerrungenschaften in München in Hof anlangte, durchbrauste die Stadt heller Jubel. Alt und jung schmückte sich mit schwarz-rot-goldenen und blau-weißen Bändern und Kokarden in diesen Farben. In der Hauptstraße fand eine Art Korso statt. Musik ertönte vom Rathausturm und sobald es dunkelte, wurde die Stadt illuminiert. Dichte Menschenmassen durchzogen die Straßen und manch kernhafte Rede begeisterte die Menge zu immer erneutem Jubel. Bald darauf wurde ein Freikorps errichtet, an dem sich alle Bürger und auch Beamte beteiligten. Auch ich war dabei und trug mit Stolz die Feuerstein-Muskete beim Marsche durch die Stadt. Sogar die Mädchen der höheren Töchterschule thaten sich zu einem Korps zusammen und wählten mich zu ihrem Hauptmann. Ich lernte sie in unserem großen Saale das Exerzieren, statt der Musketen

hatten sie Stangen mit blauweißen Fähnchen und wenn das Freikorps, welches stets in unserem großen Hofe zusammengestellt wurde, mit Musik durch die Stadt zum Exerzierplatz zog, schloß sich dieses Amazonenkorps, lauter bildschöne Mädchen, sektionsweise an und marschierte zum Ergötzen der Stadt bis zum oberen Thore mit. Doch mußte dies, sowie überhaupt deren Exerzitium schon nach etlichen Tagen unterbleiben, da die Institutsvorsteherin dagegen Einspruch erhob und es strengstens als „unanständig“ verbot.

Einer Szene erinnere ich mich zu Anfang jener Märzstürme, welche keinen Jubel, sondern nur Pfeifen und Zischen hervorrief. Mit Extrapost waren nämlich mehrere Alemannen aus München, bekanntlich die Gardestudenten der Lola Montez, angekommen, um ins Ausland zu reisen. In Hof mußte sächsische Post genommen werden und die Herren mußten längere Zeit warten, bis der Wagen weiterfuhr. Sofort ward deren Anwesenheit bekannt und viele Personen versammelten sich um die zweideutigen Helden jener Zeit. Manch höhnisches Wort fiel und als sich der Postwagen in Bewegung setzte, geschah es unter dem Pfeifen und Pereat-Rufen der angesammelten Menge.

Bald darauf nahm die Schleswig-Holsteinische Frage die Gemüter in Anspruch. Die Freischärler kamen gruppenweise durch Hof, wurden da regelmäßig reichlich traktiert und vor „Begeisterung betrunken“ und ich mußte oft lachen, wenn ich sie bramarbasieren hörte, wie sie die Dänen zu Paaren treiben wollten.

Auch den „Von der Tann“ sah ich mit seiner Begleitung Hof passieren. Er zog nach dem Norden, um sich dort seinen Namen zu holen. Die Wahlen zur Reichsversamm-

lung in Frankfurt — von Hof ward Gymnasialprofessor Gebhardt dazu gewählt — und andere politische Vorfälle beschäftigten alt und jung.

Als Exkursion wurde in diesem Jahre die Besichtigung der „schiefen Ebene", jenes Eisenbahn-Kunstbaues gewählt, welcher den Schienenweg über beträchtliche Erhöhungen von dem Maingebiete zur fränkischen Hochebene vermitteln sollte. Das Studium wurde durchaus nicht vernachlässigt, galt es doch im August das Absolutorium zu erwerben. Ich glaube es mir als getreuer Biograph schuldig zu sein, die Schlußnoten hier bekannt zu geben, um die Menge der Fächer, aber auch meinen Lerneifer zu dokumentieren.

Winter-Semester Schuljahr 1847/48 der königlichen Landwirtschafts- und Gewerbeschule 1. Klasse in Hof.

Schulzeugnis für Maximilian Schmidt, Schüler des III. Kurses.

	Fleiß:		Fortgang:	
Religion	I	vorzüglich,	I	vorzüglich,
Algebra	I	"	I	"
Geometrie	I	"	I	"
Trigonometrie	I	"	I	"
Prakt. Geometrie	I	"	I	"
Descriptiv-Geom.	I	"	I	"
Physik	I	"	I	"
Chemie	I	"	I	"
Freihandzeichnen	II	sehr groß,	II	sehr gut,
Linearzeichnen	II	"	II	"
Situationszeichnen	II	"	II	"
Naturgeschichte	I	vorzüglich,	I	vorzüglich,
Gewerbelehre	I	"	I	"
Landwirtschaft	I	"	II	sehr gut,
Deutsche Sprache	II	sehr groß,	II	"

Französ. Sprache I vorzüglich, I vorzüglich,
Geographie I „ I „
Bossieren — dispensiert.
Moralisches Betragen vorzüglich.
Schulbesuch regelmäßig.
Hof, 1. Mai 1848. Das königl. Rektorat.
Gez. Schrön, 1. Bürgermeister als Rektoratsverweser.

Unter meinen Lehrern war mir Pfarrer Dietsch, ein äußerst jovialer Mann, neben Wirth der liebste; er lehrte die deutsche Sprache. Meine Aufsätze waren stets mangelhaft; in Versen konnte ich besser loslegen, aber Herr Dietsch meinte, es sei besser, erst mit der Prosa im Reinen zu sein. Ein Original war der Professor der Trigonometrie, Herr Schnürlein, ein kleines Männchen mit eisgrauem Kopf, glattrasiertem Gesicht und spitzer Nase. Er trug meist einen doppelkragigen Mantel und eine tuchene, altväterische Mütze. Sobald er die Thüre geöffnet, fing er noch unter derselben an: „Sinus a und cosinus a mal sinus b und cosinus b — Meister Schmidt kommt zur Tafel und sagt das Weitere." War das Pensum gut ausgeführt, so sagte er: „Brav — Ihr seid ein ganzer Mann; setzt Euch nieder." Der Professor hatte eine strenge, fromme Hausfrau, die jedes Mal zankte, wenn sich der Gemahl zu lange in der „Gartengesellschaft" aufhielt. Da schimpfte sie denn Zeter und Mordio, wenn sie, längst zu Bette, erst den Mathematikus zur Thüre hereinkommen hörte. Um dieses Gezeter sofort zum Schweigen zu bringen, kam nun der Professor auf ein probates Mittel. Die Frau war sehr fromm und so fing er, sobald sie ihre Wurfkeile los ließ, mit lauter Stimme zu beten an: „Vater unser, der du bist in dem Himmel —" Beim „Himmel" stimmte die

Professorin schon andächtig mit ein in das Gebet und gewonnen war's, kein Scheltwort wurde mehr laut — er schlüpfte in sein Bett, sie aber schlief beseeligt ein und freute sich der Frömmigkeit ihres kleinen alten Gatten.

Die Fülle der oben angeführten Lehrgegenstände konnte nur dadurch bewältigt werden, daß täglich von 7—12 und nachmittags von 2—6 Uhr, öfters sogar von 1—6 Klasse war. Als Klassenfreund hatte ich Hermann Blank, einen Förserssohn aus Heinertsgrün bei Steben, ein Jüngling mit einem Madonnengesichte, welchen die jungen Damen Hofs mit Wohlgefallen betrachteten. — Ende August ward im Beisein des k. Prüfungskommissärs Dr. Alexander, Professor der polytechnischen Schule in München, das Absolutorium abgehalten, welches ich glücklich bestand und somit die Reife zum Uebertritt auf die polytechnische Schule und die Erlaubnis zum Besuche einzelner Fächer an der Universität erworben hatte.

Am gleichen Tage war auch das Absolutorium am Gymnasium vollendet und die glücklichen Absolventen veranstalteten im nahen Hofeck, einem etwa eine halbe Stunde entfernten Vergnügungsorte, einen Festabend mit Tanz, woran auch wir Polytechniker teilnahmen. Unter den Gymnasialabsolventen waren die mir näher befreundeten Oskar Lossow, Heinrich Bocke, Ferdinand Wilferth, der in Gymnasiastenkreisen als Dichter viel Ansehen genoß, und Christian Petzet. Von der Universität waren in die Ferien gekommen Max Lechner, der Sohn des Rektors, dann Heinrich Petzet und Karl Diez. Sobald diese erfuhren, wie ich mich auf Liebhabertheater verstehe, ward ich sofort mit der Regie und der Herstellung eines solchen Theaters im Saale zu Hofeck beauftragt. Als Stück wurde Körners „Nacht-

wächter“ und noch ein anderes auf das Repertoir gesetzt und acht Tage später konnte schon die Vorstellung vor sich gehen. Ich spielte den „Nachtwächter“. Alles klappte famos bis auf den Vorhang, der nicht oben bleiben wollte, und wenn dies endlich der Fall war, nicht mehr herab wollte. Das genierte aber nicht weiter.

Auch in Trogen bei meinen Freunden Feilitzsch durfte ich einige Tage zubringen und mit ihnen Partien in die umliegenden Schlösser machen. Kurz, es waren schöne Tage, die rasch hinüberfloßen. Die Abreise nach München rückte heran. Es war damals noch nicht so bequem zu reisen, wie heute; die Bahn ging noch nicht von Hof aus. Man mußte mit Wagen nach Kulmbach, dann ging die Bahn bis Nürnberg, von da mußte man wieder mit Fuhrwerk bis nach Donauwörth, um dann endlich mittelst Eisenbahn wieder nach München zu gelangen.

Mein Abschied von den Schwestern Kunstmann und der Familie von Püttner war sehr herzlich. Die Damen wünschten, wir möchten unsere freundlichen Beziehungen auch getrennt durch briefliche Mitteilungen fortsetzen, es würde sie interessieren, welche Eindrücke auf mich die Kunststadt München, das Theater u. s. w. mache und auch über die Lektüre, welche ich zu meiner Unterhaltung wählte, wünschten sie mein Urteil zu hören, wogegen sie ihrerseits mir über ihre Bücher und sonstiges Wissenswertes berichten wollten. Es wurde eine monatliche Korrespondenz verabredet. Meine Mutter freute sich sehr darüber und meinte, ich möge mich solcher Auszeichnung stets würdig zeigen und so leben und denken, daß meine Briefe mir zur Ehre, den Freundinnen aber zur Freude gereichen.

Mit den besten Segenswünschen meiner Eltern und Abschiedsgrüßen der Geschwister trat ich Ende Oktober meine Reise an. Das Quartier in München war bei einer uns bekannten Frau, der Marktschreiberswitwe Bach von Eschlkam, längst gemietet und zwar in der Fürstenstraße Nr. 4 im Gartenhause. Und daselbst traf ich auch am dritten Tage meiner Fahrt glücklich ein — in München, das von da ab mit wenigen Unterbrechungen mein Heim werden sollte.



8. Meine Münchener Studienzeit.

Ich fand in München insofern ein Stück Heimat, als meine Hausfrau, Frau Bach und deren Sohn, der soeben als Jurist absolviert hatte, mir von Jugend auf bekannt waren und außerdem noch drei Wäldler die Wohnung mit mir teilten, Studenten aus Neukirchen beim heiligen Blut, die ich ebenfalls gut kannte. Sie waren sämtlich bei dem Korps Bavaria. Diese drei hatten zusammen die größere Stube, ich ein ganz kleines Stübchen gegen den Garten, welches als Durchgang diente. Das Mittagsmahl bei Frau Bach kostete sieben Kreuzer. Sämtliche Mitwohnende waren musikalisch, auch ich, der ich noch fortwährend die Flöte blies. Becher war Violinist, Rötzer spielte Guitarre und da gab es manchen Abend ein Konzert, wozu sich noch andere Wäldler einstellten, wie Singer und Moreth. Das Bier spielte hiebei eine nicht unbedeutende Rolle, nicht bei mir, der ich nicht daran gewöhnt war, aber die andern thaten ihr Gehöriges. So war denn auch das Hauptthema des Gespräches bei meiner Ankunft in München die wenige Tage vorher stattgefundene Revolte und Demolierung des Pschorrbräuhauses in der Neuhauserstraße. Ueberhaupt sah es in der Hauptstadt sehr kriegerisch aus. Das Studentenfreikorps war noch intakt, ebenso das Freikorps der Polytechniker, welches die Artillerie bildete. Die dunkelblauen Uniformsröcke, grauen Hosen mit roten Streifen, dazu das

österreichische Käppi und der Schleppsäbel waren für mich zu verführerisch, als daß ich nicht sofort den Wunsch geäußert hätte, auch mitthun zu dürfen. Aber das Korps war in der Auflösung begriffen, nachdem sämtliche Offiziere zum Schlusse des Studienjahres als Ingenieure absolviert hatten und jetzt nichts mehr zusammenging.

Am Allerheiligentag veranlaßte mich August Otto (jetzt Justizrat und Notar), den ich von Hof her als einen Verwandten der Familie von Püttner kannte, mit ihm das Konzert im Odeon zu besuchen. Es wurde ein großes Oratorium aufgeführt und von Franz Lachner dirigiert. Das Tonwerk machte auf mich einen mächtigen Eindruck; hatte ich doch noch nie so etwas gehört. Im Sologesang lernte ich Dr. Härtinger, Pellegrini, Kindermann, die Damen Hetzenecker, Diez und Rettich kennen und bewundern. Selbstverständlich besuchte ich auch die nächste große Oper, um genannte Koryphäen auch in ihrer eigentlichen Sphäre kennen zu lernen. Es kostete für Studenten im Parterre nur 24 Kreuzer. Ich sparte mir diese vom Munde ab und besuchte nicht nur Opern, sondern auch dramatische Aufführungen, insbesondere klassische Werke, mit besonderer Vorliebe die Shakespeareschen Lustspiele. So hatte ich alsbald einen reichlichen Stoff, um meine Korrespondenz an die Schwestern Kunstmann und Flavie von Püttner zu beginnen und diese fortzusetzen lange, lange Zeit, über 40, ja sogar 50 Jahre hinaus, ein glücklicher Umstand, dem ich meine Herzens- und Geschmacksbildung verdanken zu müssen glaube. Die Gegenbriefe der Damen enthielten nichts weniger als gewöhnlichen Stadtklatsch, sie sprachen sich aus über die litterarischen Erscheinungen der Neuzeit, über den Eindruck der Goetheschen Werke, der Dichtungen

Lenaus, Kinkels, Freiligraths, Eichendorffs und anderen. Ich war veranlaßt, dies alles zu „studieren“ und war so in der Lage, mir auch ein Urteil zu bilden.

Auch eines politischen Aktes muß ich erwähnen, nämlich der Totenfeier für Robert Blum, der in Wien erschossen wurde. Die studierende Jugend Münchens, die Turner, Schützen und zahlreiche Gesellschaften veranstalteten einen imposanten Fackelzug, bei welchem auch ich mich beteiligte. Hierauf war großer Festkommers, was mir gleichfalls sehr imponierte.

In gesellschaftlicher Beziehung schloß ich mich dem polytechnischen Verein der „Altbayern“ an, der im „Lampelgarten“ sein Kneiplokal hatte. Ich befreundete mich da unter anderem mit Sager, dem nachmaligen Großbaumeister und Baurat, welcher damals ein armer Student war (bekanntlich starb er vor kurzem als mehr als zehnfacher Millionär). Ein Komilitone, Vordermaier, (nachmals Telegraphen-Oberinspektor) spielte meisterhaft die Zither. Eder war ein Ausbund von Fidelität (auch er brachte es im Verein mit Sager zum Millionär gelegentlich des Bahnbaues in Ungarn) und meine Wenigkeit trug auch nicht das Wenigste zur Unterhaltung bei durch Vortrag von altbayerischen Gedichten, von denen viele in meinem Buche „Altboarisch“ abgedruckt sind. Gern erinnere ich mich auch der Brüder Beringer, welche mir durch ihre Strebsamkeit imponierten. Der eine ist der jetzige k. Telegraphen-Oberingenieur J. G. Beringer, Vorstand des Vereins der bayerischen Landesbienenzucht und des Obstbauvereins, der andere Telegraphenoberinspektor a. D. und zur Zeit Vorstand des Tierschutzvereins in Berlin. Ich war also in guter, hoffnungsvoller Gesellschaft.

Aus jener Zeit erinnere ich mich lebhaft einer Schwurgerichtssitzung, die im oberen Stocke des Akademiegebäudes in der Neuhauserstraße stattfand. Zwei Burschen, Stopfer und Dantinger, hatten am hellen Tage den Kanonikus Professor Schwarz, wohnhaft in der Josefspitalstraße, gegenüber dem Volkstheater, ermordet und beraubt. Man ward der Raubmörder alsbald habhaft und die Schwurgerichtssitzung, in welcher sie öffentlich verhandelt wurden, war ein großes Ereignis. Ganz München strömte hinzu. Ich hielt bis zum Schlusse der Verhandlung, die erst nach Mitternacht erfolgte, aus und hörte das Todesurteil über die beiden Verbrecher fällen. Es war dies ein ergreifender Augenblick. Der jugendliche, durch den älteren Kameraden verführte Dantinger warf sich auf die Kniee und flehte um Gnade. Es war herzzerreißend, das mitanzusehen und anzuhören. Der andere aber blieb kalt. Stopfer wurde auch hingerichtet, während Dantinger zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt ward.

Auch die Hinrichtung wollte ich mit ansehen. Es war ein wahres Volksfest für München und die umliegenden Ortschaften. Gegen 8 Uhr früh ward der Delinquent in der Frohnfeste abgeholt und auf einem kleinen Schinderkarren, den eine abgemagerte Mähre zog, plaziert. Er war barhaupt, angethan mit dem dunklen Armensünderhemd aus Glanzbergal und hatte vorne und hinten eine schwarze Tafel hängen, welche in weißer Schrift sein Verbrechen kundthat. Vorne saß auf einem Brett der Lenker des Fuhrwerkes, im Innern des Karren saßen ein Kapuzinerpater und der Delinquent sich gegenüber. Hinter dem letzteren stand ein Scharfrichtergehilfe, einen Strick haltend, der dem Mörder um den Fuß gebunden war. Vor und

hinter dem Karren war je eine reitende Gendarmerieabteilung. So ward durch die vom Volke dichtgedrängten Straßen nach dem Stadtgerichtsgebäude gefahren. Vor demselben, gegenüber der St. Michaelskirche stand ein kleines Tischchen, mit weißem Linnen gedeckt, vor demselben saß der verhandelnde Gerichtsbeamte in Uniform (es war Stadtgerichtsassessor Weixler, ein Vetter des Patrimonialrichters in Arnschwang) und sein Sekretär, umgeben von einer Abteilung Soldaten. Sobald der Delinquent angefahren war, ward ihm durch den Sekretär das Urteil nochmals vorgelesen. Dann nahm der Beamte vom Tische einen kurzen weißen Stab und rief mit lauter Stimme:

„Das Urteil ist gesprochen,
Der Stab ist gebrochen."

Damit brach er den Stab entzwei und warf ihn vor dem Delinquenten zur Erde.

Nun ging's der Richtstätte zu. Diese war auf der Höhe beim Augustinerkeller am Beginne des Marsfeldes. Man konnte sie bis in die Dachauerstraße herein sehen; und bis hier herein stand auch das vieltausendköpfige Publikum. Auf dem Schaffot machte sich der mit rotem Hemd und solchen Beinkleidern angethane Scharfrichter Schellerer zu schaffen. Unter dem Schaffote fand in einem eigens hiezu hergerichteten Raume die zur Hinrichtung nötige Toilette des armen Sünders statt. Dann ward er durch 2 Scharfrichtergehilfen auf das Schaffot geführt und auf den Stuhl festgebunden. Der Kapuziner folgte und betete laut. Nun schwang der Scharfrichter sein in der Sonne hell blitzendes Schwert — ein Streich und der Kopf war vom Rumpfe

getrennt. Ein Schrei des Entsetzens ertönte gleichzeitig von der Masse des Volkes. Der abgeschlagene Kopf wurde vom Gehilfen dem Volke gezeigt. Und merkwürdig! jetzt machte sich plötzlich eine Stimmung gegen den Scharfrichter geltend. Drohungen wurden ausgestoßen, weil er sich so theatralisch gezeigt und nach der gelungenen Hinrichtung mit einer Siegerpose, das Schwert mit der Rechten auf den Boden gestützt, die Linke in der Hüfte auf die Menge herabschaute. Er mußte unter Bedeckung von reitenden Gendarmen nach Hause gebracht werden und dabei viele verletzende Zurufe hören. Schellerer hatte die Gewohnheit, auch außer Dienst stets an sein blutiges Handwerk zu denken. So studierte er auf der Straße und auch im Gasthause stets die Nacken der Menschen und ließ sich öfters zu der Bemerkung hinreißen: „Aber Sie hätten einen Prachtnacken zum Köpfen.“ Infolgedessen ward er auch manchmal vor die Thüre gesetzt.

Als Weihnachten herankam, befiel mich die Sehnsucht, nach Kempten zu reisen, wo der einzige Bruder meiner Mutter seit etlichen Wochen wohnte, nachdem er vom Auslande, wo er über 20 Jahre gelebt, kränklich und nicht in den besten Verhältnissen heimgekehrt war. Ich sehnte mich, diesen Onkel kennen zu lernen, jetzt mein einziger, nachdem der Bruder meines Vaters ein Jahr vorher gestorben war. Meine Eltern hatten nichts dagegen, die Mutter legte mir eigens eine Zehnguldennote als Christgeschenk für ihren Bruder bei und nachdem mein Vetter Bertele in Kempten (er war ein Bruder des Rechtsrats und hatte eine Schwester meines Vaters zur Frau) eigens eine Einladung geschickt, trat ich wenige Tage vor dem Christfeste abermals die Reise nach Schwaben an, dieses Mal mittels Bahn und Stell=

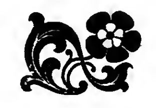
wagen, wobei ich mich lebhaft der ersten Reise dorthin vor zwei Jahren erinnerte. Damals war ich noch ein Bub, heute fühlte ich mich, ein Polytechniker, als selbstbewußter junger Mann.

Wieder war ich willkommener Gast bei Rechtsrat Bertele in Kaufbeuren. Am Christabend gelangte ich gegen Mittag nach Kempten. Der erste Besuch sollte dem Bruder meiner Mutter gelten, nachdem ich bei meinen Verwandten Quartier genommen. Als sie meine Absicht vernahmen, mit freudigstem Gefühl den mir noch fremden Onkel zu begrüßen, machten sie mir zögernd die unerwartete Mitteilung, daß der Heimgekehrte die letzten Tage in freudigster Aufregung war, mich, seinen Neffen umarmen zu dürfen, heute morgen aber, zwei Stunden vor meiner Ankunft, plötzlich von einem Herzschlage betroffen — gestorben sei.

Diese Kunde schmerzte mich sehr. Ich durfte also den Ersehnten nur mehr auf dem Leichenbette sehen und konnte da mit Blumen seinen Sarg schmücken! Auch seinem Leichenbegängnisse wohnte ich bei und zwar als nächster und Hauptkläger. Es waren trübe Weihnachten!

Auf der Rückreise besuchte ich nur Höflichkeitshalber in Augsburg Oberst H. und war nicht wenig erstaunt, als er mich durchaus nicht mehr fortließ, sondern mir befahl, ein paar Tage bei ihm zu bleiben. Er hatte Zeitlang, da seine jüngsten Söhne alle beide abwesend waren, der eine bereits beim Militär, der andere im Kadettenkorps zu München. Er überschüttete mich mit Wohlwollen, nahm mich abends mit in Gesellschaft lauter alter Herren, die meisten davon Pensionisten. Eine solche Gesellschaft, sagte er, bildet den jungen Mann, nur von den Aelteren kann

er lernen. Ich weiß nur so viel, daß ich mich entsetzlich langweilte und froh war, als es heimzu ging. Da wurde ich kommandiert, ein Gläschen Kümmel und einige Pfeffernüsse zu mir zu nehmen, und dann mit freundlichem Befehl ins Bett geschickt. Ich hielt mich aber nicht lange auf; andern Tages dankte ich entschieden, ich reiste ab, ich wollte Sylvester in München begehen. In wenigen Tagen war Neujahr, der 1. Januar 1849. Und ich sehnte mich nach meinem Stübchen.





9. Das Jahr 1849.

Ich war nicht allein auf mich und meine Komilitonen in München angewiesen, sondern viele Familien, Bekannte meiner Eltern, bezeugten mir ihre Aufmerksamkeit und hatte ich keinen Mangel an Einladungen der verschiedensten Art, so bei Freiherrn von Zeetze, dem späteren Flügeladjutanten, welcher sich erst im Jahre vorher in Hof verehelicht hatte, bei Oberst Naus, welcher in den Generalstab versetzt worden war u. a. Ich hatte in gesellschaftlicher Beziehung vollauf zu thun, meinen Pflichten nachzukommen, aber darüber versäumte ich die Studien nicht. Professor Kaiser, als Chemiker, interessierte mich am meisten. Die Theater besuchte ich, so oft es meine Kasse erlaubte und anfangs Februar ging ich mit meinen Altbayern in sehr origineller Maske auf die Redoute im k. Odeon. Es wurden damals die bekannten Streck-Redouten abgehalten; es ging da ungefähr so zu, wie jetzt bei einer Redoute im Kolosseum. Die der Kunst geweihten Räume wurden also sehr profaniert. Auf dieser Redoute holte ich mir die damals obligate Münchener Krankheit: Das Schleim- und Nervenfieber.

Als ich am darauffolgenden Sonntag im Hoftheater eben des Beginns der Oper „Robert der Teufel" harrte, die Ouvertüre beendet war und der Vorhang sich hob, befiel mich ein plötzliches Unwohlsein. Ich mußte nach Hause

und zu Bette, der Arzt konstatierte Fieber und andern Tages drang ich selbst darauf, schon der Ruhe halber und um die Stubennachbarn nicht zu belästigen, ins Krankenhaus verbracht zu werden. Es war höchste Zeit, ich wurde ernstlich krank und merkwürdigerweise, am 18. Februar, dem vorjährigen Todestage Marie Kunstmanns, trat die Krisis ein. Man gab mich schon für verloren, doch wendete es sich an diesem Tage zum Bessern. Ich hatte während meiner Anwesenheit im städtischen Krankenhause Gelegenheit, die Aufopferung der barmherzigen Schwestern zu bewundern, den Heroismus, welchen sie in den gräßlichsten Augenblicken an den Tag legten. Ich sah zwei meiner Bettnachbarn in den Armen dieser wahrhaften Engel sterben, die sich selbst aufopfern für ihnen völlig fremde Personen, um einer Idee willen — einer Idee, und aus Menschenliebe, um sich dadurch den Himmel zu gewinnen. Und er ist ihnen auch gewiß. Seit jenen Tagen sehe ich stets mit aufrichtiger Verehrung auf diese Schwestern und selten gehe ich auf den südlichen Friedhof, ohne den Platz zu besuchen, wo die meist in jugendlichem Alter dahingeschiedenen, gottgeweihten Wesen ruhen und wo ich auch bald das Grab jener Schwester erstanden sah, die mich wahrhaft schwesterlich gepflegt. Selbstverständlich weihte ich ihr manche Blume.

Ziemlich rasch erholte ich mich wieder und konnte ich alsbald auch die Kollegien bis zum Semesterschluß besuchen. Die Osterferien nahmen ihren Anfang und ich freute mich sehr nach Hause, wo man um mich höchst besorgt gewesen. An einem naßkalten, stürmischen Tage trat ich die Reise per Bahn an. Meine Hausfrau war sehr um meine Gesundheit bekümmert, ich mußte mich warm und

immer wärmer kleiden und da der alte Offiziersradmantel meines Vaters doch nicht recht ausreichte, zwang sie mich, meinen Schlafrock, (er war bunt karriert) unter dem Mantel anzuziehen. Ich wollte mich wenigstens für die ersten paar Stunden der Fahrt hiezu bequemen.

Natürlich nahm ich in einem Wagen 3. Klasse Platz. Aber wie waren solche damals beschaffen! Nieder, schmale Sitze, keine Fenster, — der Wind strich durch die Hallen — und es fehlte nichts, als daß man für das „miserable" Publikum, das zu dieser Wagenklasse verdammt war, noch Stacheln in den Sitzen angebracht hätte. Kurz, es war nicht menschenwürdig. Dazu Sturm, der den Regen, mit Schneeflocken untermischt, in den Wagen peitschte, so, daß die Insassen patschnaß wurden und vor Kälte schnatterten. Ich dankte im stillen meiner Hausfrau für den guten Gedanken, mich in meinen Schlafrock zu hüllen, so daß mich nur in das Gesicht und die Füße fror. In Augsburg war längerer Aufenthalt und um meine Füße zu erwärmen, stieg ich aus und lief am Perron auf und ab. Bald sah ich lachende Gesichter an allen Fenstern. Man denke sich meinen Anzug: Studentenkappe, bunten Schlafrock (den Radmantel hatte ich abgelegt) und ich will es nur gestehen, in Sporenstiefeln, zu welchen mich meine Eitelkeit, burschikos auszusehen, verleitete; dazu lange, auf die Schulter niederhängende Haare. Mich kümmerte das Gelächter der Leute nicht weiter, ich lief nur hin und her, daß meine Sporen erklirrten, nur darauf bedacht, die Füße warm zu laufen. Erst als der Kondukteur hellachend zu mir herankam und mir sagte, es sei höchste Zeit zum Einsteigen, blickte ich auf und sah nun die erheiterten Gesichter meiner Mitreisenden auf mich gerichtet, besonders jene der höheren

Wagenklassen. Ich rief ihnen zu: „Ihr habt leicht lachen; kommt nur in die Strafwagen Nr. 3, da ist man froh um einen Schlafrock!“ Ich legte ihn auch nicht mehr ab, fragte nichts mehr darnach, wenn man mich auch vielleicht für verrückt hielt, im Gegenteil belustigte mich das Interesse, das man an mir nahm, und was die Hauptsache ist, ich kam gesund in Hof an, was ohne den Schlafrock sicher nicht der Fall gewesen wäre.

Während der Osterferien zogen bayerische Truppen durch Hof nach Schleswig-Holstein, unter andern das 8. Regiment aus Passau, wo ich manchen Bekannten wiedersah, auch den Sattler Toni aus Eschlkam, der zum Korporal avanciert war. Einer meiner ehemaligen Mitschüler war als Junker dabei und es drängte mich recht, möglichst rasch zum Militär zu gehen, um bald Offizier zu werden. Mit den Freiwilligen vom vorigen Sommer war es doch nicht abgethan. Reden, singen, toastieren in der Heimat ist ja wohlfeil, aber die Strapazen im Felde, fern vom Bierfasse und dem warmen, weichen Bett, dazu die lästigen Kugeln des Feindes, die einen zum Krüppel machen oder gar töten können, das ist etwas anderes! Die Heimkehr jener Schwärmergestalten gestaltete sich auch nicht mehr so enthusiastisch, wie deren Ausmarsch. Richtig ging's erst jetzt los, da reguläre Truppen, Preußen, Oesterreicher und Bayern die Schleswig-Holsteinische Frage zu lösen suchten.

Wieder nach München zurückgekehrt, logierte ich mich zwar bei Frau Bach aus, doch nahm ich mein Mittagsmahl nach wie vor bei ihr ein. Meine neue Wohnung war in der Landwehrstraße, zunächst der Sonnenstraße.

Als Reisebegleiter von Hof her hatte ich meine Freunde Oskar Lossow, Heinrich Bocke und Christian Petzet. Dieser

bezog zum ersten Male die Universität. Er war durchaus der erste gewesen und galt als ein sehr intelligenter junger Mann, der auch bereits in Politik machte, indem er sehr freisinnige Artikel in das Hofer Wochenblatt lieferte. Mit diesen drei Freunden verbrachte ich in der Folge die meiste freie Zeit, welche sehr oft der gemeinsamen Lektüre zeitgenössischer Schriftsteller gewidmet war, wobei strenge Kritik geübt wurde. Wir lasen da „Die Ritter vom Geiste“ von Gutzkow, Geibels Gedichte, „Amaranth“ von Oskar von Redwitz, „Soll und Haben“ von Freytag u. a.

Zu Pfingsten machte ich mit mehreren Polytechnikern einen Ausflug ins Hochgebirge und zwar über Rosenheim nach Kufstein und über den Wendelstein nach Schliersee und Tölz zurück. Das herrlichste Wetter begünstigte diese Fußreise. Ich sah zum ersten Mal das Alpenglühen; der wilde Kaiser bei Kufstein machte mir diese Freude. Ich ging an jenem Abend allein gegen Kiefersfelden zu, da die Kameraden in Oberaudorf ermüdet ausruhten. Es war ein herrlicher Spaziergang längs des wild daher rauschenden, wie flüssiges Gold schimmernden Innstromes. Die Herrlichkeit der Alpenwelt that sich mir an jenem Tage kund. Das wunderbare Bild prägte sich mir tief ein.

Andern Tages bestiegen wir den Wendelstein von Oberaudorf aus. Einer nach dem andern von der Gesellschaft konnte aber bald nicht mehr weiter vor Ermattung; nur zu zweien kamen wir auf der Höhe an. Da oben sah ich, den nordöstlichen Horizont begrenzend, die Gebirgskette des Bayerischen Waldes. Dahin war mein Auge wie gefesselt. Eine unendliche Sehnsucht nach jenen heimatlichen Bergen ergriff mich und es stand in mir fest, in den Herbstferien auf jeden Fall dorthin zu wandern. Dann aber

schaute ich nach den Wundern der Alpenwelt ringsumher und helle Juchzer lösten sich aus meiner Brust; es war ja alles so namenlos groß und schön. Nur ungern entschloß ich mich zum Abstieg. In der nächsten Almhütte erquickten wir uns mit Milch und Schmarrn und eilten dann hinab nach Birkenstein, dem niedlichen Wallfahrtsorte. Nachmittags kamen wir nach Schliersee, wo die übrigen Touristen unser warteten.

Auf der Post bei der „Fischerlisl" fand soeben eine große Hochzeit statt. Hier sah ich zum ersten Male die Bergler in ihrer prächtigen Gebirgstracht. Ich konnte mich nicht satt sehen an den schönen Bauernmädchen mit den grünen Hütchen und dem kleidsamen bunten Anzuge. Es währte nicht lange, tanzte ich auch mit einer solchen Schönen im Saale herum, doch konnte ich das nicht oft wiederholen, da ein strammer Bauernbursche auf mich zukam und mich mit den Worten anließ: „Machst nit, daß d' weiter kimmst, du Stadtfrack!" Natürlich folgte ich diesem Winke, aber das Vergnügen hatte ich doch schon genossen. Schliersee war mir seit jenem Tage ein lieber Ort.

Ueber die Gindelalm stiegen wir am nächsten Tage nach Tegernsee hinüber und wanderten dann nach Tölz, von wo wir auf einem Floß die Isar hinab nach München fuhren.

Das war eine lange, aber doch sehr unterhaltende Fahrt. Wir waren übrigens froh, als wir beim „grünen Baum" ländeten und daselbst zum Beschlusse unserer herrlichen Pfingsttour einen Krug leeren konnten. Heute reist man freilich auf andere Art, Eisenbahn, Radfahren u. s. w., aber den Reiz, den eine mit gern ertragener Beschwerde

verbundene Tour in früherer Zeit ausübte, empfindet man jetzt nicht mehr.

Am Tage des Fronleichnamsfestes besuchte ich das Hoftheater, wo „Preziosa“ gegeben wurde. Die Titelrolle spielte als erstes Debüt Fräulein Marie Hausmann, ein wunderliebes Mädchen. Alles war von ihrem herzigen Spiele begeistert und rauschender Beifall ward ihr nach jedem Akte zu teil. Ich hatte Aehnliches noch nie gehört und als ich ganz hingerissen von dem Spiele und der reizenden Erscheinung nach Hause in mein Stübchen kam, war mein erstes, in begeisterten Versen den Eindruck wiederzugeben, der mich erfüllte. Am Morgen darnach erbettelte ich mir aus dem Garten des Nachbars (damals bestand die Landwehrstraße aus fast lauter Gärten) einen großen Rosenstrauß und schickte diesen nebst einem Gedichte an die gefeierte Künstlerin und zwar anonym. Vierzig Jahre später kam ich mit der nachmals so berühmt gewordenen Frau Dahn-Hausmann darauf zu sprechen und ich war nicht wenig überrascht, da sie einen Schrank öffnete und nach kurzem Suchen jenes Gedicht vom Sommer 1849 hervornahm und mir mit der Versicherung zeigte, wie sehr sie das s. Z. gefreut habe. Vorigen Sommer (1899) feierte die Dame ihr fünfzigjähriges Jubiläum als noch immer aktives Mitglied des Hoftheaters, überschüttet von Auszeichnungen aller Art. Auch ich brachte mein Verslein und einen Rosenstrauß, wie vor 50 Jahren.

Doch nun auch zu einigen politischen Begebenheiten, von denen ich berührt wurde. Die Reichsversammlung in Frankfurt wurde gesprengt und ein Teil derselben siedelte nach Stuttgart über. Der schöne Traum der Vereinigung Deutschlands, für welchen auch ich mich begeisterte, ver-

schwand. Die Regierungen verweigerten der Reichsverfassung ihre Zustimmung, so auch die badische. Dort entstand Revolution, es bildeten sich Freikorps, welche gegen die Militärmacht zum Kampfe zogen. Die junge Welt stand auf dem Boden der Reichsverfassung, so auch die Studenten und Polytechniker Münchens. Viele gingen zu den Freischärlern nach Baden und vernichteten dadurch ihre ganze Zukunft, denn sie wurden von der badischen Armee mit Unterstützung der bayerischen Truppen gründlich geschlagen.

Es wurden damals in München im „Prater" sehr erregte Versammlungen von Studenten und Polytechnikern abgehalten und hatte ich die Ehre, als Deputierter der Polytechniker dabei zu sein. Besondere Erregung verursachte der Befehl, daß die Gewehre wieder eingeliefert werden sollen, welche seit Gründung des Freikorps vom Zeughause zur Verfügung gestellt worden waren. Aber der Sturm legte sich. Gesetz und Ordnung gewannen die Oberhand, und wir dachten auch wieder daran, daß wir des Studierens halber da waren.

In jenen Tagen fand auch die erste Verhandlung beim Schwurgerichte wegen Preßvergehen statt. Redakteur August Vecchioni hatte sich wegen eines Artikels im „Vorwärts" wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten. Diese Verhandlung machte ungemein großes Aufsehen und man war begierig, wie die Geschworenen aus dem Volke sich zu einem derartigen Verschulden verhielten. Vecchioni hielt eine zündende Verteidigungsrede, worauf unter ungeheurem Jubel des anwesenden Publikums das Verdikt der Geschworenen „Nicht schuldig!" erfolgte. Und als der längere Zeit in Haft gewesene junge Mann nun wieder frei auf

die Straße herauskam, wo ihn ein Wagen erwartete, brauste ihm aus vielen hundert Kehlen ein nimmer enden wollendes „Hoch!“ entgegen.

Vecchioni war der Mitbegründer der „Neuesten Nachrichten“ und als Chefredakteur bis zur Mitte der achtziger Jahre dort thätig; er ist einer der intelligentesten Politiker Münchens und noch heute eine tonangebende Persönlichkeit.

Damals bestand in München eine Gesellschaft „Ressource,“ deren Vorstand ein pensionierter Major war. Die Familien dieser Gesellschaft machten alle Sonntage, wenn es das Wetter erlaubte, einen gemeinsamen Ausflug nach Harlaching, Menterschwaige, Neuhofen, Perlach u. s. w. Ich weiß nicht mehr, wie ich mit einigen Kameraden in diese Gesellschaft eingeführt wurde, aber ich erinnere mich, daß ich bei diesen Ausflügen immer recht vergnügt war.

Damals ging es aber in München noch sehr familiär zu; man kannte sich gegenseitig so ziemlich. Die jetzige Halbmillionenstadt zählte damals etwa 70 000 Einwohner. Damals war es in der That in München sehr gemütlich; die Einwohner waren eben eingesessene Münchener oder doch Bayern. Von jener Zeit her stammt auch der Ruf der Münchener Gemütlichkeit, die sich besonders im Hofbräuhause kund gab. Damals lebte auch noch der bekannte Kränkel, Lohnkutscher und Pferdehändler, daneben ein Mann von klassischer Grobheit, der jährlich beim Oktoberfeste seine Pferde rennen ließ und seine Roßbuben beutelte, wenn sie keinen Preis erritten. Er war ein fleißiger Besucher des Schwaigertheaters und da saß er einmal im Parkett, als ein Ritterschauspiel gegeben wurde. Ein Ritter sollte durch einen Meuchelmörder hinterrücks

erstochen werden und als sich dieser katzenartig hinschlich und sein Opfer arglos zum Fenster hinaus schaute, konnte sich Kränkel nicht enthalten, dem Schauspieler laut zuzurufen: „Schau di um, dummer Kerl!“ Hunderte von Anekdoten erzählte man sich von diesem Original, die ihrer Derbheit wegen nicht wiederzugeben sind.

In die Herbstferien nach Hof heimgekehrt, galt die erste Arbeit dem Arrangement zur Goethefeier. Es galt des Altmeisters hundertjährigen Geburtstag würdig zu begehen. Max Lechner (jetzt Oberstudienrat und Rektor des neuen Gymnasiums in München), Heinrich Petzet (nachmals Stadtpfarrer in Nürnberg †), Diez (nachmals Pfarrer †), Bocke (nachmals Landgerichtsrat und juristischer Schriftsteller †), Lossow (nachmals rechtskundiger Bürgermeister von Lindau †), Christian Petzet (nachmals Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung in Augsburg-München) und meine Wenigkeit, ferner die Damen Luise Bocke (nachmals Gemahlin des Oberzollrats Schübeck), Emma Kunstmann (nachmals Gemahlin des Postinspektors Waldherr †), Flavie von Püttner (†) und Bertha Wächter (†), wir unternahmen es, in der Gartengesellschaft ein solennes Fest mit Theater, Deklamationen, Musik und Gesang zu inscenieren und ward mir die Regie übertragen. Wir spielten zwei Akte aus Torquato Tasso, die Kerkerszene aus Egmont und trugen Deklamationen vor. Ich deklamierte den „Sänger“. Infolge meines starken, altbayerischen Accents, der sich auch dem Hochdeutsch mitteilte, fanden sich mehrere aus der Gesellschaft veranlaßt, zu kichern, aber der alte Rektor Lechner wies diese entschieden zurecht und gab ihnen zu bedenken, wie sehr erfreulich es sei, daß ein Altbayer aus streng katholischem Lande mit solcher Pietät dem Dichter-

fürsten zugethan sei. Der joviale Herr veranlaßte denn auch, daß ich ostentativ oftmals gerufen wurde und dann noch ein zweites Gedicht vortragen mußte. Die Feier selbst verlief großartig und ich hatte als Regisseur und Hauptgeplagter die Freude, von den Damen mit einem kleinen Lorbeerkranz überrascht zu werden. — Bei der 150. Geburtstagsfeier Goethes im Jahre 1899 schickte ich an die noch lebenden damaligen Mitspieler freundliche Erinnerungszeilen, die freudigst erwidert wurden. Leider waren es nur mehr Max Lechner, Christian Petzet und Frau Schübeck (Luise Bocke), die meine Grüße empfangen und erwidern konnten.

Bald nach diesem Feste gestattete mir der Vater, nach dem Bayerischen Walde, nach Eschlkam zu reisen. Der Marsch ging über Wunsiedel, Tirschenreuth, Floß und Vohenstrauß. Den Weg von Vohenstrauß nach Furth i. W. legte ich in einem Tage zu Fuß zurück. Es war eine große Leistung. Erst war Waldmünchen als Nachtquartier bestimmt, aber so nahe der Heimat, achtete ich nicht der zunehmenden Müdigkeit, ich wollte durchaus meinen Geburtsort an jenem Tage noch sehen, was von dem nahen Herzogau aus, wie ich wußte, der Fall war. Und so ging es richtig nach einer kleinen Stärkung in Waldmünchen vorwärts und den Bergabhang der Oederwaldung hinab. Plötzlich, die Sonne war im Untergehen begriffen, lag unter mir in glänzender Beleuchtung der Marktflecken Eschlkam, hell glitzerte der mit weißem Blech beschlagene Kirchturm und alle Fenster waren wie illuminiert vom Wiederschein des herrlichen Abendrotes. Ein freudiger Juhschrei löste sich aus meiner Brust! Dieser wurde sofort erwidert, ich sah zu meiner Ueberraschung meinen Jugendfreund Moreth

auf mich zueilen und ward von ihm herzlich begrüßt. Zu ihm kam ich ja als Gast. Er war mir entgegen geeilt, glaubte mich aber erst in Waldmünchen anzutreffen und war sehr erstaunt, mich schon hier zu finden.

Nun ging es nach Furth — weiter konnte ich nicht mehr. Moreth blieb bei seinem Onkel, ich aber quartierte mich in der Post ein, wo ich freudig aufgenommen wurde, da der Posthalter ein Jagdfreund meines Vaters gewesen; dessen schöne Töchter begrüßten mich gleichfalls sehr herzlich. Man beeilte sich mir ein gutes Abendessen vorzusetzen, aber als ich damit beginnen wollte, befiel mich eine plötzliche Uebelkeit. Man brachte mich zu Bette und der Arzt konstatierte eine Ueberanstrengung, denn von Vohenstrauß nach Furth ist für ein Pferd eine harte Tour, umsomehr für einen Burschen in meinem Alter. Andern Tages sollte ich zu Bett bleiben — aber schon um 7 Uhr früh stand ich gestiefelt und gerüstet in der Gaststube, ließ mir den Kaffee schmecken und eilte dann auf Flügeln der Freude mit dem Jugendfreunde der Heimat zu.

Da ging es mir 3 Wochen lang sehr gut. Besonders liebreich zeigte sich Frau Anna Schöppl, eine gebildete Frau, die sich mit Studenten gerne unterhielt. Bei ihr wohnten auch die wieder von Passau in die Ferien gekommenen beiden Bernhuber, von denen jetzt Karl auf der Universität und Leopold auf der Polytechnischen Schule war. Nun gehörte Eschlkam wieder uns! Es ward auch Theater gespielt, eine Unzahl Ausflüge gemacht, nach dem Hohenbogen, nach Böhmen und in die umliegenden Orte, und als die Zeit der Heimkehr herankam, schied ich mit schwerem Herzen.

Den Heimweg machte ich über Amberg, wohin in-

zwischen Bauinspektor Baron Montygni versetzt worden. In seinem gastlichen Hause verbrachte ich wieder drei schöne Tage. Dann fuhr mich der Baron selbst bis Weiden, von wo ich mit dem Postwagen nach Hof weiterreiste. Dort wurde ich nicht fertig mit Erzählen und die Eltern bekamen ebenfalls Sehnsucht nach dem so lieb gewordenen Orte.

Das Studienjahr 1849/50 begann und ich mußte wieder fort nach München. Der 2. Kurs des Polytechnikums brachte neue und schwierige Lehrgegenstände, die meine Zeit mehr denn je in Anspruch nahmen. Ich hatte mich dem Korps Germania angeschlossen, ich war stolz auf die Farben: dunkelblau, hellblau, gold, und auch der Fechtboden machte mir Freude. Bald hatte ich auch Gelegenheit, meinen Mut auf der Mensur zu zeigen und verhielt ich mich dabei so wacker, daß ich schon nach kurzer Zeit vom Fuchsen zum Korpsburschen avancierte. Auch mein Bruder war auf die Universität in Erlangen gezogen. Dieser Umstand war für mein ferneres Studium verhängnisvoll. Während der Ostervakanz erklärte mir der Vater, es sei ihm nicht mehr möglich, zwei Söhne auf der Hochschule zu unterhalten; ich sollte, da ich ohnedem zum Militär gehen wolle, dies schon jetzt thun. Ich sei ja imstande, die Vorbedingungen zu erfüllen und das Offiziersexamen zu bestehen. Die in Sicht stehenden kriegerischen Verwicklungen stellten mir ein baldiges Avancement in Aussicht. Es wäre mir freilich lieber gewesen, erst den Ingenieurkurs zu absolvieren und hatte ich auch große Freude zu dem Berufsfache, doch der Vater setzte mir so unanfechtbare Argumente entgegen und indem er meine Eitelkeit durch die Aussicht auf die baldige Offiziersstelle anstachelte, entschloß ich mich, seinem Wunsche zu entsprechen. Oberst

Naus in München schrieb, daß er mich schon gut unterbringen wolle, und so sagte ich denn nach den Ferien meinen Eltern, Freunden und Freundinnen Lebewohl, denen ich leider nicht zumuten konnte, mir in die Kaserne weitere Briefe zu senden, was aber entschieden als kein Hinderungsgrund angesehen wurde. Es sollte also beim Alten bleiben.

„Nur als Leutnant komme ich wieder!“ sagte ich beim Abschied, und voll der schönsten Hoffnungen zog ich von dannen in neue Verhältnisse und blickte mutig der Zukunft entgegen.

(Mein Abgangszeugnis von der polytechnischen Schule lautete, daß ich den 1. Kurs mit bestem Erfolge absolviert und den 2. Kurs bis zum 16. Mai 1850 besuchte. Die Lehrgegenstände waren: Niedere und höhere Mathematik, prakt. Geometrie, analytische Mechanik, Physik, Chemie, beschreibende Geometrie, Maschinenkunde, Maschinenzeichnen, Baumaterialienlehre und Architekturzeichnen. Mein Wohlverhalten wurde als vorzüglich gut bezeichnet.)





10. Beim Militär.

Nachdem ich am 4. Juni 1850 den Fahneneid geschworen, trat ich als Freiwilliger (ich war 18¼ Jahr alt) beim 2. Infanterie-Regiment Kronprinz ein, wo man mich der 1. Schützen-Kompagnie zuteilte. Ich hatte den Wunsch, zur Artillerie zu gehen, wo ich meine mathematischen und andere Kenntnisse verwerten konnte, aber Oberst Naus hatte schon mit dem Oberst Kratzeisen vom 2. Infanterie-Regiment Rücksprache genommen und nachdem man mich hoffen machte, ich würde da eher befördert, gab ich mich darein, wenn auch mit schwerem Herzen. Es war die erste Enttäuschung.

Man behandelte mich bei der Kompagnie durchaus nicht wie einen gebildeten Mann, im Gegenteile hatten einige Unteroffiziere und gerade auch mein Korporalschaftskommandant einen geheimen Groll auf die Studenten, welche in den vergangenen zwei Jahren nur zu kommen brauchten, um sofort Leutnants zu werden, „und sie kannten nicht einmal das Reglement und die Dienstesvorschriften!“ Weil dies den genannten Unteroffizieren geläufig war und nach der Meinung damaliger Tage überhaupt die ganze Wissenschaft des Offiziers umfaßte, hielten sich die Mißvergnügten ebenso befähigt zu den Epauletts und sahen mit scheelen Augen nach den „Eindringlingen“. Ein

solcher Mißvergnügter war auch mein Korporal. Er sorgte dafür, daß ich das Lied „Ha, welche Lust, Soldat zu sein!“ wenigstens vorerst nicht mehr sang.

Oberst Naus hatte mich wohl dem Obersten, aber nicht dem Hauptmann empfohlen. Das „verkrippelte“ diesen und er gab sich mit mir auch keine Mühe. Da ich aber nur ein sogenannter „Wasserkadett“ war, zum wirklichen Kadetten fehlte mir der Adel oder der Kollegialratsrang meines Vaters, so machte man mit mir keine Umstände. Man traktierte mich mit „du“ und mein lieber Korporal legte mich in ein zweispänniges Bett, resp. Strohsack, da zur Zeit im Kompagnieverschlag keine einspännige Fournitur vorhanden war. Man denke sich mein Vergnügen, bei dem nächstbesten vierschrötigen Burschen zu schlafen! Ich fragte mich oft, ob ich im Zuchthause sei und was ich Ungeheures verbrochen, aber ebenso bestimmt nahm ich mir vor, ruhig alles zu ertragen und zu trachten, mir rasch dasjenige anzueignen, was in den Augen der kleinen Vorgesetzten allein achtungswert war, nämlich Exerzieren und Dienstesvorschrift. Trotzdem ärgerte ich mich nicht wenig, wenn ich zu Fatiquen wie Strohfassen, Decken ausklopfen, ja, um alles zu sagen, zum Abort putzen u. a. kommandiert wurde, wie jeder Handwerksbursche. Ja, mein lieber Korporal befahl mir sogar eines Morgens, seine Stiefel zu wichsen. Das brachte ich doch nicht über mich. Ich gab meinem „Schlaf“ (Schlafkameraden) einen Sechser und übertrug ihm das Geschäft. Aber mein lieber Korporal bestand darauf, daß ich die Arbeit mache. Jetzt weigerte ich mich direkt, wofür er mir drei Strafzimmertouren kommandierte. Ich ließ das über mich ergehen.

Da besuchte mich eines Tages Oberst Naus, als ich

gerade die Tische, Bänke und Bettbretter der Zimmer-Belegschaft mit weißem Sand putzte, was die Zimmertour zu besorgen hatte. Oberst Kratzeisen begleitete ihn. Die Herren waren nicht wenig überrascht, mich bei solcher Arbeit zu treffen. Mein Oberst gab sofort Befehl, daß ich von nun an als Kadett behandelt werde und sprach dem Hauptmann, (einem dickwamsigen, hinterlistigen, nichts weniger als ritterlichen Mann (der bald darauf auch kassiert wurde) seine Verwunderung über diese Behandlung aus, namentlich auch, daß ich nicht einmal eine separate Liegerstatt hatte. Dem wurde nun sofort abgeholfen, auch mußte man mich mit „Sie" ansprechen und die niederen Arbeiten hatten ein Ende. Glänzend aber war meine Lage noch nicht, so daß ich immer froh war, wenn ich auf Wache ziehen durfte, was damals jeden dritten Tag der Fall war. Der erste Wachtdienst traf mich ins Auer Zuchthaus. Ich erhielt den Posten außerhalb der Mauer am Kanal, wo vor wenigen Tagen ein Posten von zwei entsprungenen Sträflingen überrumpelt und mit seinem eigenen Gewehrbajonett erstochen worden war. Während der Freizeit aber von 12—1 Uhr, wo die Gefangenen im Hofe des Zuchthauses sich ergehen durften, mußte ich mit andern Soldaten im Hofe Wache stehen, wo angesichts der Sträflinge die Gewehre scharf geladen wurden. Nun betrachtete ich mir die Unglückseligen in grauem Anzuge, mit geschorenen Köpfen und blassen Gesichtern, viele mit Ketten an den Füßen und schwere Eisenkugeln tragend. Während ich so einen nach dem andern an mir vorbei passieren ließ, suchte ich den wie ich wußte hier inhaftierten Holzapfel. Ich fragte den mit seinem Fanghunde neben mir stehenden Gefängnisdiener um denselben und er machte mich alsbald auf einen

herankommenden Sträfling aufmerksam. Es gab mir einen Riß durch den ganzen Körper. Holzapfel, der Studiengenosse von Metten und Straubing, da ging er an mir vorüber, allein, die Augen zu Boden geheftet, blaß, das reinste Mädchengesicht, am Fuße eine Kette, an deren Ende eine schwere eiserne Kugel befestigt war, die er im Arme trug, umgeben und zugehörig zu Mördern und Räubern. Er sah auf, als er an mir vorüber schritt, meine Blicke hefteten sich durchdringend auf ihn, er mochte das fühlen. Es war mir, als hätte er mich erkannt; ein leichtes Rot erschien auf seinen Wangen. An der gegenüberliegenden Seite des Hofes angelangt, richteten sich seine Blicke nochmals nach mir. In diesem Augenblicke ertönte die Glocke, welche die Verbrecher wieder zurückrief in ihre Zellen und Arbeitssäle. Dieses Wiedersehen eines einst so hoffnungsvollen jungen Mannes hatte mich tief bewegt. (Holzapfel starb schon etwa zwei Jahre nachher.) In diesem erregten Zustande mußte ich auch noch von Mitternacht bis 2 Uhr morgens Posten stehen, hinausgesperrt vor die Mauer, auf einem schmalen Gang längs des Kanals. Am Schilderhaus waren noch die Blutspuren des vor zwei Tagen ermordeten Postens sichtbar, ich hatte sie am Tage, als ich dort Wache stand, wohl bemerkt, und unwillkürlich wandte ich mein Auge auch jetzt nach der Stelle. Der Wind bewegte die Wetterfahnen, ihre schrillen Töne machten einen unheimlichen Eindruck auf mich. Oft glaubte ich an der oberen Mauer ein Geräusch zu hören. Sollte wieder ein Ausbruch stattfinden? Einmal hatte ich schon den Hahn meines Gewehres gespannt, um einen Alarmschuß abzugeben, nachdem ich laut etliche Male „Wer da?“ gerufen, ohne eine Antwort zu erhalten. Aber es war wieder stille

und das Gewehr zum Anschlage bereit, verbrachte ich am Schilderhause stehend lange Zeit. In meiner aufgeregten Phantasie glaubte ich dann und wann, ich sähe am anderen Ende des Ganges dunkle Gestalten, ich avancierte vor und überzeugte mich jedesmal von der Grundlosigkeit meiner Befürchtungen. Furcht war es gewiß nicht, was mich in jenen Stunden befiel, es waren nur die von dem entsetzlichen Wiedersehen meines einstigen Mitschülers erregten Nerven, welche mir alles mögliche vorgaukelten. Aber froh war ich, als ich die Schlüssel rasseln hörte und das Thürchen zum Eintritt der Ablösung geöffnet wurde. „Nichts Neues," rapportierte ich und verließ mit dem Ablösungsgefreiten und dem Gefängniswärter, der das Thürchen wieder schloß, den unheimlichen Gang. Die harte hölzerne Pritsche war mir ein willkommenes Ruhebett, der Tornister mit meinem darüber gebreiteten Taschentuche diente als Kissen, ich schlief prächtig und nur allzubald ward ich eine Viertelstunde vor 6 Uhr geweckt, um von 6—8 Uhr wieder meinen Posten zu beziehen. — Als dann mittags die Ablösung erschien, war ich recht froh, wieder die Zuchthausmauern hinter mir zu haben, denn die ganze Wachmannschaft ist dort ebenfalls gleichsam eingesperrt, durch hohe Mauern von der Außenwelt getrennt. Aber vergessen habe ich jene erste Wache bis heute nicht.

Wie schon gesagt, trafen mich fast alle 3 Tage Wachen. Diese waren mir gar nicht unangenehm; ich hatte da Muße zur Lektüre. Ich las Goethe, Schiller, Walter Scott, Alexander Dumas, Eugen Sue, Viktor Hugo und manch anderes, damals beliebtes Werk. Auch Coopers, Bulwers, Boz Dickens Romane, Andersens Märchen und vorzugsweise dessen „Improvisator" entzückte mich. Es waren also

keine verlorenen Stunden in der Wachtstube. Wohl lernte ich auch für das Offiziersexamen in den Büchern von Xylander, aber ich durfte leider das nächste Examen noch nicht mitmachen, als „zu jung im Dienst.“ Auf Beförderung wartete ich von Monat zu Monat; der mir abholde Hauptmann schlug mich einfach nicht vor. So mußte ich Wache auf Wache brennen, sage 50 an der Zahl, mußte sonach 400 Stunden Posten stehen, eine gewiß nicht geistreiche Beschäftigung und ich fragte mich jetzt ernstlich, wie lange ich das noch durchmachen könne.

Unvergeßlich aus jener Zeit ist mir die Enthüllung der Bavaria am 10. Oktober 1850 nachmittags 2 Uhr. Das begeisterte mich und ließ mich auf Stunden die unwürdige Wirklichkeit vergessen. Auch zur Eröffnung des Siegesthores rückte ich aus und marschierte mit zuerst durch dieses Thor, das 21 Jahre später durch den Einmarsch der siegreichen bayerischen Armee sich seinen Namen wirklich verdiente.

Es war meine 50. Wache und ich hatte den Posten vor der Wohnung des Generals Hohenhausen in der Barrerstraße, zunächst der Villa der verflossenen Lola Montez. Das Haus gehörte einem Grafen. Vom Altane dieses Hauses sah ich ein gräfliches Backfischchen mit mehr als bloßer Neugierde auf mich niederblicken. Das Fräulein mochte mir's ansehen, daß ich kein gewöhnlicher Soldat sei, kurz, ich kokettierte bald mit der jungen Dame, hatte ich ja sonst in der menschenleeren Straße auch nichts zu thun. Als ich andern Tages von 10—12 Uhr mittags das letzte Mal Posten stand, ward das Fräulein wieder sichtbar und kurz vor der Ablösung fiel eine Rose zu meinen Füßen nieder. Sie aufheben und an meiner Brust verwahren, das war ein Augenblick. Die Ablösung war da — ich

marschierte zur Wache und jetzt erwachte der Ehrgeiz in mir. Nicht länger konnte ich „Gemeiner“ sein. Noch an demselben Nachmittage suchte ich Oberst Naus auf, der mich faktisch vergessen hatte. Er war in Urlaub. Nun ging ich sofort zu Flügeladjutant Major Jeetze, in der Glückstraße wohnhaft. Er kam mir zufällig unterwegs entgegen und war nicht wenig verwundert, zu hören, daß ich es noch nicht einmal zum Vize gebracht. Er ging kurzweg zu meinem nur einige Häuser entfernt wohnenden Oberst Kratzeisen und hieß mich ihn erwarten. Nach ganz kurzer Zeit kam er zurück und gratulierte mir, daß ich von morgen den 1. November ab zum Vizekorporal bei der 3. Schützenkompagnie ernannt sei und wünschte nur, daß ich zum Offizier nicht so lange warten dürfe, da Krieg in Sicht sei.

Nun lebte ich neu auf. Keine Beförderung hat mich in der Folge wirklich so gefreut, als diese erste zum Vizekorporal. Mein Hauptmann war freilich unangenehm überrascht und entließ mich, als ich mich als befördert und versetzt meldete, mit einem kurzen „Gut!“ Mein lieber Korporal aber gab sich jetzt herzlich. „Ich weiß,“ sagte er, „daß Sie mir nicht hold sind, aber wenn Sie einmal Offizier werden, werden Sie mir dankbar sein, daß ich Sie alle, wenn auch die schwierigsten Dinge des gemeinen Soldaten kennen lernen und erfahren ließ. Glück auf zu Weiterem!“ — Mein Vater aber schrieb hocherfreut des Wachtmeisters Ausspruch in Wallensteins Lager:

„Hat man's zum Korporal gebracht,
Steht man auf der Stufe zur höchsten Macht.“



11. Mein erster Ausmarsch.

Mein neuer Hauptmann war ein ritterlicher Herr, Freiherr von Täuffenbach († als Divisionsgeneral), mein Leutnant war Karl Lindhammer (z. Z. Generalleutnant a. D. und Exzellenz). Letzterer war auch erst 1849 als Student eingetreten und wußte mich als gleichberechtigt zu behandeln. Die verbesserte Lage meines Dienstes machte mich ganz glücklich, und meine Freunde, zumal Heinrich Bocke, freuten sich mit mir. Da ward mobilisiert. Ein Ausmarsch stand vor der Thüre, die Verwicklungen in Kurhessen hatten einen Einmarsch der Bundestruppen nötig gemacht. Mein Regiment wurde eiligst an die sächsische Grenze beordert. Muterfüllt schnallte ich meinen Tornister und am 1. Dezember 1850 schieden wir unter ungeheurer Teilnahme der Bevölkerung aus München und sausten auf der Eisenbahn unserer Bestimmung entgegen.

In Bamberg war unser erstes Quartier. Wir kamen dort erst nach Mitternacht an. Es dauerte weit über 1 Uhr, bis ich mein Quartier fand. Dort empfing man mich mit Vorwürfen, daß ich so spät komme und bot mir nur ein Stück kaltes Fleisch und ein Glas Bier an. Ich bedankte mich für diese Unfreundlichkeit, die ich um so mehr in Erinnerung behielt, als es meine erste Einquartierung war und jene im Heimatlande mir zu teil wurde. Ich nahm weder Speise noch Trank an, sondern legte mich zu Bett,

das in einer Art Hausgang stand; mein Mantel schützte mich vor Kälte. In aller Frühe ging es dann fort per Marsch nach Zapfendorf. Dort ward ich mit noch zehn Soldaten in einem Bauernhaus einquartiert. Unser Lager war Stroh, auf den Stubenboden gestreut; unter dem Ofen war die Hühnersteige und hinter demselben hausten drei Ferkel, die nicht nur grunsten, sondern uns auch sonst merken ließen, daß wir in keinem Parfümerieladen, wohl aber bei einem fränkischen Bauern einquartiert seien.

Der nächstfolgende Tag brachte uns in die Nähe des Klosters Banz und der andere nach Stadtsteinach, wo ich endlich ein menschenwürdiges Quartier bei einem Bürger, Namens Hebendanz, erhielt, eine Stube mit einem Bett, das ich freilich mit einem andern Korporal teilen mußte. Hier saßen wir fest in Kantonierung. Zu meiner Freude erhielt ich einen Besuch von Louis Feilitzsch, der aus dem Kadettenkorps getreten und im 13. Infanterie-Regiment diente. Seine Kompagnie war in dem einige Stunden entfernten Kronach stationiert und er hatte auf einen Tag Urlaub, um mich zu besuchen.

Hier möchte ich der Kost erwähnen, welche uns bei Hebendanz — es waren da außer uns zwei Unteroffizieren noch sechs Soldaten einquartiert — zu teil wurde. Es waren dies echte oberfränkische Kartoffelklöße. Auf den Tisch gesetzt, sahen sie grün-blau und gläsern aus, so daß die altbayerischen Soldaten erklärten, sie müßten sich ein solches Essen verbitten, ja einige warfen die Klöße auf den Stubenboden. Ich aber, von Hof her nicht nur an diese Speise gewöhnt, sondern sie sogar zu meinen Leibspeisen zählend, griff freudig zu und tauchte sie mit Appetit in die saure Sauce. Die Soldaten sahen mich mit einer

Art Mitleid an. Schon andern Tages aber, als wieder Klöße erschienen, wagte sich einer nach dem andern an die mysteriöse Speise. Man fand sie nicht gar so schlecht, als sie aussah, sie schmeckte sogar immer besser. Das bewog Frau Hebendanz, täglich Klöße vorzusetzen und nach wenigen Tagen freuten sich alle Altbayern auf das Mittagessen ebenso, wie ich. Einmal gab es eine andere Speise, da waren die Soldaten ganz mißvergnügt und meinten: „man habe gar nicht gegessen, wenn es keine Klöße gebe.“ Und nun war kein Tag mehr ohne Klöße. Das dauerte bis Weihnachten. Die Diplomatie arbeitete und wir mußten im Winterquartier sitzen und Klöße verspeisen.

Der heilige Abend kam heran und ich wagte es, den Hauptmann zu bitten, mir auf 2 Tage Urlaub zu geben, um zu meinen Eltern nach Hof zu fahren. Mit der Bahn war das von Neumark aus in wenigen Stunden zu machen. Der Hauptmann, dem ich in jenen Tagen viel Sekretärsdienste geleistet und der mir recht wohl wollte, gestattete mir dies und erlaubte, daß ich die beiden Christtage in Hof zubringen dürfe, dann aber sofort zurückkehren müßte, wenn ich nicht schon eher telegraphisch zurückgerufen würde.

Ich wollte meine Eltern am Weihnachtsabend überraschen und stieg um 5 Uhr abends in Neumark in den Bahnzug. Mit unendlicher Freude fuhr ich die schiefe Ebene hinauf, jede Minute brachte mich ja meinen Lieben näher — da plötzlich Notsignal! — Lärm! — Der Zug kam zum Stehen. In nicht zu weiter Entfernung sah man zum Schrecken einen andern Zug mit rasender Schnelligkeit entgegenkommen. Alles schrie laut auf. Die Leute wollten aus den Wagen springen, obwohl dies mit gleicher Gefahr verbunden war, da sich rechts eine tiefe Felsen-

wand und links die steile Böschung befand. „Ruhig bleiben!“ riefen die Schaffner. „Sitzen bleiben!“

In meinem Coupé saßen ein Pfarrer und eine Nonne. Der Pfarrer raisonnierte das Blaue vom Himmel herunter über eine solche Unordnung, die Nonne betete still für sich hin. Ich selbst hatte keinerlei Angst. Ich erwartete nichts anderes, als daß die Maschine Gegendampf geben und wir eiligst zurückfahren würden. Allerdings war die halbe Minute, bis das geschah, für uns alle eine Ewigkeit, denn der Zug sauste immer näher heran; stieß er mit unserm Zuge zusammen, war Mann und Maus verloren. Endlich setzte sich unsere Maschine nach rückwärts in Bewegung, rascher, immer rascher, bald rasten wir die schiefe Ebene hinab in einem Tempo, daß wir jeden Augenblick eine Entgleisung befürchten mußten. An ein Halten in Neumark war trotz allen Bremsens nicht zu denken; wir fuhren eine weite Strecke über die Station hinaus und alles atmete auf, als wir uns endlich außer Gefahr wußten.

Infolge dieses Unfalls kam der Zug um mehrere Stunden später in Hof an, es war fast Mitternacht. Dennoch traf ich meine Eltern und meine Schwester Mathilde noch auf. Sie waren über mein Kommen hocherfreut. Sofort wurde der Christbaum nochmals angezündet und vom Weihnachtspunsche bekam ich zu trinken, und zu essen, was eben noch im Hause war. Meiner Mutter gefiel ich in meiner Uniform sehr gut, sie war ungemein heiter, besonders deshalb, weil der Friede schon wieder vor der Thüre stand, ohne daß wir zu Schuß gekommen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage fand ein Ball in der Gartengesellschaft statt, der besonders glänzend war, da auch Hof voll Einquartierung lag und eine Menge Offi-

ziere zugegen waren. Auch ich besuchte den Ball und meine Freundinnen hatten große Freude, mich in Uniform zu sehen. Ich trug natürlich meine feine Uniform, die ich glücklicherweise vor dem Ausmarsche mit allem Entbehrlichen nach Hause geschickt hatte. Beim Kotillon wurde meine Brust auf beiden Seiten dekoriert. Um 4 Uhr kehrte ich nach Hause, um 6 Uhr mußte ich aber zurück nach Stadtsteinach zu meinen prosaischen Klößen. Es waren zwei herrliche Tage gewesen und ich zehrte lange in Erinnerung daran; aber auch die Klöße verachtete ich nicht während der wenigen Tage, welche uns noch hier vergönnt waren.

Wenige Tage vor Neujahr kam Befehl zum Rückmarsch in die Garnison. In der Neujahrsnacht hatte ich in Gunzenhausen, wo wir erst gegen Abend ankamen, um am nächsten Morgen wieder weiterzufahren, die Wache. Aber ich kam nicht zu kurz dabei. Aus vielen Häusern wurde mir Punsch und Kuchen zugeschickt und ich, wie meine Wachmannschaft befanden uns sehr wohl und riefen mit Vergnügen um 12 Uhr mit dem ganzen Orte „Prosit Neujahr!"

In München rückten wir am Neujahrstag gegen Mittag ein. Der Empfang der Bevölkerung war gleich Null! Als ob wir etwas dafür gekonnt hätten, daß wir unsere Tapferkeit nicht zeigen konnten! Mein Bruder Adalbert, welcher jetzt in München auf Universität war, begrüßte mich. Er war beim Korps „Frankonia", wo ich in der Folge oft Konkneipant war und mich mit Hans Hopfen und Lotzbeck (jetzt Generalarzt und Exzellenz) befreundete.



12. Garnisonsleben.

Die Aussicht auf baldiges Avancement war nun freilich in die Ferne gerückt, denn Frieden herrschte wiederum rings herum in der weiten Welt. In München aber gab es Ehren- und andere Posten in Menge, zahlreiche Wachen waren an allen Thoren und die Friedensmannschaft mußte Wachen „brennen" bis zur Bewußtlosigkeit. Selbst die Unteroffiziere traf es fast alle 10 Tage. Mir waren dies die liebsten Tage. Da war ich Befehlshaber meiner kleinen Mannschaft, hatte ein Tischchen, Tinte und Feder, abends einige Stück Unschlittkerzen, wenn auch nur das Stück zu 1 Kreuzer, und dazu einen unstillbaren Drang, zu dichten und zu fabulieren. So schrieb ich in fünffüßigen Jamben ein fünfaktiges Lustspiel „Die Freiwilligen", wobei mir Rellstabs „1812" vorschwebte u. a.

In gesellschaftlicher Beziehung schloß ich mich an die Offiziersaspiranten meines und der anderen Regimenter an, ich hatte nähere Berührung mit Wagen (nun Generalleutnant a. D.), Bressensdorf (ebenfalls Generalleutnant a. D.), Grünberger (jetzt Oberst a. D.), Reichel (nachmals fürstl. Elling. Forstmeister), Bernhard von Hartz (jetzt Militärbeamter a. D.) Letzterer drang in mich, ein Stück zu schreiben für nur zwei Personen, nämlich für ihn und ein etwa zehnjähriges Mädchen, das auffallend hübsch zu deklamieren verstand und eine Verwandte des Gastgebers

zur „Stadt München" war, woselbst wir Kadetten fast allabendlich verkehrten. Das Stück sollte zu Ehren der Herbergsmutter gelegentlich ihres Geburtstages aufgeführt werden. Ich versprach es und das Theater wurde nach meiner Anordnung in einem Nebenzimmer aufgeschlagen. Der Geburtstag wurde schon in 2 Tagen gefeiert, aber — das Stück war noch nicht geschrieben. Ich war durch vielen Dienst verhindert, den Pegasus zu reiten. Es wiederholte sich die Szene aus meiner Knabenzeit, wir hatten kein Stück und alles sprach schon von unserem Theaterspiel. Ich wurde auf Wache in die Ouvriers-Werkstätte (Geierstraße) kommandiert und daselbst entstand das „großartige" Werk: „Die Geschwister". Ich erdachte es, schrieb es, kopierte es ins Reine, schrieb die beiden Rollen heraus und überschickte diese sofort an die betreffenden Darsteller. Die Aufgabe kostete mir die ganze Nacht. Das Stück war sogar in gereimten Versen fabriziert. Trotz der kurzen Zeit konnte es einstudiert und rechtzeitig aufgeführt werden. Es war nur ein Einakter, dauerte aber eine Stunde. Hernach trug ich einige komische Gedichte vor, Schnurren, die mir mein Vater erzählt und die ich in Dialektform wiedergab. Ein herbeigeholter Zitherspieler mußte die Pausen ausfüllen; es war ein gelungener Abend.

Auf Wunsch meines Vaters machte ich dem Baron von Altenstein, einem nach München übersiedelten sächsischen Kammerherrn und Major a. D. meine Aufwartung. Er und mein Vater dienten seinerzeit zusammen in einem Bataillon, ehe Altenstein nach Sachsen ging. Ich ward in dessen Haus sehr oft zu Gast gebeten und als der Major einmal mehrere Proben Zigarren erhielt, ersuchte er mich, dieselben zu erproben. Es waren sieben Stück. Ich lieferte

nun nach Art von Schillers Glocke ein großes Gedicht „Die Zigarrenprobe.“ Dieses Gedicht las der Kammerherr in dem sogenannten „Wachsfiguren-Kabinett“ vor, einer Gesellschaft, die aus den höchsten Persönlichkeiten Münchens bestand und welcher auch der damalige Kriegsminister von Lüder angehörte. Meine Arbeit gefiel derart, daß ich sie öfters kopieren mußte und man staunte über meine Phantasie. Aber geholfen hat mir diese zu nichts, ich blieb Vize.

Die Zeit kam heran zum ersten Offiziersexamen. Ich büffelte meinen „Xylander“ und alles, was nötig. Das Examen bestand ich auch mit Auszeichnung, aber da kein Avancement in absehbarer Zeit in Sicht war, blieb alles beim Alten.

Während des Sommers kam meine Schwester Mathilde auf Besuch nach München. Sie wohnte bei Frau Bach und war einige Male bei Baron Altenstein geladen, wo auch dessen Nichte, ein älteres Fräulein, zu Besuch weilte. Diese beiden wünschten den Starnbergersee kennen zu lernen und ich sollte ihr Begleiter sein. Ich erbat mir zwei Tage Urlaub und an einem herrlichen Julitag ging es per Stellwagen von der Heiliggeistkirche aus nach dem in drei Fahrstunden zu erreichenden Starnberg. Der Stellwagen hielt beim Gasthofe Pellet. Zwischen hier und dem See befand sich damals eine schöne grüne Wiese und nichts hinderte die Aussicht nach dem Hochgebirge mit der majestätischen Zugspitze. In wunderbarer Pracht stand es vor meinen trunkenen Blicken. Und erst als wir am Ufer des Sees selbst angelangt und mit dem Dampfschiffe gegen Seeshaupt hin fuhren, steigerte sich mein Entzücken von Station zu Station. Damals stand in Niederpöcking nur

eine Villa, einem Engländer gehörig. Dieser wurde vielfach ausgelacht, daß er sich in solcher Einsamkeit ansiedeln mochte. Die landschaftlichen Schönheiten des Sees schienen damals wenige zu würdigen. Unter diesen waren der Kammersänger Leoni und Baurat Himbsel, welche sich am östlichen Ufer angesiedelt hatten. Nur wenige Künstler kamen zum See, so Rottmann, von welchem die Rottmannshöhe ihren Namen hat. Und doch hatte schon Westenrieder in seinem „Starnbergersee" den Landsleuten kund gethan, daß es auf Gottes weiter Welt kein schöneres Stück Land als den Starnbergersee und seine Umgebung gebe. Die Beschwerlichkeit des Hinkommens mag wohl die Hauptschuld an dessen Vernachlässigung gewesen sein. Nur König Max II. residierte mit Vorliebe in dem reizenden Berg und wandelte die Insel Wörth in eine wundervolle Roseninsel um.

Der See selbst war damals und bis zur Eröffnung des einen Dampfschiffes durch Himbsel nur belebt von Einbäumen der Fischer, welche die Herren des renkenreichen Gewässers waren. Ob er damals idyllischer und poesiereicher war, ist wohl keine Frage.

In Seeshaupt verließen wir das Dampfboot. Dort versah derselbe Stegwart den Dienst, wie noch heute nach 50 Jahren, nämlich der Meßner. — Wir quartierten uns auf der Post ein. Am nächsten Morgen war ich bei Sonnenaufgang schon in einem Schiffchen auf dem See. Da lernte ich so recht die unbeschreibliche Pracht dieses Stückchens Paradies kennen. Die rosig angehauchten Berge ragten über die tannendunklen Waldungen herüber, die Firnen des Karwendels glühten, und das Wasser des Sees schien in flüssiges Gold verwandelt. Ich ließ die Ruder sinken

und mich von den leichten Wellen treiben. Ich blickte nach den Bergen, nach den glänzenden Wellen, nach den grünen, waldbedeckten Ufern und dachte nur, wie glücklich der Mensch sein müßte, dem es vergönnt wäre, da sein Heim zu haben.

Nach Bernried bis Tutzing wurde der Weg zu Fuß zurückgelegt. In letzterem Orte ward Mittag gemacht, und als die Damen auf einem Zimmer Siesta hielten, schlenderte ich am Ufer des Sees entlang und kam an die nahe Landspitze, auf welcher jetzt die Villa Ebers steht. Damals war es nur eine Feldfläche ohne jeden Baum. Die Aussicht von hier aus übertraf alles, was ich seit gestern geschaut, es war ein wunderbar abgeschlossenes Bild mit dem Dorfe im Vordergrunde, hinter welchem sich die Zugspitze majestätisch aufbaute. Ich warf mich am Ufer ins Gras und schwärmte. Ich wünschte mir, an dieser Stelle ein Schlößchen zu haben mit hübschen Anlagen und herrlichen Blumenbosquets, natürlich mit einem geliebten Wesen, und so den Himmel auf Erden zu besitzen. Ich nahm mir vor, ein Buch zu schreiben und durch dasselbe so reich zu werden, daß sich mein Wunsch realisieren ließe. Schon betrachtete ich mich in meinem wachen Traume als Herr dieses Edens trotz der wenigen Sechser, die sich in meinem Geldbeutelchen befanden und gerade noch ausreichten zur Heimfahrt. Es war ein süßer Traum!

Und doch habe ich ihn zur Wirklichkeit gemacht! Vierzehn Jahre später war es der Fall. An diesem Platze hing seit jenem ersten Verweilen mein Herz. Meine liebe Frau ermöglichte es mir, meinen Lieblingswunsch zu verwirklichen. Wir kauften die inzwischen vom Grafen Vieregg dort erbaute Villa, vergrößerten sie, indem wir das dazu gekaufte Terrain bepflanzten, um einen schönen Park zu

erhalten und mochte sich auch meine Begeisterung für einen derartigen Besitz bedeutend reduzieren, ich verlebte doch glückliche Zeiten dort mit Weib und Kindern. In den siebziger Jahren verkauften wir das Anwesen; es ging später in den Besitz von Dr. Georg Ebers über. Es gilt für eine der schönsten Besitzungen am See und niemand fährt mit dem Dampfboot daran vorüber, ohne es mit Wohlgefallen zu betrachten. Es war mein erstes „bleibendes" Werk. — Doch zurück zu meinem Garnisonsleben.

Ich war jetzt bestrebt, in das topographische Bureau des Generalstabes kommandiert zu werden. Oberst Naus sollte mir dazu behilflich sein, aber dieser wurde zum General und Festungskommandanten in Ulm befördert und somit war ich auf mich allein angewiesen. Ich eignete mir das Situationszeichnen an, wie es im Bureau eingeführt war, nämlich die Schraffierung mit feinen Pinseln herzustellen. Mein Probeblatt fand den Beifall des Generals von der Mark und meine Kommandierung erfolgte alsbald.

Damit begann ein mir würdigeres Dasein, indem ich außer der Kaserne wohnen durfte, täglich nur von 8—1 Uhr im Bureau beschäftigt war und somit die Nachmittage und Feiertage ganz für mich allein hatte. Zudem erhielt ich auch eine Löhnungszulage von 8 fl. per Monat. Das nächste Jahr darauf wurde ich schon zu den praktischen Vermessungen beigezogen. Meine Wohnung hatte ich bei der Familie des Baron von Prielmayer, woselbst ich mich wie zu Hause fühlte. Es waren intime Bekannte meines Vaters.

Das Offiziersexamen hatte ich wiederholt bestanden und man gratulierte mir bereits zum Leutnant. Aber ich

war noch immer Vize, die Tour hatte mich beim Regimente, wo eine Unzahl Freiwilliger war, noch nicht zum Korporal getroffen, zu meinem Verhängnisse, denn das Kriegsministerium traf seine Beförderungen nicht nach der Prüfungsnote, sondern nach der Anciennität. So kam im Frühjahr 1853 der ersehnte Armeebefehl, meine Kameraden und Freunde im Bureau August Wening (später Major a. D. †), Anzengruber (jetzt Bahnbeamter), Christoph von Hagn (Hauptmann a. D. †) und Max Wetzger (jetzt Bahnbeamter) wurden Junker — ich ging leer aus.

Diese Enttäuschung war für mich unsäglich schmerzlich. Auch bei einem späteren Armeebefehle, wo Louis Feilitzsch, der auch im Bureau kommandiert war, Junker wurde, schnitt es, wie ich erfuhr, bei mir ab. Am gräßlichsten war mir, daß mein Vater fest glaubte, ich hätte mich durch irgend etwas der Beförderung unwürdig gemacht und es bedurfte der stärksten Gegenversicherungen, bis er von seiner Meinung abstand. Infolge der Ausgleichung überzähliger Unteroffiziere traf mich die Versetzung zum 15. Regiment, wo ich sofort Korporal wurde, aber im Bureau kommandiert blieb.

Im Frühjahr 1854 (24. April) sahen wir Topographen von unsern Fenstern in der Ludwigsstraße, dem Herzog Max Palais gerade gegenüber, die Abreise der Prinzessin Elisabeth, als Kaiserbraut von Oesterreich. König Max und alle Mitglieder des königlichen Hauses waren zugegen. Die schöne Prinzessin stand anfangs aufrecht im Wagen und grüßte, mit dem Taschentuche winkend, ihre hohen Verwandten und das massenhaft angesammelte Publikum. Die herzlichsten Segenswünsche begleiteten sie — der Segen aber blieb ihr nicht treu. (Ihr einziger Sohn nahm ein

schreckliches Ende und sie selbst ward in Genf ermordet im Jahre 1899.)

Zu jener Zeit besichtigte Erzherzog Ferdinand Maximilian, der auf Besuch am königlichen Hofe weilte, das topographische Bureau. Wir mußten fortarbeiten, damit der jugendliche Prinz uns in Thätigkeit sah. Er stellte sich u. a. auch zu mir und blickte in mein Positionsblatt, das ich soeben mit Farben versah. Es gefiel ihm sehr und er sprach dies auch direkt zu mir aus. Zehn Jahre später wurde er Kaiser von Mexiko und drei Jahre darauf (1867) von den Aufständischen erschossen.

Die praktischen Aufnahmen fanden in diesem Jahre in Oberbayern und zwar in den Bezirken Wolfratshausen, Beuerberg und Dietramszell statt. Ich hatte zuerst Detailaufnahmen mit dem Meßtische und zwar selbständige Arbeit, dann Terrainaufnahmen zu machen, erhielt 6 fl. tägliche Zulage und stand mich sonach sehr gut. Am liebsten war mir die sechswöchentliche Station Beuerberg, wo ich in einer Art Villa wohnte. (Das Häuschen steht noch jetzt zunächst des Bahnhofes und ist jetzt Eigentum des praktischen Arztes.) Im Posthause aßen wir, nämlich die drei Offiziere und ich, welche da stationierten, abends vortrefflich. Der junge Posthalter hatte sich erst vor kurzem eine sehr hübsche Posthalterin heimgeholt, die in der Küche meisterhaftes leistete. Nun traf es sich, daß der Beichtvater des Frauenklosters, Namens Koch aus Kaufbeuren, ein entfernter Vetter von mir war, und in Berücksichtigung dessen schickte mir die Vorsteherin des Klosters wiederholt ganze Platten voll Süßigkeiten und Früchte zu.

In München grassierte inzwischen die Cholera. Die Berichte wurden immer schauerlicher. Meine Mutter schrieb

mir, wie sie Gott danke, daß ich nicht dort sein müsse, aber mich zog es doch hinein, und eines Sonntags ließ ich mir, fälschlich den Starnbergersee als Ziel ausgebend, auf einen Tag Urlaub geben, eilte nach Wolfratshausen und fuhr mit dem Früh-Stellwagen nach München. Es war mir wohl nicht allein darum zu thun, mein Zimmer in München wieder zu begrüßen, sondern — eine Laura, das Töchterlein meiner Hausleute wollte ich noch einmal sehen, bevor die ganze Stadt, wie es den Anschein hatte, zum Friedhofe wandern mußte. Auf dem Wege durch die Stadt sah ich nur Trauerkleider und düstere Gesichter, im Leichenhause, so hörte ich, lägen über hundert Leichen. Aber ich empfand keine Angst. Im Gegenteil unterhielt ich mich bei meinen Hausleuten ganz prächtig und fuhr abends 6 Uhr mit einer Droschke zurück bis Baierbrunn, von dort mit der Kariolpost nach Wolfratshausen und stolperte dann in stock-finsterer Nacht, es hatte zu regnen begonnen, auf der Landstraße und mir bekannten Fußpfaden nach Beuerberg, wo ich gegen 3 Uhr früh ankam, um dann schon wieder um vier Uhr mich aufzumachen zur Vermessung. Mein Vorstand, Oberleutnant Wirthmann, setzte zwar Zweifel darein, daß ich mich in Seeshaupt so lange aufgehalten und gab mir einen Verweis; er ahnte wohl die Wahrheit.

An einem der letzten Tage unseres Aufenthaltes in Beuerberg war Kirchweih und es wurde abends auf der Post getanzt. Da war ich natürlich auch dabei. Indessen war noch jemand zugegen, der mir nicht hold war, Oberleutnant von H., welcher im topographischen Bureau die Unteroffiziere unter sich hatte in militärischen Dingen. Er war ein rechter Pedant und da einmal ein Spottgedicht

auf ihn gemacht wurde, hielt er mich fälschlich für den Verfasser. Dieser Herr war aber heute wie umgewandelt. Er tanzte in Hemdärmeln mit den Bauernmädchen, erlaubte sich gegen dieselben Freiheiten, welche die Burschen in Aufregung versetzten und schien mich ganz zu übersehen. Meine Offiziere waren schon lange schlafen gegangen, nur wir beide waren noch zugegen; da, als ich gerade ein Mädchen engagiert hatte, auf welches er es abgesehen, befahl er mir, da neun Uhr vorüber, nach Hause zu gehen. Ich erwiderte ihm, daß ich hier über meine Zeit selbst verfügen dürfe und nur unter Kommando des Herrn Oberleutnants Wirthmann stehe. Diese Antwort erregte ihn und er schrie mir zu: „Augenblicklich begeben Sie sich nach Hause in Arrest!“ Was wollte ich machen — ich ging. Aber er ging nicht, er flog zum Saale hinaus. Die Burschen, welche mich gut leiden konnten, und vielleicht auch die Mädchen, mit denen ich so flott getanzt, alles half zusammen mit Armen und Worten, den Störenfried hinaus zu expedieren. Mein Chef war sehr frappiert über das Eingreifen des Hergereisten in seine Befugnisse und wollte sich's früh morgens ernstlich verbitten, indessen war der Herr Kammerjunker schon abgezogen. — Diese Episode sollte aber doch für mich von wichtigen Folgen sein.

Bevor ich über Beuerberg schließe, muß ich noch eines Vorfalls erwähnen. Das Institut des Klosters begann sein Studienjahr und vom In- und Auslande kamen die Zöglinge an. Es war zu Anfang Oktober, Chaise stand an Chaise vor dem Posthause. Sobald die jungen Fräuleins versorgt waren, entfernten sich die Begleiter; meistens geschah dies gegen Abend. Der Kurs ging meist über Wolfratshausen München zu.

An jenem Tage hatte ich in der Richtung Seeshaupt zu eine Terrainskizze aufzunehmen und kehrte bei eintretender Dämmerung nach Beuerberg zurück. Eine Art Wolkenbruch ging nieder und der Sturm heulte durch die Waldung in grausen Tönen. Als ich, selbstverständlich völlig durchnäßt und schmutzig, an den Hohlweg kam, welcher am Ende des Waldes steil zum Klosterdorfe hinabführt, bemerkte ich, wie sich ein Stück Terrain mit wuchtigen Fichtenstämmen bestockt, das völlig unterwaschen und schon längst gefahrdrohend war, dem Absturze zuneige. Rasch lief ich die Strecke durch. Am nahen Ausgange des Hohlweges aber begegnete mir eine Chaise, von welcher der Kutscher soeben abgestiegen war, um bergauf fahrend, das Fuhrwerk zu erleichtern. Ich rief ihm zu: „Halt! Es darf nicht weiter gefahren werden.“

„Warum?“ fragte der Kutscher und zugleich streckte ein Herr seinen Kopf aus dem Wagenfenster und rief: „Was giebt's da?“

„Sofort umkehren!“ entgegnete ich.

Aber der Herr, ein Mann von riesiger Gestalt, war schon ausgestiegen und sagte: „Was willst du, Bursche? Ich bin der Landrichter von Ingolstadt und wenn du nicht machst, daß du weiterkommst, werd' ich dich mores lehren.“

„Von mir aus sind Sie der Großmogul!“ erwiderte ich, „aber lassen Sie nur schnell umkehren, da ist's gerade noch möglich, ehe ein Unglück geschieht.“

„Ein Unglück?“ riefen Frauenstimmen und im nächsten Augenblick sprangen zwei Damen aus dem Wagen.

„Ein Bergsturz!“ erklärte ich.

„Eselei! Ich fahre!“ schrie der Landrichter und setzte einen Fluch dazu. Aber er hatte noch nicht vollendet, da

krachte es, als ob der ganze Wald zu Boden stürze. Die Pferde, sich hoch aufbäumend, scheuten, die Damen schrieen laut auf vor Schrecken. Der Herr Landrichter aber war sprachlos. Endlich fragte er: „Was war das?“

„Der Hohlweg ist verschüttet worden,“ sagte ich. „Wären Sie weiter gefahren, lägen Sie jetzt mit dem Fuhrwerk dort begraben und — Ingolstadt hätte keinen Landrichter mehr,“ konnte ich mir nicht versagen, lachend hinzuzufügen.

Die Pferde zitterten vor Furcht, der Kutscher hatte Mühe, sie zu halten.

„Umkehren,“ befahl jetzt sein Herr, „auf die Post zurück. Wir gehen zu Fuß hin. Und du,“ wandte er sich zu mir, „melde dich bei mir auf der Post; du sollst einen guten Lohn für deine Warnung haben.“

„Und was krieg ich für Ihre Grobheiten?“ fragte ich lachend.

„Komm nur, ich zahle sie dir schon ab!“ war die Antwort.

Ich eilte lachend davon nach meiner nahe gelegenen Wohnung. In meiner durchnäßten, beschmutzten Kleidung und dem vom Sturme verwirrten Haar mochte ich freilich dem Landrichter nicht vertrauenerweckend vorgekommen sein, zumal die eingetretene Finsternis ihm nicht gestattete, mich genauer zu betrachten. So viel war gewiß, er hielt mich für einen Strolch, eine Art Wegelagerer und behandelte mich als solchen. Ich kleidete mich um und begab mich zur Abendmahlzeit auf die Post in das Herrenzimmer, wo außer dem Landrichter und seinen Damen noch mehrere Angehörige von Zöglingen anwesend waren, welche das Unwetter zurückgehalten hatte. Es machte mir Spaß, als

ich den Landrichter, es war Herr von Grundner, die Kellnerin fragen hörte: „Ist der Bursche noch nicht da?"

Da war er schon, aber er meldete sich nicht. Ich wollte den Herrn nicht in Verlegenheit bringen. Als die Damen sich zur Ruhe begaben, sagte die Frau Landrichter zu ihrer Begleiterin, einer jungen, schönen, stattlichen Erscheinung (sie war, wie ich später erfuhr, eine Edle von Mayer-Starzhausen, eine Schwester der Landrichterin): „Man möchte versucht werden, zu glauben, es sei unser Schutzengel gewesen!"

In dieser schönen Vermutung ließ ich sie vorerst.

Wenige Tage später, ich hatte noch Schloß und Dorf Eurasburg zu brouillieren, erfolgte per eigenem Stellwagen die Rückreise nach München. Im Wagen nahmen die drei Offiziere, die Gemahlin des einen nebst 2 Kindern und ich Platz. In Baierbrunn ward Mittag gemacht. Da erkannte mich der Posthalter von meinem geheimen Münchener Ausflug her wieder und ich erschrak nicht wenig, als er mir in Gegenwart meines Chefs zurief: „No', wie sind's denn neulich in der Nacht heimkommen? Der Kutscher, der Sie von München herbracht hat, ist bei uns über Nacht blieben, weil er ein Retour bekommen hat."

„Sie waren in München?" fragte, mich scharf anblickend, mein Oberleutnant. „Dacht ich's doch!"

Ich sagte einfach „Ja!" und er ebenso einfach: „In München werden Sie das weitere erfahren."

Dieses Weitere war: drei Tage nachmittags Arbeit im Bureau. Im übrigen ward ich im Rapport des Generalquartiermeisters wegen meiner fleißigen und gediegenen Arbeit im Vermessen und Terrainaufnehmen namentlich belobt. Dies hinderte aber den Kammerjunker Oberleut-

nant von H. nicht, mir bei nächster Gelegenheit seine Rache fühlen zu lassen, wegen des Beuerberger Kirtas.

Bei einer Rapportübergabe beanstandete er einzelne Buchstaben, die ich genau nach Vorschrift im topographischen Bureau mehr malte, als schrieb. Ich widersprach ihm und das reizte ihn so sehr, daß er sich zu der Drohung hinreißen ließ: „Sie sollen mich noch kennen lernen; ich werde nicht eher Ruhe geben, bis Sie aus dem Bureau entlassen werden!"

Hierauf erwiderte ich resolut: „Unter solchen Umständen bitte ich gehorsamst um Verwendung, sofort bei meinem Regiment einrücken zu dürfen."

Mit dem Befehle: „Reichen Sie Ihre Bitte schriftlich ein!" ward ich entlassen.

Mein Entschluß war unter diesen Verhältnissen der richtigste. Als der erste zur Beförderung zum Offizier konnte ich nicht riskieren, durch die Animosität dieses Herrn plötzlich aus der Liste gestrichen zu werden, was bei zu erwartender Strafe natürlich der Fall sein mußte. Ich stellte also mein schriftliches Gesuch und gab als Beweggrund neben dem Wunsche, dem Waffendienst nicht zu sehr entfremdet zu werden, eine notwendige Schonung meiner Augen an, welche durch die Arbeit auf dem Meßtische Schaden gelitten. General von der Mark war in Urlaub und so hatte Oberst Schedel als provisorischer Vorstand die Sache zu behandeln. Dieser fragte mich wohl näher über meine Beweggründe aus und ich nannte ihm auch die wahren ungeniert, worauf er mir die Hand drückte und nur sagte: „Da haben Sie ganz recht gethan."

Somit rückte ich in Neuburg a. D. ein. Zuerst aber eilte ich nach Hof, um meine Eltern nach fast dreijähriger

Abwesenheit wieder auf einige Tage zu sehen. Der Vater war aufs heftigste gegen mich erzürnt, daß ich solch voreiligen Schritt gethan. Er erklärte, mir keinen Pfennig Zulage mehr zu geben. Hierauf zog ich meine Brieftasche hervor und entnahm derselben zwei Hundertguldenscheine, die ich mir von meinen Diäten erspart und sagte: „Du brauchst dich nicht mehr wegen einer Zulage zu sorgen. Ich warte nur noch den nächsten Armeebefehl ab. Bin ich befördert, wie es die Gerechtigkeit verlangt, dann gut, wenn nicht, so verlasse ich das Militär und gehe sofort zu meinen Freunden Sager und Eder nach dem Banat und helfe dort mit beim Eisenbahnbau. Die Kenntnisse hiezu habe ich.“

Aber der Vater blieb erzürnt; selbst mein Bruder, der in Ferien da war, schien sich meiner zu schämen, da ich noch immer Unteroffizier war und vermied es, mich in der Stadt zu begleiten. Nur die Mutter und die Schwester waren sich gleich geblieben, sie hofften fest, daß noch alles gut werden würde und trösteten mich in liebender Weise.

Die Geschwister Kunstmann und Flavie von Püttner gaben sich in jenen paar Tagen aber ganz besonders Mühe, mir ihre freundlichen Gesinnungen zu bezeugen, sie waren am Bahnhofe bei meiner Abreise und als ich mit Mutter und Schwester dort ankam, — Vater und Bruder hatten mich nicht begleitet, — überreichten sie mir ein Blumensträußchen, was meine Mutter zu Thränen rührte, mich aber unendlich erfreute. Und mit frischen Hoffnungen fuhr ich meinem neuen Bestimmungsorte entgegen, nach Neuburg an der Donau.

Auf dem Wege dorthin widerfuhr mir aber schon ein weiteres Verhängnis. Ich mußte in Nürnberg einen ande-

ren Zug besteigen und kam in ein Coupé, welches bis auf einen Platz völlig besetzt war. Diesen Platz aber hatte der gegenüber sitzende Herr mit seinen Füßen belegt und machte keine Miene, sie herabzunehmen. Mein Raum, er war am Fenster, gestaltete sich sonach sehr schmal, aber ich hatte nicht Lust, mit dem Manne anzubinden. Dieser schloß die Augen und schlief und schnarchte, wie eine Sägemühle. Dabei mußten ihn wilde Träume quälen, er fing mit den Füßen zu zappeln an und wischte sie an meiner Uniform ab. Jetzt riß meine Geduld, ich nahm seine Füße und schnellte sie nicht auf die sanfteste Art von der Bank. Mein Gegenüber erwachte und rief wütend: „Was erlauben Sie sich?"

Ich: „Mein Platzrecht."

Er: „Sie sind ein —" (er sagte nicht was).

Ich: „Sie ebenfalls."

Er: „Was?"

Ich: „Eben das."

Er: „Ich kenne Sie schon. Sie sind beim 15. Regiment."

Ich: „Was Sie sagen?"

Er: „Heißen Max Schmidt, rücken vom topographischen Bureau ein."

Ich, verwundert: „Sehr erfreut, von Ihnen erkannt zu sein."

Er: „Ich kenne Ihren Hauptmann und den Leutnant der Kompagnie, z. Z. auf 8 Tage in Urlaub."

Ich: „Die werden sich dadurch sehr geehrt fühlen."

Er: „Die werden Ihnen Ihre kecken Antworten verlernen."

Ich: „Wissen Sie was. Verlernen Sie lieber Ihr

einfältiges Fragen, und kurz und gut, es ist mir zu dumm, mich länger mit Ihnen zu befassen."

Damit schloß ich die Augen und stellte mich der Ruhe bedürftig.

Das Gegenüber stieg — ich glaube in Oettingen — aus und das bewog mich, die Augen wieder zu öffnen. Bevor der Mann abtrat, sah er mich gravitätisch an und sagte: „Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der erste Leutnant Ihrer Kompagnie!"

Er hoffte mich mit diesen Worten zu vernichten. Aber ich machte nur mein Honneur so gut es ging und entgegnete: „So etwas soll man halt zuvor wissen."

„Wir werden uns schon noch kennen lernen!" versetzte der Aussteigende. Die Leute lachten — ich zwang mich ebenfalls dazu, aber geheuer war es mir nicht. Kaum in einer neuen Sphäre, schon wieder einen neuen Feind!

Aber auch den alten, den Kammerjunker von H. hatte ich mitgenommen, resp. er war mir nach Neuburg voraus geeilt. Er hatte dorthin meine Produkte zu schicken, worein er auf eigene Faust schrieb: „Es war wünschenswert, daß der Korporal M. Sch. bei seinem Regimente einrücke."

In Neuburg angekommen, ward ich der 9. Kompagnie des Baron Hugenpoet zugeteilt, der mich andern Tages bei der Parade dem Oberst vorstellte. Es geschah dies im Kreise der Offiziere. Der Oberst ließ mich sehr hart an, indem er sagte: „Man hat Sie aus dem topographischen Bureau entlassen, weil Ihre Aufführung jedenfalls darnach war. Ich warne Sie. Lassen Sie sich das Geringste zu schulden kommen, werde ich Sie exemplarisch bestrafen."

Das war mir doch zu viel.

„Herr Oberst," sagte ich, „da hat man Sie schmählich

belogen; ich bin freiwillig beim Regimente eingerückt und —"

„Ruhig!" gebot der Oberst. „Kein Wort mehr, oder ich lasse Sie in Arrest abführen! Herr Hauptmann, Sie werden rücksichtslos gegen diesen Mann hier verfahren. Kehrt Euch! Marsch!"

Ich muß kreideweiß geworden sein. Die übrigen Offiziere jedoch nickten mir ermutigend zu und auch mein Hauptmann sagte zu mir: „Lassen Sie den Mut nicht sinken." Ich aber erwiderte, daß ich sofort vom Militär gehe, wenn meine Angelegenheit nicht von München aus richtig gestellt wird.

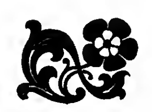
Mein erstes war nun ein Schreiben an Herrn Oberst Schedel im topographischen Bureau, dann an Oberleutnant Wirthmann, meinen Chef bei den Vermessungen, dem ich meinen Empfang beim Regiment schilderte und die ich beide beschwor, sofort meinem jetzigen Oberst die schlimme Meinung über mich zu benehmen u. s. w. Es währte auch keine acht Tage, als ein ausführlicher Bericht über mich in der denkbar lobendsten Weise vom topographischen Bureau eintraf und die Erklärung des Kammerjunkers von H. als geradezu unrichtig und jeden Grundes entbehrend bezeichnet wurde. (Dem von H. wurde infolge dessen die Aufsicht über die Kadetten im Bureau abgenommen und nicht lange darauf stolperte er über verhängnisvolle Steine auf seinem Wege und nahm kein rühmliches Ende.)

Mein Oberst beeilte sich, mich sofort zu rehabilitieren und zwar öffentlich im Kreise der Offiziere. Er reichte mir die Hand und alle übrigen Offiziere thaten das Gleiche. Wenn ich nun nicht verwöhnt wurde, so war meine Bescheidenheit daran schuld. Die Offiziere luden mich ein,

ihre Abendgesellschaft zu besuchen, ich hatte keinen Kasernenzwang wegen des Nachhausegehens, die Offiziersaspiranten Altmann, Schleich (jetzt General) und Schollwöck, (Sohn eines Apellrates) schlossen sich mir sofort an und unterhielten mit mir die freundlichsten und kameradschaftlichsten Beziehungen. Der Winter verging mir sehr vergnügt, gewürzt durch Bälle, Privattheater u. a.

Endlich erschien der ersehnte Armeebefehl mit meinem Namen, aber nur als „Junker" im 7. Regiment Hohenhausen zu Ingolstadt. Ich hatte zwar erhofft, Leutnant zu werden, aber ich gab mich mit dem Erreichten auch zufrieden, zumal von meinem Vater, der zufällig davon schon eher unterrichtet worden, gleichzeitig ein Brief eintraf mit der Ueberschrift: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn ꝛc. ꝛc." und mir derselbe freundlichst Glück wünschte. Mutter und Schwester hatten gleichfalls einige Zeilen beigefügt und jene der ersteren lauteten: „Ich habe es halt doch für dich erbetet, daß wieder alles gut wird!"

Nun war wenigstens etwas erreicht: eine Anstellung mit 21 Gulden monatlichen Gehalt! Es war am 31. März 1855.





13. Rheinpfalz und Ingolstadt.

Die Leser meiner „Erinnerungen", welche mir bisgefolgt, werden sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß ich eine nicht uninteressante, bewegte Jugend hatte. Die Erlebnisse, gottlob! meistens von sonnigem Lichte, nur mitunter von Schlagschatten begleitet, waren mir in der Folge eine reiche sprudelnde Quelle, aus welcher ich den meisten Stoff für meine späteren Erzählungen schöpfte. Vieles habe ich niederzuschreiben vergessen, es ist ja zu lange her, doch fiel mir manches, vielleicht nur für mich Interessante nachträglich ein, das ich einschalten werde. Fast ungern trenne ich mich von den Erinnerungen der Jugend, um jetzt mit denen des Mannes zu beginnen.

Ich hatte nunmehr eine Stellung und trug die Uniform des Offiziers. Nachdem ich mich in Ingolstadt beim Regimente gemeldet, ward mir die Mitteilung, daß ich zum Bataillon, welches in Germersheim in der Pfalz detachiert war, versetzt sei. Es war mir ein achttägiger Urlaub bewilligt, den ich abermals in Hof verbringen wollte. Dieses Mal war mein Vater am Bahnhof und empfing mich mit sichtlicher Freude. Ja, ja, das Kleid macht den Mann! Und doch wäre ich ein halbes Jahr früher so sehr einer freundlichen Begegnung benötigt, aber auch wert gewesen. Auch mein Bruder, der jetzt in Hof beim Landgericht praktizierte, schämte sich meiner nicht mehr. Die Mutter aber konnte sich nicht satt sehen an meiner funkelnden Uni=

form, versicherte mich aber unter Freudenthränen, sie hätte mich ebenso herzlich begrüßt, wenn ich auch wiederum mit getäuschten Erwartungen heimgekehrt wäre.

Rasch flogen die wenigen Tage hinüber, natürlich vergaß ich nicht, meine treuen Freundinnen des öfteren zu besuchen und unter Segenswünschen der Meinigen reiste ich in der ersten Hälfte des Aprils nach meinem Bestimmungsorte ab. Mein Weg führte über Würzburg, Frankfurt a. M. und Mainz nach Speier, von hier mit Stellwagen nach der Festung Germersheim. Diese war zwar ein rechtes Nest, umschlossen von Wall und Graben und an allen Ausgängen bewacht, als wäre der Feind schon vor den Thoren, aber ich gefiel mir doch dort. Die dienstlichen Verhältnisse waren befriedigend, ich that meinen Dienst gewissenhaft und hatte die jüngeren Offiziere bald zu meinen Freunden; besonders schloß sich mir der Junker des 5. Infanterie-Regiments, Elblein, an, dessen Vater Oberzollinspektor in Zweibrücken war, und lud mich derselbe, als er seinen Sohn besuchte, dringend ein, dort einen kleinen Urlaub zu verbringen.

Dieser Einladung konnte ich auch Folge leisten. Junker Elblein war bereits dort und ich machte eine Fußtour bis Neustadt an der Haardt, um von hier aus per Bahn über Kaiserslautern nach Zweibrücken zu fahren. Da lernte ich denn die schöne, fruchtbare Pfalz kennen. Es war Spätsommer, die Obstbäume strotzten von Früchten, die Reben hingen über und über voll Trauben. In mehreren Bauerndörfern trank ich bei den Bauern den köstlichsten Wein. In Landau suchte ich den inzwischen als Platzhauptmann dorthin versetzten Otto Wirthmann auf, der während der Vermessungen in Beuerberg mein Chef ge-

wesen. Er betitelte mich jetzt nur als „Kamerad", lud mich zum Mittagsmahle ein und gab mir dann eine lange Strecke Weges das Geleite gegen Edenkoben zu. Abends kam ich nach Neustadt an der Haardt. Des andern Tages widmete ich den Morgen der Besichtigung der Wolfschen Anlagen und stärkte mich dann in einer Weinschenke, aus welcher mir ein fröhlicher Gesang von Frauenstimmen entgegentönte. Der Gastgeber war Lehrer, die Sängerinnen seine drei jugendlichen Töchter. Da ich in Uniform war, wurde ich freundlichst aufgenommen und amüsierte mich vortrefflich bei Gesang und Wein. Die jungen Mädchen sangen mit besonderer Verve das Lied: „Drei muntere Bursche &c."

Ungern trennte ich mich, um den Zug nach Zweibrücken nicht zu versäumen. Dort ward mir alle Ehre zu teil. Der Oberinspektor hatte Equipage und so fuhren wir nach Homburg und an die französische Grenze, per Bahn auch nach St. Ingbert, bei welcher Fahrt ich mich ganz besonders für die Volkstrachten interessierte, welche sich noch teilweise dort erhalten hatten. Rasch gingen die wenigen Tage vorüber und mit Freund Elblein fuhr ich dann über Speier nach Germersheim zurück. Anfangs Oktober wurde unser Bataillon abgelöst und wir marschierten nach Ingolstadt zurück. Ich trug die Fahne und zwar zu Fuß bis Bruchsal, dann wurden wir per Bahn bis Günzburg gefahren, wo die Nacht über Einquartierung stattfand. Andern Tages ging es wieder auf der Eisenbahn nach Donauwörth und von hier per Marsch nach Neuburg a. D. und Ingolstadt.

Vor der Festung wurden wir vom Festungskommandanten und vielen Offizieren, dann vom Magistrat und dem Stadtkommissär Landrichter von Grundner empfangen.

Ich mußte lachen, als ich diesen mir von Beuerberg her bekannten Herrn jetzt in Amtstracht erblickte. Nachdem die Fahne versorgt, ging ich auf die Suche nach einem Quartier. Dies fand ich in einem Weinhause Vohberger und zwar eine größere, ganz leere Wohnung, von welcher ein Zimmer für mich als Wohn- und eines als Schlafzimmer leidlich eingerichtet wurden. Sonst war das Haus, in welchem es gespenstern sollte, leer; nur im Parterregeschoß war die erwähnte Weinschenke. Die Gespenster, denen ich bald auf die Spur kam, waren am Dachboden sich herumtummelnde Katzen. Das Mittagsmahl ward im „Schwarzen Bären", dem Hauptsammelplatz der Offiziere eingenommen: drei Gerichte nebst Bier und Brot für 15 Kreuzer, alles sehr reichlich. Für das Materielle war also gut gesorgt und das Gesellschaftliche machte sich auch bald in hervorragender Weise geltend. Jetzt begann ich, meinem schriftstellerischen Drange, aber auch meiner wissenschaftlichen Ausbildung mehr und mehr gerecht zu werden. In freien Stunden oblag ich eifrig philosophischen Studien und machte mich mit den alten und neuen Klassikern vertraut. Dabei stellte ich den Kameraden meine gesellschaftlichen Talente zur Verfügung. Welcher Kamerad von dazumal wüßte nicht von den großartigen Bärenritterfesten in Ingolstadt zu erzählen, welche hauptsächlich ich im Vereine mit den Leutnants Reiter und Köglmeier arrangierte und wobei ich als „Herold" und „Burgdichter" die Hauptplage hatte. (Meine Humoreske „Die Bärenritter" enthält eine derartige Schilderung.) Mein liebster Kamerad und Freund in Ingolstadt war der Artillerieleutnant Wilhelm von Schleich.

Die Honoratioren besuchten alle Feiertage nachmit-

tags die etwa drei Viertelstunden entfernte Ziegelei, wo wir jüngeren Offiziere nicht fehlten und so war die Einförmigkeit des Festungslebens angenehm unterbrochen. Da war namentlich die Familie des Obersten Macco vom Genieregiment diejenige, welche auch die jüngeren Offiziere zu ihrem Jour fix beizog und wobei auch ich berücksichtigt wurde. Drei Töchter übten selbstverständlich ihre Anziehungskraft auf uns aus. Ich unterhielt mich besonders gerne mit der älteren von den Fräuleins, Mina. Sie interessierte sich für mein Dichten und wünschte meine Arbeiten kennen zu lernen, die dann auch in anderen Familien, meiner eingeholten Erlaubnis gemäß, herumwanderten und so war ich bald als Poet „berühmt.“ Doch ließ ich mich dadurch nicht irre führen, ich wußte selbst am besten, was meine Arbeiten wert waren; ich hielt mich für nichts anderes, als einen Dilettanten, so eine Art Gelegenheitsdichter, doch konnte ich's nicht mehr lassen. Ich schrieb zu meinem Vergnügen in Prosa und Versen. Wenn ich so abends allein auf meinem Sopha saß, die brennende Lampe auf dem Tische, eine Zigarre zur Hand und einen Krug Bier vor mir — das waren meine süßen, poetischen Stunden. Da entstanden Theaterstücke, Gedichte verschiedener Art und Prosaaufsätze — aber zufrieden war ich mit diesen Werken nicht. So schrieb ich unterm 26. April 1856 laut meinem Tagebuch: „Ich schreibe halt und schreibe immer! Und was treibt mich dazu? Weiß es selber nicht. Allein auf meiner Stube, finde ich kein größeres Vergnügen, als meinen Gedanken nachzuhängen und diese sind oft in einem solch chaotischen Zustande, daß ich immer am besten fahre, wenn ich die Feder zur Hand nehme und mein Tagebuch tyrannisiere, um dadurch wenig-

stens einigermaßen etwas Vernünftiges zu Tage zu fördern.“

So fabrizierte ich auch Gedichte für andere, z. B. für einen gräflichen Leutnant, welcher Fräulein Mina den Hof machte. Diese hatte das aber bald heraus und es belustigte sie sehr, da sie das Gedicht meist schon vorher aus meiner Sammlung kannte.

„Wissen Sie,“ sagte sie einmal zu mir, „ich an Ihrer Stelle würde meine Phantasie nicht so verbröckeln, sondern sie zur Abfassung einer „Erzählung“ anwenden. Sie schwärmen ja für den Bayerischen Wald und Sie haben mich schon Bruchstücke einer dort spielenden Geschichte lesen lassen. Machen Sie sich über ein vollständiges Werk und Sie werden dann mit Ihrer Arbeit zufrieden sein. Ihre Freunde aber werden Sie damit erfreuen.“

Dies war das erlösende Wort.

Mein erster Roman begann, die Erinnerungen meiner Jugendzeit machten ihn erstehen. Es war „Das Fräulein von Lichtenegg“. Ich brachte die Erzählung sehr bald fertig und sie fand Anklang in der Familie Macco und in unserem Lesekränzchen, aber noch mehr bei meinen Eltern, denen ich sie gelegentlich eines kurzen Urlaubs vorlas. Der Vater veranlaßte mich, das Manuskript kopieren zu lassen und an Adalbert Müller, den fürstl. Taxisschen Bibliothekar und Schriftsteller in Regensburg zu senden, welcher mit Bernhard Gruber das erste Werk über den Bayerischen Wald, reich illustriert mit prächtigen Kupferstichen, herausgegeben hatte. Es war eine topographische und landschaftliche Schilderung des bis dahin vernachlässigten Landesteiles und zugleich ein Führer durch den gesamten Wald.

Adalbert Müller sollte über mein Buch urteilen, ob es druckreif sei.

Die Antwort desselben war sehr ermunternd. Er schrieb u. a.: „Sie entwickeln in Ihrer Erzählung so genaue Kenntnis des Landes und Volkes im Bayerischen Walde, daß ich nur wünschen kann, Sie möchten in diesem Genre fortfahren und so unsere Heimat (Müller war von Furth i. W.) auf dem Felde der Novellistik zu Ehren bringen. An Stoff zu weiteren Erzählungen wird es Ihnen nicht gebrechen, da die Fundgrube noch neu und unausgebeutet ist."

Diese Kritik stärkte mein Selbstbewußtsein, aber es war diese Erstlingsarbeit meinem Gefühle nach doch keine rechte Volksgeschichte, sondern nur eine Reihe von Episoden und wie ich mir selbst sagte, zu romantisch. Ich hielt es deshalb für besser, eine zweite Erzählung nach dem mir als richtig vorschwebenden Ziele erst zu vollenden, ehe ich nach einem Verleger auf die Jagd ging.

Durch derartige Arbeiten und vieles Exerzieren hatte ich nicht lange Zeit, unzufrieden zu sein, daß der Armeebefehl so über alle Berechnung lang ausblieb.

Am 9. Januar 1857 wurde mein einaktiges Lustspiel „Die Verlobung im Arrest" im Stadttheater zu Ingolstadt aufgeführt und zwar unter dem Pseudonym „William." Es fand Beifall, wurde öfters gegeben und später im Joh. Schwaigerschen Volkstheater in der Au bei München Repertoirstück, das dort an die hundert Male aufgeführt wurde.

Wie bei allen Honoratiorenfamilien, machte ich selbstverständlich auch bei Herrn von Grundner meine Aufwartung. Leutnant von Schleich geleitete mich bis zum

Landgerichtsgebäude und da erblickte er an einem Fenster der Wohnung des Landrichters einen Rosenstock mit einer wunderbaren, halb aufgeblühten Rose. Es war im Frühjahr und deshalb ein seltener Anblick.

„Wenn ich diese Rose hätte,“ seufzte Wilhelm, „damit wollte ich mich bei jemand sehr angenehm machen, gerade heute an ihrem Geburtstage!“

„So geh mit und ersuche Frau Landrichter darum, vielleicht —“

„Vielleicht,“ unterbrach er mich, „würde sie mir moralisch die Thüre zeigen. Die Rosenpflege ist ja ihre Lieblingsbeschäftigung. Leider kann man hier auch keine kaufen und so muß ich mit leeren Händen gratulieren.“

„Ich verschaffe dir die Rose,“ sagte ich, einem kecken Gedanken nachgebend.

„Mach keine Witze —“

„Wie ich sage, du sollst sie haben. Erwarte mich; in einer Viertelstunde sollst du sie dem Geburtstagskinde überbringen können.“

„Das ist Schwindel!“

„Wetten wir? Eine Flasche Champagner!“

„Topp! von mir aus zwei — aber sieh zu, daß dir Vater Hilz (so hieß der Bärenwirt) krediticrt!“

Einige Minuten darauf trat ich in den Salon des Herrn von Grundner, welcher mit seiner Gemahlin anwesend war. Ein paar Damen waren zu Besuch. Ich wurde freundlich empfangen und sogleich ins Gespräch gezogen. Nach einiger Zeit blickte ich starr auf ein kleines Landschaftsbild, welches seitwärts vom Sopha hing. Ich kannte es nicht, aber dieses Bild mußte die Einleitung zur

Gewinnung meiner Wette sein. Und richtig fragte mich auch alsbald der Herr des Hauses: „Sie interessiert jenes Bild?"

„Gewiß," sagte ich. „Nicht wahr, es ist Beuerberg — mein Lieblingsort — ich war dort auf Vermessung und der Beichtvater des Klosters ist mein Vetter — ach nein, es ist nicht Beuerberg — ich täuschte mich."

„Ich kann Ihnen schon ein richtiges Bildchen davon zeigen," versetzte jetzt die Frau Landrichter, indem sie das auf dem Tische liegende Album öffnete und das betreffende Bild aufschlug.

„An wie viele schöne Stunden mich dieses Bild erinnert!" sagte ich.

„Auch mich," versetzte die Dame. „Ich und meine Schwester wurden dort erzogen."

„Ich wohnte hier in diesem Häuschen, nahe dem Hohlwege, der den steilen Berg hinaufführt. Erinnern Sie sich dessen?"

„Ob ich mich daran erinnere! Dort wären wir bald alle verunglückt infolge eines Bergsturzes. Ein uns unbekannt gebliebener Mann rettete uns vor der Gefahr —"

„Ich hielt ihn für einen Strolch," fiel jetzt der Landrichter ein, „der Kerl sah verdächtig aus — aber er warnte uns rechtzeitig, zu unserem Glücke!"

„Das merkwürdigste war, daß er sich gar nicht bezahlen ließ," meinte die Hausfrau. „Wir erfuhren nie, wer es war, der uns so zu Dank verpflichtet."

„Würden Sie, wenn er sich meldete, ihm jene Rose dort vom Stocke schneiden?" fragte ich jetzt rasch auf mein Ziel zusteuernd. „Würden Sie ihm dieselbe schenken?"

„Das ist eine eigentümliche Frage," versetzte die Dame und deren Gemahl sah mich auch eigentümlich an.

„Nun ja,“ sagte ich, „ich glaube, wenn Sie es noch interessiert, Ihnen jenen „Strolch“ bezeichnen zu können.“

„Wirklich?“ riefen beide. „Wieso?“

„Weil ich an jenem Tage auch in Beuerberg war, auf Vermessung mit dem topographischen Bureau. Ich weiß genau, was Herr Landrichter als letztes Wort vor der Katastrophe ausriefen.“

„Was denn?“ fragte dieser.

„Eselei! Ich fahre!“ Und der Strolch sagte beim Abgehen: „Es wäre schade, wenn Ingolstadt solch einen Landrichter verloren hätte!“

„Ja, ja, so ähnlich — aber jetzt sagen Sie, wer unser Retter war?“ rief Herr von Grundner.

„Wenn er jene Rose geschenkt erhält —“

„Den ganzen Stock, wenn er will!“ rief die Landrichterin.

„Sie brauchen ihn nicht mehr zu nennen,“ versetzte jetzt vergnügt der Landrichter. „Sie sind es selbst gewesen, nicht wahr?“

Ich mußte es zugeben und nun empfing ich nicht nur Dankesworte in Fülle, sondern auch die Rose, die ich dann meinem überraschten Freunde zur weiteren süßen Verwendung überreichte. Den Champagner bezahlte er. Bei Herrn von Grundner aber war ich an einem der nächsten Tage zu Gast geladen und da wurde so oft auf mein Wohl getrunken, daß mir bald unwohl geworden wäre.

Kurz darauf nahm ich auf einige Tage paradefrei nach München. Als ich von Donauwörth mit dem Dampfschiffe zurückfuhr, sagte mir ein in Neuburg einsteigender Herr: „In Ingolstadt hat's gebrannt, beim Pappenbräu. Ich hab' gehört, daß einem Offizier alles verbrannt sei!“

Da wohnte ich jetzt! Das waren schöne Aussichten! In Ingolstadt angekommen, hörte ich, daß die meisten meiner Sachen im nahen Dome untergebracht wurden; aber immerhin hatte ich Verluste, da mir mehrere Uniformsstücke verbrannten. Aber in Ingolstadt machte mich das interessant — ein abgebrannter Junker!

Endlich, am 22. Juni 1857 wurde ich Leutnant im Regimente. Da konnte ich nicht länger mehr von zu Hause abwesend sein, wo inzwischen meine gute Mutter sich durch eine Verwundung am Goldfinger der rechten Hand ein derartiges Uebel zugezogen, daß ihr der Finger abgenommen werden mußte. Dadurch verfielen ihre Körperkräfte und sie konnte sich nicht mehr erholen. Die wenigen Wochen, welche ich daheim zubrachte, heiterten sie zusehends auf; mir war es unendlich schmerzlich, heiter und sorglos um sie erscheinen zu müssen. Wir trennten uns beide mit schwerem Herzen, da mein Urlaub um war. Sie blickte mir nach, so lange sie mich sehen konnte, dann brach sie zusammen und rief weinend: „Wir seh'n uns nicht wieder!"

Ich hatte Auftrag gegeben, mich sofort telegraphisch zu benachrichtigen, wenn es zum Aeußersten käme und man versprach mir's auch. Doch hielt man nicht Wort. Am 17. November hauchte sie ihre edle Seele aus. Der Vater schrieb nur, daß der nächste Brief wohl die Trauerbotschaft enthalten würde. Diese wartete ich nicht ab, erbat mir sofort kurzen Urlaub und fuhr in aller Frühe mit der Post nach Pleinfeld zur Bahn. Ich kam erst am andern Tag früh 1 Uhr in Hof an in der bestimmten Hoffnung, die Teure noch am Leben zu treffen.

Da trat am Perron der Beamte zu mir und sagte: „Ich kondoliere Ihnen herzlich."

„Wie — ist meine Mutter schon —“ fragte ich.

„Sie ist gestern nachmittag begraben worden,“ lautete seine Antwort.

Was ich bei diesen Worten empfand — wie könnte ich's schildern! Aber ich blieb stark. Unter solchen Umständen wollte ich meine Familie nicht mehr stören, die mich ja nicht erwartete. Ich übernachtete in dem nächsten Gasthof und eilte erst am Morgen nach Hause, um durch mein Kommen den Schmerz um die Dahingeschiedene aufs neue zu erregen. Einige Stunden später stand ich an ihrem Grabe, streute Blumen darauf und benetzte es mit meinen Thränen.

Von diesem Verluste konnte ich mich lange nicht mehr erholen. Nur in der Arbeit fand ich Ruhe.

Während des Karnevals mußte ich für das Liebhabertheater rasch ein Stück schreiben, welches die Kameraden Suttner, Schubert, Reiter, Graf Thürheim u. a. spielten. Es führte den Titel „Der blaue Domino,“ Lustspiel in zwei Aufzügen.

Im Frühjahr 1858 ward ich in einem Säbelduell sehr gefährlich verwundet, indem mir fast die ganze rechte Schädelseite durchschlagen wurde. Mein Gegner war Adjutant R. (†).

Ich muß hier einer heiteren Szene gedenken. Bevor ich mich am Morgen auf den Kampfplatz — in einem Hinterhause des „schwarzen Bären“ — begab, sprach ich bei dem diesem Hause gegenüber wohnenden Küchelbäcker zu. Frische, soeben aus der Pfanne kommende Küchel waren von jeher eine Leibspeise von mir und ich wollte sie auch an diesem Tage nicht missen. Der Küchelbäcker, ein hochgewachsener, starker Mann, der mir sonst immer mit

heiterer Rede den Imbiß zu würzen suchte, sah mich heute mit besorgten Blicken an.

Auf meine Frage, was ihm fehle, gestand er mir, daß er wisse, wohin ich mich von hier aus begebe. Er hatte von meinem Renkontre mit dem Oberleutnant gehört und sah kurz vor meinem Eintreffen die ihm wohlbekannte Kiste mit den Waffen durch einen Diener in das ihm gegenüber liegende Haus tragen. Vergebens suchte ich ihm seinen Verdacht auszureden. Als ich mich zum Gehen anschickte, reichte er mir die Hand und sagte: „Ich wünschte Ihnen Glück! Sollte Ihnen etwas passieren, so schicken Sie nach mir; ich bin jederzeit zu Ihren Diensten."

Der Zweikampf mit krummen Säbeln ohne Binden und Bandagen ging regelrecht vor sich. Als ich dabei zu einer tiefen Quart ausholte, schlug mein Gegner a tempo eine steile Terz und brachte mir eine lange, tiefe, klaffende Wunde, von der rechten Schädeldecke, knapp an der Schlagader bis über den Backenknochen herab sich erstreckend, bei. Blutüberströmt ließ ich mich auf einen Stuhl nieder. Die Anwesenden hielten mich für verloren und verloren auch ihren Kopf. Man machte mir kalte Umschläge, um die Blutung zu stillen. Da ich merkte, wie meine Sinne zu schwinden anfingen, trank ich ein Glas Wein, das mich sofort wieder kräftigte und nebst meinem eisernen Willen veranlaßte, daß ich unter allen Anwesenden allein ruhig und besonnen war. Ich verlangte nach meinem Burschen, einem sonst resoluten Menschen, der vor der Thüre meiner Befehle harrte. Kaum eingetreten, wurde er kreideweiß und als er meine Wunde näher gesehen, fiel er mit einem unartikulierten Schrei der Länge nach zu Boden. Er wurde weggetragen und durch Wasser und Tropfen wieder zu

sich gebracht. Nun schickte mein Sekundant nach seinem Bedienten, der gleichfalls vor der Thüre wartete. Er war ein stämmiger Bursche, der sich sofort daran machte, mir eine neue Kompresse auf die Wunde zu legen; aber kaum hatte er diese erblickt, fing er zu wanken an und im nächsten Augenblicke lag er, wie der vorige, zu meinen Füßen. Er ward zu dem andern getragen und mit Wasser und Tropfen traktiert. Nun bedurfte aber der Arzt zum Unterbinden der durchschlagenen Artèrien einer Beihilfe. Von den Anwesenden hielt sich niemand für befähigt hiezu und ich gedachte meines Freundes, des Küchelbäckers; den befahl ich zu holen, der würde stark bleiben und die gewünschte Beihilfe leisten. Der Mann war auch sofort zur Stelle. Mit den Worten „O mein God! O mein God!" nahte er sich mir. Der Arzt gab ihm die Wasserschüssel mit dem Schwamm zu halten und machte sich wieder mit der Wunde zu schaffen. Es ging ganz gut.

„Ich wußte es ja," sagte ich, „mein Küchelbäcker hat keine so schwachen Nerven, wie die andern dort. Ich bin jetzt ganz beruhigt." — Ich hatte die Worte noch nicht ausgesprochen, da erfolgte ein Schlag, die Wasserschüssel lag in Scherben am Boden und neben ihr — der Küchelbäcker! „Dia! Dia!" hatte er gerufen, dann war er ein stiller Mann.

Der Arzt fluchte das Blaue vom Himmel herab; ich aber fand die Situation so komisch, daß ich in einen wahren Lachkrampf verfiel. Je mehr mir, da die Blutung wieder begann, der Arzt das Lachen verbot, desto ärger mußte ich lachen und als ich mich zwang, es zu unterdrücken, stöhnte ich laut, so daß die Anwesenden meinten, es ge-

schähe aus Schmerz und mein letzter Augenblick sei gekommen.

Der Küchelbäcker ward zu den andern gelegt und ebenfalls hofmännisch betropft und mit Wasser besprengt, und als ich die drei so auf dem Stubenboden sitzen und liegen sah, befiel mich neuerdings ein Lachkrampf, der erst endete, als man mir diesen Anblick durch eine Wendung des Stuhles benahm. Eine neue Wasserschüssel wurde herbeigebracht und mein Sekundant hielt dieselbe. Nun aber kam die Reihe an meinen Arzt selbst. Ich merkte am Zittern seiner Hand, wie er immer unsicherer wurde und als ich ihm ins Gesicht sah, fiel mir seine Blässe auf. Ich bat sofort, einen zweiten Arzt zu holen, was auch geschah. Dieser war kaum eingetreten, als der erstere sich setzend erklärte, er könne nicht weiter mehr thätig sein.

Der neue Arzt, Bataillonsarzt Sorger, griff nun mit sicherer Hand ein. Es dauerte aber über fünf Stunden, bis alles zu Ende war. Man richtete mir alsdann ein Lager zurecht, auf welchem ich alsbald einschlief. Bei eintretender Dunkelheit wurde ich in meine Wohnung verbracht, was ich zu Fuß bewerkstelligen konnte.

Der Küchelbäcker teilte sich nun mit meinem Diener in die Wache und Pflege und seine Küchel mundeten mir nach wie vor.

Um jene Zeit fand die Frühjahrsinspektion unseres Regimentes durch den Brigadegeneral statt. Im Regimentsrapport war ich als krank vorgemerkt und als Art der Krankheit hatte der Arzt angegeben: „Hauttrennung“. Der General las das und sagte lächelnd zum Oberst: „Hauttrennung? Was es doch für merkwürdige Krankheiten giebt!“

Eine Untersuchung ward nicht eingeleitet; die Wunde heilte gut zusammen und nach sechs Wochen konnte ich mich wieder zum Dienst melden.

Der Küchelbäcker aber meinte, das Küchelessen sei viel gescheiter, als sich den Kopf spalten zu lassen; er wünsche in seinem Leben nicht mehr, mich wieder so zu sehen.

Im Juli dieses Jahres kam ich mit meiner Kompagnie nach der Feste Wülzburg bei Weißenburg am Sand. Eine weitere Kompagnie gab das 10. Regiment unter Hauptmann von Oberländer. Das Kommando dortselbst war mehr ein Landaufenthalt. Während desselben besuchten mich Vater und Schwester, welche nach München übersiedelten, nachdem der Vater in Pension gegangen. Das waren schöne Tage, die wir zusammen verlebten, nur wünschten wir stets: „Wenn nur die Mutter auch da wäre!"

Ich mußte während des Urlaubs des Festungsadjutanten dessen Stelle versehen und hatte da Gelegenheit, die Zivil- und Militärsträflinge kennen zu lernen. Unter ersteren traf ich zu meiner Verwunderung einen Postbeamten, den ich von Hof her kannte und welcher mir durch sein liebenswürdiges und nobles Auftreten sehr sympathisch gewesen. Eines Tages kam dessen Frau, um ihren unglücklichen Gatten zu besuchen. Es war ein solcher Besuch nur in Gegenwart des Adjutanten gestattet. Ich überließ ihnen mein nahe gelegenes Zimmer, da konnten sie sich den Tag über ihr Leid aussprechen und neue Hoffnung aufleben lassen. Ihr Dank war rührend!

So lange ich Adjutant und somit gleichsam die rechte Hand des Festungskommandanten Oberst Ripperdinger war, ließ ich den armen Sträflingen alle nur einigermaßen erlaubten Begünstigungen zukommen. So gestattete ich

ihnen längeren Aufenthalt im Festungsgraben. Da gesellten sie sich zusammen und sangen im Chore Lieder. Sie gemahnten mich immer an die Gefangenen in der Oper „Fidelio“, und wenn sie ebenso, wie diese, zu singen aufhörten, sobald ich auf dem Glacis die Runde machte und die aufgestellten Posten visitierte, so rief ich ihnen zu, nur weiter zu singen und gab ihnen gerne noch eine Viertelstunde weiteren Aufenthalt im Freien.

Nach Eintreffen des Adjutanten, der ein strenger, ja sogar rüder, schon bejahrter Offizier war und in den Gefangenen nur die streng zu behandelnden Sträflinge sah, ging meine Herrlichkeit zu Ende. Ich sah wohl ein, für solch ein Geschäft war ich nicht angelegt. Doch kann man ja seine Pflicht thun und dabei doch menschlich handeln und denken. Wie sehr mir die Unglücklichen dankten, ersah ich aus ihrem Gruße, wenn sie an mir vorüber gingen. Auch die Militärsträflinge empfanden dankbar meine milde Handhabung und einer derselben hatte meine Figur aus Brot gemacht und gemalt und so ein sprechend ähnliches Porträt geliefert. Ich nahm es gern entgegen und belohnte natürlich den Künstler nach Thunlichkeit. Ich war schon damals gewohnt, bei einem Menschen das mehr oder minder Gute herauszufinden, ihn gleichsam als eine Zusammensetzung von schwarz und weiß, von gut und schlecht zu betrachten. Der scheinbar Verworfenste hängt doch noch mit einer Faser seines Herzens mit dem Himmel zusammen, vielleicht unbewußt, so lange es ihm nicht bewußt gemacht wird. Die Teilnahme an seinem Schicksal, seiner Verirrung wirkt auf den Verschlossensten wie der Sonnenstrahl auf das Eis. Und warum sollte man ihm jene Teilnahme vorenthalten?

Wir Offiziere und die liebenswürdige Familie des Hauptmanns von Oberländer machten sehr häufig Ausflüge in die herrliche Umgebung, durch den berühmten Weißenburger Forst nach dem Altmühlthale, nach Sollnhofen zu den Steinbrüchen, Schloß Pappenheim, Schloß Ellingen und der fossa carolina, d. i. der noch sichtbare Damm, welchen Karl der Große angelegt, um die Donau, hier die Altmühl mit dem Main zu verbinden und so einen Binnenkanal zu schaffen. Es blieb bei dem Beginne. Erst König Ludwig I. von Bayern vollendete das Werk, wenn auch in veränderter Weise. Dann wieder besuchten wir die sogenannte Teufelsmauer, d. i. die Römerstraße, welche von Augsburg her gegen Nürnberg angelegt war und in der Nähe von Wülzburg noch einer Mauer ähnlich sich erhalten hat. Einige Tage Paradefrei benützte ich, um, in Zivil gekleidet, das ganze Altmühlthal von Eichstädt bis nach Kehlheim kennen zu lernen. Die vielen Ruinen erweckten mein Interesse, namentlich das alte Schloß Prun, wo das Nibelungenlied aufgefunden wurde.

In Kinding, einem rings von Hopfenbau umgebenen Ort, blieb ich über Nacht. Es dämmerte bereits, als ich zum Orte kam. Da fragte ich ein Bäuerlein: „Wo ist denn das Gasthaus zur Post?"

Das Bäuerlein schaute mich von Kopf bis zu den Füßen verwundert an und sagte dann: „Ja, sind Sie so weit her, daß Sie nit amal wissen, wo bei uns die Post ist? Das weiß ja bei uns a jed's Kind!" Dabei schüttelte er seinen Kopf, als wollte er sagen: „Na, das ist stark!"

Ich ging ohne Aufklärung lachend weiter, der Bauer aber erzählte andern herzugekommenen Leuten die merkwürdige Thatsache, daß der Herr dort nicht einmal die Post weiß.

„Er ist wahrscheinlich ein Hopfenhändler,“ meinte ein anderer, „gewiß ein Nürnberger. Da wollen wir erfahren, was die Händler für einen Preis machen.“ Und sie gingen mir nach.

Es war Sonntag und das Wirtslokal in der Post, das ich glücklich fand, war alsbald von Hopfenbauern und Hopfenschmusern besetzt, die mich mit Neugierde betrachteten und nicht recht wußten, wie sie mit mir die geschäftliche Frage beginnen sollten, da ich an einem kleinen Tischchen Platz genommen und sofort mit meiner Abendmahlzeit begann. Aller Augen richteten sich auf mich. Ich konnte mir nicht denken, was die Leute Ungewöhnliches an mir fänden und hielt sie alle, dem vorigen Bäuerlein nach zu schließen, für sehr naive Menschen. Endlich klärte mich der Wirt, der selbst am neugierigsten war, auf, indem er sagte:

„Nu, därf man fragen, wie die Herren von Nürnberg heuer unsern Hopfen bewerten? Sie sind doch vom Geschäft der Firma —“

Er hoffte, jetzt von mir den Namen meiner Firma zu hören. Ich aber besann mich, ob ich die Neugierde sofort befriedigen, bezw. sie ihm benehmen oder inkognito bleiben solle. Deswegen machte ich einige Handbewegungen, als wollte ich sagen: „Laß mich in Ruhe!“ Ich steckte mir eine Zigarre an. Aber der Wirt legte mir jetzt das Fremdenbuch nebst Feder und Tinte vor und sagte: „Sie werden verzeihen, aber unser Gendarmeriekommandant nimmt es sehr streng.“

Da schrieb ich denn recht deutlich meinen Namen und dazu „k. Leutnant, zur Zeit detachiert auf Feste Wülzburg.“

Das Buch nahm der Wirt mit in den Verschlag, wo

der Honoratiorentisch stand. Wie die Hummel erhoben sich drei, sechs, zehn und noch mehr der Bauern, um dem Wirte zu folgen und zu sehen, was ich geschrieben. Ich hörte ein allgemeines: „O je! Da sind wir eingangen!" Vom Verschlage herauskommend, sahen sie mich mit einer Art von Enttäuschung an. Dann aber machten sie sich über mich lustig, fingen auch an, Spottlieder zu singen, die ich aber nicht zu verstehen schien. Jetzt kamen die Honoratioren: der Pfarrer, der Lehrer und der Stationskommandant. Alles erhob sich und nahm die Kopfbedeckung ab. Ich saß gerade neben dem Verschlage und grüßte ebenfalls. Der Wirt aber sagte zum Pfarrer, auf mich deutend: „Ein Herr Offizier."

Der alte Herr grüßte mich sehr leutselig und lud mich sofort ein, an dem Separattische im Verschlage Platz zu nehmen, was ich auch gerne annahm. Der Wirt sagte dienstfertig, er werde mir mein Glas gleich nachbringen. Ich hatte es noch nicht zur Hälfte ausgetrunken, doch brachte er vier volle Gläser herein.

„Ich hab' Ihnen ein frisches gebracht, Herr Leutnant," sagte er, „denn wissen's, Sie sind dran schuld, daß ich heut noch ein neues Faßl hab' anstechen müssen. Die Bauern bei uns sind sonst um die Zeit längst in den Federn, heut aber hat's d' Neubegierd nochmal hertrieben, wie hoch der Hopfenpreis wern könnt. Und weil's amal da sind, bleiben's auch sitzen. Und so kriegen die Herrschaften a frisch's Bier. Also wohl bekomm's!"

Die Herren erheiterte meine Erzählung und wir hielten in bester Unterhaltung sehr lange aus. Der Lehrer gab mir am andern Morgen eine Strecke das Geleite und dann wanderte ich durch eine prächtige Landschaft mit

vielen Ruinen und Ortschaften meinem Ziele, der Festung Wülzburg zu.

Auf dem Wege dorthin nahm die Ruine Leyersburg bei Altdorf mein besonderes Interesse in Anspruch. Die Lauter fließt an dem idyllischen Orte vorüber, die Ruinen befinden sich auf dem nächst dem Dorfe aufsteigenden Hügel.

Auf der Wülzburg war ich von jetzt ab viel in Anspruch genommen, nicht vom Dienste, sondern vom Schachspiel. Der Oberst war ein leidenschaftlicher Schachspieler und keiner der Offiziere konnte dieses Spiel oder wollte es nicht können. Da war ich einmal so unvorsichtig, vom Schach zu sprechen und wups! hatte er mich. Allabendlich mußte ich mit ihm in der Kantine spielen, oft bis über Mitternacht hinaus. Und er war ein unangenehmer Spieler, er zitterte förmlich darnach, die Partie zu gewinnen und dachte unausstehlich lang über jeden Zug nach. Als er in Würzburg war, spielte er im Cafe täglich Schach. Die Studenten, die seine Leidenschaft kannten, machten sich heran, zuzusehen, teils aus Neugierde, teils aus Jux.

Als der Oberst einmal einen Zug des Gegners nicht zu parieren wußte und lange nachdachte, sagte einer der Studenten: „Jetzt steht der Ochs am Berg.“ — „Sie sehen mich jedenfalls für den Berg an,“ erwiderte der Oberst und als der Student noch einmal eine spitze Bemerkung machte, brachte dies den aufgeregten Mann so in Harnisch, daß er das Schachbrett mit beiden Händen erfaßte und dem Studenten auf den Kopf schlug, so daß das Brett herausbrach und die Einfassung wie ein spanischer Kragen den Hals des Musensohnes umschloß. Von da ab sollen sich die Studenten weiterer Einmischungen enthalten haben.

Im Oktober kam die Ablösung und wieder ging's zurück nach Ingolstadt. Einige Wochen Urlaub in München ließen mich erkennen, daß ich doch aus der Welt gleichsam ausgeschlossen sei. Ich sehnte mich nach guter Musik, nach guten Schauspielen, sehnte mich nach landschaftlichen Schönheiten und beneidete alle, denen dieses vollauf vergönnt war. Ich las um diese Zeit zum ersten Male einige Dorfgeschichten von Berthold Auerbach. Wie ganz anders schrieb dieser, als ich mir zu schreiben vorgenommen. Auerbach konnte unmöglich seine Bauern richtig gezeichnet haben. So dachten, so sprachen sie nicht — es müßte denn sein, daß die Schwarzwäldler grundverschieden von meinen Landsleuten im bayerischen Hochgebirge, wie im bayerischen Walde waren. Aber auch Hermann Schmids Geschichten aus den Bergen, wenn sie mir auch viel besser gefielen, wie Auerbachs sentimentale Süßholzraspeleien, fand ich für unecht, so interessant auch die Handlung sein mochte. Ich konnte mir nämlich von jeher das Landvolk nicht anders vorstellen, als im Gebrauche seiner Mundart. Die Mundart giebt allein ein echtes Bild von ihm; in der Mundart zeigt sich sein wahrstes Wesen. Nichts kommt mir widerlicher und unnatürlicher vor, als den Bauern hochdeutsch oder im halben hochdeutsch sprechen zu hören. Auf solche Art ist er weder Fleisch noch Fisch. Der Autor bietet dem Leser ein falsches Bild dar. Warum das? Um des leichteren Lesens willen? Damit ist dem Volksfreunde nicht gedient. Nur wer es versteht, dem Herzschlage des Volkes zu lauschen, so zu schreiben, daß es dem Gebildeten und dem Volke gleich verständlich ist, der findet das Gemeinsame. Mit einem Worte, man muß die Mundart, ihre Redewendungen von Grund aus kennen. Das lernt sich

nicht so ohne weiteres. Man muß mit dem Volke auferzogen sein, selbst so gesprochen haben, man muß seine Laute gehört und mitgefühlt haben in der Lust und im Leide, im tiefsten Schmerze und in der größten Ausgelassenheit. Von der Studierstube aus oder von einigen Wochen Aufenthalt auf dem Lande empfängt man nur Halbheit. So nahm ich mir vor, einmal ganz meinen eigenen Weg zu gehen, unbekümmert um andere, wenn auch bereits allbeliebte Dorfgeschichtenschreiber. Vorerst aber wollte ich trachten, von Ingolstadt fort und nach München zu kommen, indem ich mich in das topographische Bureau meldete. Aber meine Pläne wurden vorerst vereitelt durch die politischen Verhältnisse.





14. Das Jahr 1859.

Napoleon III., der sich 1852 zum Kaiser der Franzosen zu erheben gewußt, hatte dem österreichischen Gesandten bei der Neujahrscour laut das Mißfallen über dessen Regierung ausgesprochen. Die Worte des Kaisers erfüllten den Kontinent mit einer Art Gewitterschwüle, für Oesterreich aber war es ein Blitz, der einschlug. Der Krieg mit Italien war lange schon in Sicht, jetzt erklärte sich Frankreich als dessen Alliierten und gegen beide Staaten hatte Oesterreich Front zu machen. Dieses war ein deutscher Bundesstaat und der deutsche Bund sollte sich solidarisch mit ihm verbinden. Aber dem war nicht so. Gleichwohl war in uns allen ein kriegerischer Geist lebendig — der lange, entnervende Frieden sollte zu Ende sein. Nach Krieg sehnten wir uns alle. Die Freuden des Karnevals wurden mit besonderem Eifer genossen, auch ein brillantes Bärenritterfest ward arrangiert; mein Prolog strotzte von kriegerischer Begeisterung. Bald darauf kam, wenn auch nicht die Mobilisierung, so doch die Errichtung neuer Bataillone. Eine Menge neuer Offiziere wurden ernannt, blank weg von der Universität oder der polytechnischen Schule; die hatten's leichter, als ich, der ich sieben Jahre auf den Leutnant warten mußte. Nun wurde exerziert und exerziert, daß uns so zu sagen die Rippen krachten. Man wartete fort und fort auf den Befehl zum Ausmarsch;

aber er kam nicht. Oesterreich kämpfte allein gegen Frankreich und Italien: Niederlage auf Niederlage erfolgte, aber der deutsche Bund sprang dem Bruder nicht bei.

Wir Bayern waren damals ein Herz und ein Sinn für die österreichischen Brüder. Endlich erschien die Mobilmachung, aber nicht für unser Regiment, sondern nur teilweise, u. a. für einige Jägerbataillone. Da schrieb ich an Kriegsminister Lüder und bat ihn, mich zu einem Jägerbataillon zu versetzen. Aber ich harrte vergebens auf Realisierung meiner Bitte. Unter Aufregungen verging der größte Teil des Sommers. Es kam bei uns in Bayern zu keinem Ausmarsch. Oesterreich wurde geschlagen, es mußte sich von Napoleon den Frieden diktieren lassen und die Lombardei an Viktor Emanuel abtreten.

Nun es wieder Frieden war, überkam mich ein unstillbarer Drang, nach meiner Heimat, dem bayerischen Walde, zu reisen. Die Stoffe, welche ich mir für meine Geschichten ausdachte, waren ja alle aus der Heimat. Dadurch entstand die Sehnsucht, wieder alles zu sehen, was meine Phantasie mir zeigte. Auch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der neue Oberst unseres Regimentes, Faust, mich ganz besonders protegierte und mich zur 1. Schützenkompagnie versetzte, was für eine Auszeichnung galt. Ich wollte da nicht sofort um Urlaub nachsuchen, endlich aber ließ es mich nicht mehr ruhen. Ich erhielt Urlaub vom 8. Sept. bis 1. Oktober. Als ich mich abmeldete, sagte der Oberst zu mir: „Ich befürchte, Sie machen keinen Dienst mehr beim Regiment; es steht Ihnen eine Auszeichnung bevor.“ Ich dachte an ein Kommando ins topographische Bureau und schnallte guten Mutes mein Umhängetäschchen.

Am 8. September (Maria Geburt) dampfte ich mit

dem Schiffe nach Regensburg, wo ich im „weißen Hahn“ Quartier nahm. Von Regensburg fuhr ich am andern Morgen wieder mit dem Dampfschiffe nach Donaustauf und besuchte die Walhalla. Der Heroentempel ist stolz und erhaben aufgebaut, das Innere ist großartig. Die Büsten der großen Männer, welche hier in Genossenschaft beisammen sind, habe ich der Reihe nach besehen und bei dem einen oder andern, je nach dem Interesse, das er für mich hatte, länger verweilt. Unwillkürlich dachte ich daran: wenn jetzt alle diese Männer plötzlich lebendig würden, von Heinrich dem Finkler angefangen bis herab zu dem jüngsten Genossen Radetzky — was für eine Versammlung müßte dies geben! Vielleicht steigen sie alle in hellen Mondnächten wirklich herab von ihren Sockeln und — (mein Notizbuch über jene Reise, das ich zur Hand habe, spinnt diesen Gedanken weiter aus, doch würde mich das in der Fortsetzung dieser Erinnerung zu lange aufhalten.)

Dann wanderte ich durch den fürstlichen Wildpark auf Frauenzell und Brennberg zu, wo ich bei untergehender Sonne den Burgberg bestieg. Mein Notizbuch besagt: „Auf einem Felsenstück am Brennberge sitzend, schreibe ich diese Notiz. Mein Blick ist gebannt von meinem heimatlichen Berge, dem Hohenbogen mit dem Burgstall, welcher gegen Nordost den Horizont begrenzt. Jenseits desselben liegt ja mein Geburtsort Eschlkam, dort sind ja die Punkte, die ich einstens unter den glücklichsten Verhältnissen angestaunt und besucht. Rechts davon schau ich die imposante Masse des Arbers und des Grenzgebirges, links der Czerkow und die Oberpfälzer Berge. Alle sind in Purpur gekleidet, als wollten sie mich feierlich begrüßen. Ich grüße

sie auch mit unwillkürlicher Rührung." Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete ich aber die Ruine Lichtenegg, welche sich gleich einem Vorposten vor dem Burgstalle erhebt, deren hoher, runder Turm über die Fichten emporragte und meine Geschichte „Das Fräulein von Lichtenegg" begann lebendig zu werden. Südwärts lag die bayerische Ebene vor mir, die Wasser des Donauflusses waren goldig gefärbt. Es war alles so festtäglich, so entzückend, ich war in einer jener glücklichen Stimmungen, wo man die ganze Welt umarmen möchte.

Andern Tages, früh 6 Uhr, setzte ich meine Wanderung fort in die Hölle, eine schauerliche Bergschlucht, mit unterirdischen Wasserfällen und kolossalen Granitblöcken. Ein furchtbares Getöse herrscht hier, es ist kalt und dämmerig, aber alles großartig schön. Von hier kam ich nach Markt und Schloß Falkenstein, dem herrlichen Bergschlosse, dessen Beschreibung ich in meinem Roman „Die Hopfenbrockerin" versucht. Der Weiterweg führte mich gegen Cham. Ich überschritt dabei den Pfahl, die sogenannte Teufelsmauer (meine Erzählung „Der Bettler von Englmar" enthält darüber Ausführliches) und kam spät abends in Cham an, wo ich im Gasthof Scherbauer Quartier nahm. In Gesellschaft einiger Ingenieure, einstiger Studiengenossen, die hier den Bahnbau leiteten, verbrachte ich einen vergnügten Abend.

Am 11. September war Sonntag. Ich wanderte über Chammünster, dem Mausoleum der berühmtesten Edelgeschlechter des bayerischen Waldes, nach Chameregg am Oedenturm vorüber, dann über die Ruinen von Runding.

„Wo einstens sie gehauset — Die Ritter kühn und fest,
Wo sie gezecht, geschmauset — Mit ehrenwerten Gäst',

Da hausen jetzt die Eulen — Da pfeift hindurch der Sturm,
Zerstöret sind die Hallen — Zerfallen ist der Turm."

Von hier ging's an der auf riesigen Felsblöcken thronenden Ruine Liebenstein vorüber, Lamberg und Haidstein mit ihren auf luftigen Höhen gebauten Kirchen im Gesichte. Auf der weit ausschauenden Burg, welche einstens die Felskuppe des Haidsteins krönte, weilte gerne die Gemahlin des letzten Markgrafen von Cham, Elisabeth, eine Schwester Herzog Ludwigs von Bayern. Wolfram von Eschenbach besingt im 8. Buche des Parsival die „Schönheit der edlen Frau von Haidstein", die über die ganze Welt geleuchtet.

Lange verharrte ich bei den einzelnen Punkten, ergötzte mich an dem seltenen Anblick der nahen Gebirgszüge, der endlosen Forste und dachte mit einer Art Entrüstung an das perfide Verkanntsein des bayerischen Waldes, welcher so viel Großartiges und Denkwürdiges bietet. — Nun näherte ich mich Lichtenegg, der Stätte meiner ersten Walderzählung, wo ich so oft und so lange in Gedanken geweilt. Es sollte dieser Ruine auch einer meiner ersten Ausflüge von Eschlkam aus gelten, denn nach letzterem Orte sehnte ich mich jetzt. Die Straße bog über den westlichen Abhang des Hohenbogens und schon erblickte ich unten im grünen Chambthale den lang ersehnten Ort, mein geliebtes Eschlkam. Freudenthränen füllten meine Augen. Träumte ich denn nicht? In meinen Träumen sah ich so oft dieses herrliche Bild, wo meine Wiege stand, wo meine gute Mutter die glücklichsten Jahre verlebt, wo ich meine goldene Jugendzeit verbracht! Mein Herz erbebte vor Lust bei diesem Wiedersehen.

Es dämmerte bereits, als ich den Marktflecken betrat,

nach zehn Jahren zum ersten Male wieder. Ueberall sah ich bekannte Gesichter, doch wollte ich vorerst unerkannt vorübergehen. Jedes Plätzchen hatte für mich eine Erinnerung aus der Knabenzeit. Als ich im Gasthof Neumaier ankam, glaubte ich mich 10 Jahre zurückversetzt. Dieselbe Gesellschaft wie damals saß beisammen im Herrenstübel zur sonntägigen Abendunterhaltung: der Kantor mit seiner Mündel, der Lehrer, Frau Schöppel, der alte Moreth u. a. Bei meinem Eintritt fand sofort ein freudiges Begrüßen statt, denn Frau Schöppel hatte mich auf den ersten Blick erkannt und sie rief: „Da kommt der Maxl!"

Des Kantors Mündel sang auf meinen Wunsch wieder ihr Lieblingslied „Seht ihr drei Rosse ꝛc.", es war alles wie sonst und spät erst trennten wir uns von einander. Ich konnte aber noch nicht zu Bette gehen. Erst geleitete ich den Kantor nach Hause und machte dann einen nächtlichen Spaziergang durch den stillen Ort. Es war eine wundervolle Mondnacht. An meinem Geburtshause vorübergehend, blickte ich zu dem Fenster auf, wo meine Mutter gewöhnlich mit ihrer Arbeit saß. Es war vom Monde beleuchtet — ich fühlte mich in gehobener Stimmung. Was denkt man nicht alles in solch poetischen Momenten!

War es eine Vorahnung, daß einst neben diesem Fenster durch meine Landsleute mein Name als Volksschriftsteller würde verewigt werden, wie es am 25. Febr. 1897, an meinem 65. Geburtstage durch Anbringung einer Gedenktafel wirklich der Fall gewesen?

Von derlei träumte ich allerdings in jener ersten Nacht nicht. Es folgten nun prächtige und vergnügte Tage, Ausflüge in Gesellschaft und einer der nächsten Spazier-

gänge führte uns über Kleinaigen in das Dangles-thal nach dem Tunnelbau durch den Klöpflers-berg. Das wurde der Schauplatz meiner „Christkindl-singerin“. Alles, was ich sah und hörte, es war, als ob sich bereits Kapitel an Kapitel reihte.

Ich suchte nun wiederum in Fühlung zu kommen mit den Dörflern rings herum. Ich wußte ja noch echt waldlerisch zu sprechen und ihre Sitten und Gebräuche kannte ich alle. Mein Notizbuch aus jenen Tagen liegt wohlerhalten vor mir. Ich notierte mir alles, was mir von Interesse für mein künftiges Dichten schien. Ich be-schrieb die Gegenden, welche ich durchwanderte, ließ mir von der „alten Nandl“, der schon früher einmal erwähn-ten Näherin, die stets bei Frau Schöppl auf der Stöhr zu treffen war, Märchen und Gespenstergeschichten erzäh-len und alte Volkslieder vorsingen. Ich ließ mir durch den Hochzeitlader von Kleinaigen dessen Hochzeitlader-sprüche aufschreiben und mein Jugendfreund Meidinger, der jetzt Lehrer im nahen Dorfe Schwarzenberg, stellte mir seine Sammlung von Schnadahüpfln und eine Menge Ge-schichten und Anekdoten zur Verfügung.

Gleichwie Berthold Auerbach durch seine Dorfgeschich-ten den Schwarzwald der Welt eröffnete, so hielt ich mich berufen, meine so sehr verkannte Heimat der Vergessenheit zu entziehen. Meine Kenntnis des ganzen oberen und unteren Waldes, welche ich auffrischen und erweitern wollte, meine Vertrautheit mit der Geschichte und dem ganzen Volksleben, ja mit der Volksseele selbst machte mir die Aufgabe, welche ich mir stellte, zu einer geradezu weihe-vollen und ich hatte den festen Willen und fühlte die Kraft in mir, sie zu lösen. —

Von der Lemminger Höhe blickte ich oft hinaus in die von hohen Gebirgen teilweise umsäumte Landschaft, nur gegen Nordost geöffnet durch den Paß von Neumark, der einen weiten Einblick in das fruchtbare, schöne Böhmerland gewährt. Vom hohen Bergkegel grüßt die mächtige Ruine Riesenburg heraus, welche George Sand zum teilweisen Schauplatze der Erzählung „Konsuella" gewählt. Ich sah die nahe Kampfheide, wo schon unter Heinrich III. und später schwere Kämpfe mit den Böhmenherzogen stattgefunden. Oestlich, etwa eine Stunde entfernt, erblickt man die Klosterkirche von Neukirchen zum heiligen Blut, wo Herzog Maximilian I. sein Gebet verrichtet, als er mit Tilly gen Böhmen zog und alsbald in der Schlacht am weißen Berge das Unglück Friedrichs V., des sogenannten Winterkönigs, besiegelt wurde, (siehe meine Erzählung „Die künischen Freibauern.") Weiter südwärts zeigen sich die beiden Spitzen des Ossa und der König des Waldes, der Arber. Von dort, nahm ich mir vor, muß ich noch während dieses Urlaubs herab blicken, überhaupt wollte ich wieder hinan zum Grenzgebirge, wollte die Größe und Schönheit des Waldes bewundern, um ihn in lebendigen Farben beschreiben zu können. Den vielen Totenbrettern an der Lemminger Kapelle, dann am Pestfriedhofe und anderen Orten schenkte ich gleichfalls meine Beachtung. Es waren oft originelle Inschriften, die da standen. Dann ging ich wieder zur alten Nandl und ließ mir erzählen von den Greueln der Schwedenzeit, von den Geschlechtern, welche auf den umliegenden Schlössern und Burgen gehaust, von dem Durchmarsche der Franzosen im Anfange des Jahrhunderts und da zitierte sie wörtlich den Reim, wie er noch im Volke bekannt war:

„Das französische Lumpengesindel
Da ist nicht wert für Pack und Bündel,
Sie nahmen Kleid, Wäsch und Bettsidrichen,
Ließen Federn davon fliegen,
Und was sonst war noch versteckt,
Das haben sie wie die Hund geschmeckt.

Aus dem Schwedenkrieg aber lebt im Volke der Vers:

Der Schwed ist kommen,
Hat alles mitg'nommen,
Hat d' Fenster eing'schlag'n,
Hat's Blei raus g'rab'n,
Hat Kugeln draus gossen
Und d' Bauern erschossen."

Selbstverständlich war für mich ein Besuch des Burgstalls auf dem Hohenbogen, dann der Ruine Lichtenegg und des Dorfes Rimbach. Auf dem Wege nach letzterem, am Fuße des Bergkegels, auf welchem die stolze Burg Lichtenegg thronte, haben die späteren Besitzer nach Zerstörung dieser Burg durch die Schweden ein neues Schlößchen hingebaut, das jetzt einem Bauern Namens Alois Kastl, einem Enkel des sogenannten „lateinischen Bauern" gehörte. Dann besuchte ich auch die Schanzen, welche sich von Schachten bis Rittsteig zu ausdehnen und aus den Zeiten des spanischen Erbfolgekrieges stammen. Sie bestehen aus 11 Redouten und geraden Linien. Der Herbstmonat 1702 wird als die Zeit der Anlage angenommen. Der damalige kurbayerische Oberst, Joh. Bapt. von Walser auf Eyrenburg war der Befehlshaber der Bayern, konnte aber dem andringenden Feind nicht wiederstehen und wich zurück. So erging es auch an andern Orten unseres Vaterlandes, das hierauf 10 Jahre lang das Joch der österreichischen Fremdherrschaft zu tragen hatte.

Bei der Aufsuchung dieser Schanzen kam ich ins Stachesrieder Holz. Da sah ich zwei Martersäulen rechts und links des Fahrweges. Auf diesem Platze wurden — sonderbarer Zufall — die zwei Brüder Ruhland erschossen. Sie waren Wildschützen und Schwärzer. Der eine, Wilhelm, war das Opfer einer Unvorsichtigkeit, indem sein Begleiter, als er ein Eichhörnchen schießen wollte, sich in Ruhlands Kleidung verhängte; dies war im Jahre 1848. Der andere Bruder, Josef, wurde auf demselben Platze fünf Jahre später, 1853, durch einen Grenzaufseher erschossen, weil er sich diesem, wegen Schmuggel arretiert, widersetzte. Es berührte mich seltsam, als ich die Inschriften beider Martersäulein las, da mir beide Ruhland aus meiner Jugendzeit her wohl bekannt waren.

Am 20. September machte ich der Buchberger Somnambule einen Besuch. Das nun schon alternde Mädchen lag noch immer zu Bette wie damals, als ich sie vor 12 Jahren sah. Kathi Staudacher lag nun seit 20 Jahren in jenem geheimnisvollen Zustande, sie sagte immer noch lange Predigten her und schrieb und schrieb — Hieroglyphen.

Gern folgte ich auch einer Einladung nach Neumark in Böhmen zu Kaufmann Klauber, mit welcher Familie wir stets in freundlichen Beziehungen gestanden. Mich interessierte es jetzt, Pauline, die zur schönen Jungfrau herangewachsene Tochter des Hauses zu sehen, ein sehr geistreiches Mädchen mit strengen Grundsätzen. Wir hatten uns bald befreundet. Einmal in Böhmen, machte ich auch Abstecher nach Neugedein, nach dem gräflich Stadionschen Schlosse Kaut, nach der Riesenburg und der Kapelle bei Birtl, wo Bretislaw, Herzog in Böhmen, seinen Sieg über

die Reichstruppen erfochten, wobei ihm die an der Grenze angesiedelten Choden vortreffliche Dienste leisteten (Näheres in meinem Buche: „Hančička, das Chodenmädchen.)

Die Böhmen siegten in dem großen Passe von Neumark und Taus in vier Schlachten, ebenso bei Taus, dem alten Togast, der Slavenführer Samo in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts über Dagobert und dessen Frankenheer; im Jahre 1040 Herzog Bretislaw I. von Böhmen über die Deutschen unter Heinrich III.; unfern Neugedein 1431 Procop der Große mit seinen Hussiten über das zahlreiche Heer deutscher Kreuzfahrer, dann ebenfalls das Böhmenheer zur Zeit König Georgs von Podiebrad über deutsche Scharen.

Jeder Schritt in meiner Heimat erzählte mir ein Stück Geschichte, nicht nur hier in diesem Passe, sondern der ganze Wald, der angefüllt ist mit Burgen und Schlössern, deren einstige Besitzer zu dem Bunde der Böckler und Löwler gehörten, welche sich gegen Herzog Albrecht IV. von Bayern erhoben, der sie aber dadurch züchtigte, daß er ihre Burgen brach. Ich hatte die ganze Landesgeschichte inne, vorzugsweise durch Bernhard Grubers (Professor der Baukunst an der Akademie der bildenden Künste in Prag) und Adalbert Müllers Werk „Der bayerische Wald."

Es kam die Zeit, an die Heimkehr zu denken, zumal ich noch eine Durchquerung des Waldes beabsichtigte. Der alte Kantor verabschiedete sich von mir auf „Nimmerwiedersehen" und alle andern Freunde wünschten mir Glück für meine Zukunft mit der Bitte, sie bald wieder zu besuchen, was „für Eschlkam immer ein freudiges Ereignis sein werde." Am 25. September trat ich, begleitet von Lehrer Meidinger und anderen Freunden, den Marsch an. In

Deurieb, Hälfte des Weges nach Kötzting, sagten wir uns Lebewohl. Der Abschied that mir weh und fast war ich versucht, wieder umzukehren und die Waldtour aufzugeben. Aber ich ging weiter. In Kötzting besuchte ich Landrichter von Paur und meinen ehemaligen Lehrer Dobler, setzte dann andern Tages meinen Weg durch das reizende Zellerthal längs des wildesten und unzugänglichsten Berges des Bayerwaldes, nämlich des Keiterberges, fort. Dort oben in diesen Klüften waren die Schlupfwinkel des berüchtigten Heigl gewesen, in dieser Gegend hatte er sein Unwesen getrieben, hierum ist er noch heute lebhaft im Gedächtnis.

Das Zellerthal, welches ich jetzt durchwanderte, ist wunderschön. Die Dörfchen gruppieren sich auf das lieblichste an den Abhängen und im Thal, überall umrahmt von Obstbäumen. Muntere Bächlein rieseln von den bewaldeten Hängen des Keiters- und des gegenüberliegenden Zellerberges herab ins grüne, mit Baumgruppen und Wiesen bedeckte Thal. Prächtiges Vieh ist auf der Weide. Die Landleute sind mit Zusammenrechen des Grummets beschäftigt; hin und wieder hört man die Hüterbuben sich gegenseitig zusingen. Und warm strahlt die Sonne herab vom dunkelblauen Himmel.

Es war spät abends, als ich in Bodenmais ankam, um schon am nächsten Morgen um halb 4 Uhr in Begleitung eines Führers mit Laterne meine Bergfahrt auf den Arber anzutreten. Ich wollte vom Gipfel des Berges den Sonnenaufgang sehen. Der Aufstieg beginnt nahe bei Bodenmais. Durch dunkle Waldungen kam ich zum Rißbache hinan, welcher mit donnerndem Getöse sich durch sein steiniges Bett hindurchzwängt und drei großartige Wasserfälle bildet. Längs der tiefen Schlucht, welche die

Bergwasser ausgewühlt, emporsteigend, langte ich noch vor Sonnenaufgang auf dem Gipfel an. Dieser ist ein abgestumpfter Kegel, wie alle Berge des bayerischen Waldes. Die oberen, höheren Teile sind infolge von furchtbaren Katastrophen eingestürzt und liegen als riesige Felsblöcke rings herum, ein Trümmerfeld, schauerlich und großartig zugleich. Aelter als die gigantischen Alpen ragt das bayerisch-böhmische Grenzgebirge als ein uralter Gebirgsrücken empor aus Urgestein (Granit), der einst, gleich dem Riesengebirge, um vieles höher und überhaupt mehr von alpinem Charakter war. So erscheinen fast sämtliche Berge des Waldes als Ruinen, die Gipfel sind meist aus Granitblöcken angehäuft. Der kahlköpfige, majestätische Arber ist oben mit vier Felsenkuppen geschmückt, gleicht einer Krone und ist nahezu 5000 Fuß hoch.

Mein erster Blick in das Land hinaus entlockte mir einen Ausruf der Ueberraschung. Ich sah nur ein unermeßliches Meer, ein Nebelmeer von Osten bis Westen, nur nordwärts gegen die Oberpfalz, das Fichtelgebirge und gegen Böhmen zu war die Aussicht offen. In diese vertieft, machte mich mein Führer aufmerksam, mich umzuwenden und den Blick nach Süden zu richten.

„Was ist das?“ rief ich. Den ganzen Horizont begrenzte plötzlich eine feurige Masse, gleich einer Lavaglut — es war das Hochgebirge, das vom Osten bis tief hinab zu den westlichen Ausläufern erglühte. Diese vielzackige Feuermauer oberhalb dem Nebelmeere war von unbeschreiblicher Schönheit. Nach und nach schien die glühende Masse sich nach abwärts auszudehnen, man konnte die beleuchteten Spitzen und Rücken unterscheiden, der Himmel war rosenrot angehaucht. Ueber den Rachel her-

auf stieg majestätisch das Gestirn des Tages. Wie mit einem Zauberschlage änderte sich die Szenerie. Die bis jetzt gleich schwarzen Schlacken aus dem Nebelmeere aufsteigenden Waldgebirge überflutete ein satter, dunkelvioletter Duft, die bis jetzt weißen, kalt erscheinenden Nebelballen erschienen in blassem Rosarot, das Hochgebirge aber verwandelte sich nach und nach in eine lasurblaue Wand, nur die Firnen leuchteten in glitzerndem Weiß. Dieser Anblick war über alle Beschreibung großartig schön. Ich wandte mich meinem Führer zu, um ihm gegenüber meiner Bewunderung Ausdruck zu geben. Dieser aber verzehrte gerade ein Stück Geselchtes, hob seinen Blick gar nicht empor und meinte, da ich ihn auf all die Herrlichkeit aufmerksam machte: „Mei', dös is mir nix Seltsams. Aber i fürcht, der Nebi steigt aaffi — nacha ändert si 's Weda!"

Ich hatte mich wieder von ihm gewandt und schwelgte im stillen über die sich meinen Augen darbietende Pracht, als mir mein Führer zurief: „Schaugt's nur grad, wer da kimmt!"

Ich wandte mich um und sah einen Mann, der soeben die Platte des Berges erstiegen hatte, dessen Anzug aber eher für einen Ball, als zu einer Hochtour paßte. Man denke sich einen kleinen, äußerst mageren Mann, gekleidet in Zylinder, schwarzen Frack, ebensolche Beinkleider, weiße Weste und hohe Vatermörder, Glacestiefelchen an den Füßen, weiße Handschuhe an den Händen. Er ging tänzelnd auf mich zu, nahm seinen Hut ab und sagte: „Guten Morgen, Herr Leutnant. Ich hörte schon gestern abend, daß Sie heute frühestens den Arber besteigen, wollte mich Ihnen anschließen, aber diese verdammten Glacehandschuhe sind schuld, daß ich zu spät kam; so mußte ich im Finstern

nachtappen. Ja so, ich habe mich Ihnen noch gar nicht vorgestellt: Schauspieldirektor N., zur Zeit in Bodenmais. Vielleicht erinnern Sie sich meiner; ich war in Ingolstadt engagiert im Winter 1857, habe in Ihrem Lustspiel „Die Verlobung im Arrest“ gespielt. Ich habe das Stück in mein Repertoir aufgenommen und schon oft mit immensem Erfolg gegeben. Das muß wahr sein!“

Der Kauz gewann jetzt sehr in meiner Hochachtung.

„Wirklich?“ fragte ich geschmeichelt.

„Gewiß. Nur schade, daß Sie pseudonym sich William nennen. Gestatten Sie mir, daß ich im Walde, in Ihrer Heimat, Ihren richtigen Namen nenne und den Leuten sage, daß der Autor ihr Landsmann Maximilian Schmidt sei?“

„Das steht Ihnen ganz frei,“ versetzte ich. Ich bot ihm eine Zigarre an und wir zündeten uns beide die Rauchstengel an. Er mochte bemerken, daß ich fragend seinen Anzug musterte, denn er sagte: „Sie überrascht mein Anzug? Aber hören Sie. Ich muß hinunter nach Lam, um dem dortigen Bürgermeister meine Aufwartung zu machen. Ich möchte dort einige Wochen Vorstellungen geben, deshalb — Sie verstehen — man ehrt solche Leute durch einen eleganten Anzug. So halte ich's immer; das muß wahr sein!“

„Aber warum ziehen Sie denn jetzt schon die Handschuhe an?“ fragte ich, da ich merkte, daß sie zu eng waren und ihn im Halten der Zigarre genierten.

„Ja, wissen Sie, die Handschuhe gehören meiner Frau. Nur mit Anstrengung brachte sie mir dieselben an die Hände und knöpfte sie zu. Zieh ich sie aus, bring' ich sie nicht mehr an. Eine halbe Stunde quälte sich meine

Frau ab; das war der Grund, daß ich zu spät kam. O hätte ich sie nur schon wieder herunten. Sie sehen ja, wie verunstaltet meine Hände erscheinen; und weh thut's auch." Dabei drehte er die Hände hin und her.

Ich mußte lachen. Nachdem ich ihm noch meine Feldflasche zum Trunke gereicht und er davon geziemend Gebrauch gemacht, empfahl er sich graziös und eilte beinahe laufend in der Richtung auf Lam von dannen. Ich sah ihm sehr erheitert nach. Mein Führer aber meinte: „Is dös a narrischer Kampl! I glaub, der is schuld, daß der Nebi wirkli aaffa is — der hat 's schöne Weda verdorbn!"

Und in der That, das Hochgebirge war jetzt durch Nebel verdeckt, der Himmel bedeckt mit Grau, die Sonne konnte nicht mehr durchdringen, an den Waldbergen zogen Nebelbänke gleich vorsintflutlichen Ungeheuern dahin. Das war alles in rätselhafter Schnelligkeit gekommen. War das vielleicht die Strafe, daß ich über meinem winzigen Schauspiel das großartige Schauspiel in Gottes herrlicher Natur vergessen konnte? Wie ist doch der Mensch so egoistisch!

„Wenn's no' heil awikömma wollt's, därft's Enk schlauna!" mahnte der Führer. „I verhoff an' Regen."

„Also rasch hinab!" rief ich und folgte dem andern den steilen Hang hinab. Bald stand ich an dem dunklen, in schauerliche Wildnis eingebetteten Arbersee, von einer mächtigen Seewand teilweise umgeben. An seiner offenen Seite stand eine Bretterhütte, ein willkommener Anblick, denn plötzlich fing es zu regnen, zu schütten an und ich und mein Führer konnten uns in der Hütte vor diesem Gusse schützen. Es währte ziemlich lange, bis das Unwetter hinüber war. Dann ging es weiter bergab. Mein

Führer verabschiedete sich jetzt von mir, denn ich konnte den Weg nach Schachtenbach, einer Glashütte Steigerwalds, nicht mehr verfehlen. Dort traf ich gerade um 12 Uhr ein und konnte mich in der Fabriktaverne erquicken. Dann besah ich mir eingehend die Fabrikation der prächtigen Luxusgläser, die Schleiferei und Vergoldung und nahm mir auch einige Erzeugnisse mit, so wie es eben meine Geldbörse und mein Ränzchen erlaubten. Es war zufällig Herr Steigerwald selbst zugegen, der mich einlud, mit ihm nach Rabenstein zu fahren, da mich der Weg nach Zwiesel ohnedem dort vorbeiführe.

Dort war Reichtum und Pracht. Man zeigte mir Villa und Park, von welchem man eine herrliche Rundschau genoß. Ich war nicht der einzige Gast, es waren noch einige Damen zu Besuch und man wollte mich bis zum nächsten Tage halten, aber ich mußte für die liebenswürdige Gastfreundschaft danken, denn mein Urlaub ging zu Ende und meine Marschordre ließ sich nicht mehr ändern. So schied ich unter freundlichen Grüßen und wanderte nach Zwiesel und Regen weiter, in welch letzterem Orte ich um 7 Uhr abends ankam und im Gasthof Oswald übernachtete.

Am 29. September früh 6 Uhr setzte ich meinen Marsch gegen Deggendorf über die Rusel fort. Den Besuch der nahen Ruine Weißenstein mußte ich mir auf ein andermal versparen. Auf der Rusel, wo ich mich auf die prächtige Aussicht gefreut, sah ich leider nichts vor Nebel und ich wurde unangenehm an den Spruch erinnert:

Die Gegend wär prächti,
Man sehget weitmächti,
Die Aussicht wär rar,
Wenn koa' Nebi nit waar.

Erst gegen Mittag teilte sich der Nebel. Ich suchte dann mit zwei andern Touristen den Hausstein auf und genoß von hier eine entzückende Aussicht in die Donau- und Isarebene bis hin zu der bläulichen Kette der Alpen. Nachmittags 3 Uhr ging es weiter nach Deggendorf. Ehe ich den hohen Bergrücken hinabstieg, schaute ich nochmals zurück in die Gegend, die ich verlassen, ich sah den großen und kleinen Arber, den Rachel, den Keitersberg und noch viele Berge des bayerischen Waldes — und konnte mich einer starken Wehmut nicht erwehren.

Leb wohl mein Bayerwald,
Ich komme wieder bald!

Nun ging's bergab. Zur Seite ein munterer Wildbach, der durch zahlreiche Quellen rasch größer und stärker wird und mit mächtigem Getöse dann über Steine hinabstürzt. Eine tiefe Schlucht, deren Hänge von üppigstem Laub- und Nadelholz bewachsen sind, nahm mich auf und, aus ihr heraustretend, befand ich mich in der Ebene des Donaustromes. Ich ging an Deggendorf vorüber; mein Herz zog es nach Metten, welches jenseits eines nahen Bergrückens lag. Wollte ich bei dieser Reise ja alle Plätzchen aufsuchen, die für mich eine schöne Erinnerung hatten und nach Eschlkam, dessen ich mit aller Liebe gedachte, hatte Metten die meisten schönen Erinnerungen. Der Anblick dieses Ortes war mir ein wahrer Genuß. Ich übernachtete im Gasthause.

Der Wirt Lang war ein Bruder des Abtes Utto, der seinerzeit mein Gesanglehrer war. Der nächste Tag gehörte dem Besuche des Himmelberges, wohin wir die meisten Spaziergänge gemacht, dann der Kirche, wo ich das prächtige Bild am Marienaltar bewunderte, das zu meiner Zeit

Frater Lukas Schraudolf gemalt, und stattete meinem vormaligen Seminardirektor, dem guten Pater Bernhardt meinen Besuch ab. Er war nun Subprior. Auch meinen Professor, Pater Ruppert, sprach ich und beide hatten große Freude, mich wiederzusehen. Nach eingenommenem Gabelfrühstück eilte ich dann auf dem reizenden, einerseits von Weinbergen eingefaßten Wege nach Deggendorf. Auch hier fand ich gute Freunde. Um halb 7 Uhr abends aber mußte ich den Stellwagen besteigen, um nach Landshut weiter zu fahren. Es war gerade 3 Wochen her, daß ich in Regensburg die Donau überschritt, um in den Wald zu gehen, heute überschritt ich den Strom, indem ich meinem geliebten Walde Lebewohl sagte. Aber ich nahm es mir fest vor: nicht auf allzulange!

Die Nachtfahrt ging nicht ganz glücklich von statten. Der überfüllte Stellwagen kam dem Straßengraben zu nahe und stürzte die Böschung hinab. Ich hatte gerade noch Zeit, herauszuspringen, die andern Passagiere erlitten mehrfach Verletzungen. Ich half ihnen aus dem Kasten heraus und suchte zu helfen, soviel ich es vermochte. Nach langer Verzögerung ging es endlich wieder weiter und wir langten Samstag den 1. Oktober gegen Mittag in Landshut an, woselbst es wegen des morgen in München stattfindenden Oktoberfestes auf dem Bahnhofe sehr lebhaft zuging.

Hier las ich in der „Augsburger Abendzeitung“ zu meiner Ueberraschung, daß ich als Inspektionsoffizier in das königliche Kadettenkorps kommandiert sei. Also endlich fort von Ingolstadt nach München, dem längst ersehnten Ziele.

Wenige Tage später gab man mir in Ingolstadt eine schöne Abschiedsfeier im „Bären“. Die Regimentsmusik

spielte, die Generale und alle Stabs- und Oberoffiziere der Garnison, dann Landrichter von Grundner und der Bürgermeister waren zugegen. Man gedachte rühmend meiner „großen Verdienste um das gesellschaftliche Leben in Ingolstadt und der vielen Opfer, die ich den Kameraden gebracht, um ihnen ein Vergnügen zu machen," und man brachte mir brausende Hochrufe aus.

Mit mehreren guten Freunden hielt ich dann noch bei „Vater Hilz" aus, der uns mit Wein und Punsch regalierte, bis zum Abgange des Stellwagens früh um 4 Uhr. Jetzt ging's München zu und mit der Ankunft dortselbst beginnt ein weiterer bedeutsamer Abschnitt meines Lebens.





15. In neuer Stellung.
(1859/60.)

Ich Jugenderzieher! Pädagog! Daran dachte ich mein Lebtag nicht; aber ich ward dazu „kommandiert“ und ich tröstete mich mit der Phrase:

Ist nichts so schwer, wie man's oft denkt,
Wenn man's nur recht begreift und lenkt!

Und ich „begriff“ es recht bald durch die Zuneigung, welche ich sofort zu den jungen Leuten faßte. Ja, der Dienst war mir bald zum Vergnügen. Mein Kommandant war General von Schuh, ein von vielen gefürchteter Herr, aber ich fand in ihm einen durchaus ritterlichen, hochedlen Mann, er war ein Vater seiner Zöglinge. Die Gemahlin des Generals war eine schöne stattliche Erscheinung und zeichnete sich durch eine gewinnende Anmut aus.

Selbstverständlich machte ich bei beiden meine Privataufwartung und wurde sofort zu den ständigen Mittwoch-Soireen geladen. Ich saß kaum etwas fest, als an mich eine Ministerialentschließung kam, daß ich in das topopraphische Bureau des Generalstabes kommandiert sei. Es war dies die Entschließung auf meine seinerzeitige Eingabe. General von Schuh stellte mir frei, zu wählen, ob ich im Korps bleiben oder das andere Kommando annehmen wolle. Es war für mich eine schwere Wahl, doch entschied

ich mich zum Verbleiben im Kadettenkorps, da mein Vater meinte: „Man soll dem Schicksal seinen Lauf lassen.“ Es führte mich zuerst ins Korps, also — aushalten. Das Weitere besorgte General Schuh und ich hatte meinen Entschluß nicht zu bereuen. War es mir doch vergönnt, durch die gedachten Mittwochabende mit der Creme der Münchener Gesellschaft bekannt zu werden. Dazu gehörten vor allem der Kriegsminister General von Lüder und General Freiherr von Brandt (beide waren die treuesten Freunde seit der bayerischen Expedition nach Griechenland, bei welcher sie eine hervorragende Rolle spielten. Näheres in meinem Buche „Die Jachenauer in Griechenland“); dann waren bei der Soiree General Naus, dessen ich schon mehrmals gedacht. Brandt und Naus waren stets mit ihren Familien zugegen. Ersterer hatte zwei Söhne, Philipp und Karl, beide Artillerieleutnants, mit denen ich bald sehr befreundet wurde, außerdem eine Tochter, Luise. Philipp ist z. Z. Generalmajor a. D., Karl höherer Zollbeamter. General Naus hatte ebenfalls zwei Töchter, Franziska und Lilli.

Ständig gehörten dem Zirkel ferner an: General Malaisé, der Erzieher der Prinzen Ludwig, Leopold und Arnulf, nebst Gemahlin, Töchtern und Söhnen, letztere sämtlich Offiziere; dann Major Baron Drechsel mit Familie und seinem Schwiegersohn, Baron Soden, dem württembergischen Gesandten; Schmidt-Osting mit Frau und Tochter (letztere später die Gemahlin des Ministers Freiherrn von Lutz); ferner General Baron Asch mit Familie, Oberstleutnant von Prankh (später Kriegsminister); unter den jungen Offizieren der Sohn des Generals, Artillerieleutnant Max Schuh (nachmals Festungs-Gouverneur in

Ingolstadt und Generalleutnant), Leutnant Baron Schott aus Württemberg, welcher hier die Artillerieschule besuchte (später württembergischer Kriegsminister) und andere.

Man sieht aus dem Angeführten, daß ich mich in sehr illustrer Gesellschaft befand, nicht etwa nur als Staffage, im Gegenteile war ich alsbald maitre de plaisir und ich muß meine Aufgabe gut gelöst haben, da mich auch die meisten andern Familien zu ihren Jours beizogen.

Dienstlich lebte ich ebenfalls sehr angenehm. Meine Kameraden waren die Oberleutnants Baron Harold, Glockner, Hausner, Correk und die Leutnants Baron Bibra, Eberhardt, Albert. Als Major war Herr von Fackenhofen im Korps, den ich schon vom 2. Infanterie-Regiment her kannte und welcher mich schon damals sehr gerne hatte.

Am 10. November dieses Jahres, am hundertsten Geburtstage Schillers, ward gegen Mittag sein Monument feierlich enthüllt. Ich wohnte dieser Feier und abends im Hoftheater der Festvorstellung bei, bei welcher Gelegenheit Frau Sophie Schröder-Devrient, die 80jährige Frau das „Lied von der Glocke“ vortrug. Es war ein großartiger Abend. Ich lernte diese Heroine bald persönlich kennen, da ihr Sohn, Major Schröder, mit meinem Vater bekannt war und mich seiner Mutter vorstellte. Sie erzählte mir von ihrer großen Vergangenheit und sagte mir oft: „Halten Sie nur die Ideale hoch! Ohne sie wäre die Welt längst zu Grunde gegangen.“

Im Karneval ward mir die Leitung des Kadettenkorpstheaters übertragen. Ich ließ den „Nachtwächter“ von Körner und „Dr. Kramperl“ nebst einem Tanz-Potpourri aufführen. Alles klappte vortrefflich. Zum „Kramperl“ dichtete ich eine Schlußszene. Anwesend waren die

Söhne König Max II., die königlichen Prinzen Ludwig und Otto, und die Söhne des Prinzen Luitpold, Ludwig, Leopold und Arnulf u. a. Auch Minister Lüder war zugegen. Der sonst so ernste und gefürchtete Mann verfiel bei „Dr. Kramperl" in einen wahren Lachkrampf; er ließ mich zu sich bescheiden und versicherte mir, daß er seit vielen Jahren nicht mehr so herzlich gelacht habe.

Wenige Wochen darauf ward bei General Brandt eine Privatvorstellung gegeben und ich wurde gebeten, sie zu arrangieren. Ich studierte den Mitwirkenden zwei Lustspiele ein: „Ewig" von F. A. Kurländer und „Eigensinn" von Benedix.

Die Vorstellung fand am 28. März 1860 statt. Die Rollen waren in den Händen von den Damen: Fräulein Franziska und Lily Naus, Gräfin Mercandin, Freiin L. von Reichlin, M. von der Mark, Freiin Louise von Brandt und den Herren: Oberleutnant E. von Malaisé, Oberleutnant von Vallade, Leutnant Freiherr von Schott, Leutnant E. von der Mark und Leutnant M. Schmidt.

Gespielt wurde sehr flott und man amüsierte sich sehr. Ich war als maitre de plaisir viel begehrt und eingeladen. Außerdem ließ ich mich in die Gesellschaft „Museum" aufnehmen und befriedigte hier meine Tanzlust während des Karnevals und der sonst üblichen Sonntagskränzchen.

Angenehm wie der Winter, verging mir auch der Sommer. Am 8. August begannen die Ferien und auch ich war für einige Wochen mein eigener Herr. In Oberammergau war Passionsspiel und selbstverständlich zog es mich dorthin. Vorerst ohne Gesellschaft — ich muß gleich hier erwähnen, daß ich am liebsten meine Ausflüge allein machte, da ich das Wort „Langeweile" nicht kannte —

trat ich am 10. August früh halb 6 Uhr meine Reise an. Ich lasse hier mein Notizbuch wörtlich sprechen. Es ging mit der Bahn nach Starnberg und von hier mit dem Dampfschiff nach Seeshaupt. Eine mir angenehme Gesellschaft traf ich an Bord, nämlich den Erzieher und Professor der Königlichen Prinzen, Dr. Steininger mit Tochter, Dr. Felix Dahn mit Gemahlin, den Religionsprofessor am Kadettenkorps, Herrn Kisinger, Dr. Wenzl und eine Komtesse La Rosee Basselet. Mit Ausnahme der letzteren hatten alle das gleiche Ziel: Oberammergau.

Die Fahrt auf dem See war herrlich, der Himmel blau, das Hochgebirge stand in taubenblauer Färbung da, die Zinnen des Karwendels schimmerten silbern heraus. Alles war von der sich darbietenden Pracht — ich möchte sagen „entzückt“ — aber das ist nicht das richtige Wort. Ein solch hehrer Anblick stimmt eher zu einer Art ruhiger Andacht. Weiß man doch selbst nicht, was man fühlt. Man schaut und schaut, und hat nicht Augen genug, zu schauen, und findet keinen Ausdruck, keine Worte. Und man schweigt auch am liebsten in solch einer Seelenstimmung. Ich meine, diese vermag nur ein echtes Tonwerk wiederzugeben.

Die Gräfin brachte das Gesprächsthema jetzt auf profanes, wozu sie die Fahrt zwischen Possenhofen und Garatshausen veranlaßte. „Sehen Sie,“ sagte sie, „diese beiden Schlösser mit allen den herrlichen Waldungen waren Eigentum meines Großvaters. Um etwa 36 000 Gulden verkaufte er diese herrlichen Besitzungen, welche heute Millionen wert sind. Wie reich könnten wir sein! Und so blieb uns nichts, als unser ehrlicher, gräflicher Name.“

Die Thränen standen ihr in den Augen. Ich tröstete sie mit dem landläufigen Satze: „Wer weiß, wozu es gut ist.“ Sie aber entgegnete mir: „Zu nichts ist es gut! Wäre ich ein Mann, dann würde ich resolut sagen: „hin ist hin!“ Aber ein gräfliches Mädchen ohne Geld, ach du mein Gott! Ich weiß, Sie dichten. Schreiben Sie doch einmal einen Roman, betitelt: Die arme Gräfin. Es wäre ein dankbarer Stoff.“

Das Schiff hielt in Tutzing. Die Dame stieg aus, mir eine glückliche Reise und viel Vergnügen wünschend. Meine übrigen Reisegefährten waren in fröhlichster Stimmung. Dr. Felix Dahn sagte mir, daß er in Seeshaupt einen offenen Stellwagen bestellt habe und ich eingeladen sei, mitzufahren. Das acceptierte ich mit Freuden.

Neben Felix Dahn war noch ein weiterer Dichter bei der Gesellschaft, der schon früher genannte Pfarrer und Professor Kisinger. Er hatte vor Jahren Jugendschriften nach Art jener Christophs von Schmid geschrieben, unter anderen „Balduin oder die Roßdecke.“ Seine kleinen moralischen Erzählungen waren mir lebhaft im Gedächtnis. Hatten sie mir's doch neben jenen Schmids angethan, daß ich seinerzeit in Metten mehr an sie, als an die Grammatik dachte, daß ich von ihnen und den Märchen träumte, die ich mit heißer Gier verschlang und fortspann — fortspann.

Aus meiner Erinnerung weckte mich ein Blick auf die junge Dame, die mir gegenüber saß, die Tochter des Professors. Sie erschien mir selbst wie ein Märchen mit den dunklen, meertiefen Augen, da ich sie jetzt zum erstenmale aufmerksam ansah. Ich mußte meine Bewunderung schlecht verhüllt haben, denn mein Nachbar Dr. Dahn stieß mich bedeutungsvoll an und sagte: „Herr Leutnant, Sie kennen ja die

Berge; benennen Sie mir doch die westwärts liegenden. Er meinte den Zug des Esterngebirges und ich kramte meine Weisheit aus. Später bemerkte er dann leise: „Der Papa hat Sie beobachtet.“

„Warum hat er eine Tochter mit so wunderbaren Augen,“ meinte ich.

„Nicht nur ihre Augen allein, das ganze fromme Mädchen ist eine herrliche Erscheinung,“ entgegnete er. „Aber Leutnantl, Hand von der Butten und kalt — aber vergnügt!“

Das waren wir denn auch bald alle im Wagen. Dahn stimmte einen Kantus an und wir sangen alle mit; und als der Wagen durch den Weiler Lauterbach fuhr, ward sofort das alte Volkslied gesungen:

Z' Lauterbach hab i mein Strumpf verlorn,
Ohne Strumpf geh i nöt hoam,
Geh i halt wieder auf Lauterbach,
Kauf mir an' Strumpf zu dem oan.

Z' Lauterbach hab i mei' Herz verlorn,
Ohne Herz kann i nöt leb'n,
Muß i halt wieder nach Lauterbach,
's Dirndl soll's seine mir geb'n.

's Dirndl hat schwarzbraune Äugeln,
Nett, wia a Täuberl schaut's her,
Wenn i beim Fenster an' Schnackler thu,
Kommt sie ganz freundli daher.

Alt und jung sang zusammen, selbst der alte Kifinger schloß sich nicht aus. In größter Kurzweil ging es dahin, über Habach, Murnau und Oberau. Auf dem Wege dorthin nahmen wir ein junges Mädchen auf, welches sichtlich ermüdet dahin schritt. Es hieß Traudl und war aus Oberammergau. Traudl hatte beim Passionsspiel einen der

Schutzgeister oder Genien darzustellen. Sie kam von einer Wallfahrt zurück. Sie sagte mir ein Quartier bei ihren Eltern zu und wollte auch für die übrige Gesellschaft deshalb Sorge tragen.

Ueber den Ettalerberg, die sogenannte Kienleite, mußten wir zu Fuß gehen. Es war dies die ehemalige Römerstraße, später die Handelsstraße von Venedig nach Augsburg, auf der wir jetzt schritten. Neben brausendem Bergwasser führte sie steil empor. Auf der Höhe des Berges angelangt, befindet man sich plötzlich in einem grünen Bergkessel, umschlossen von felsigen Gebirgen. Man fühlt sich hier in ein Zauberland versetzt; man weiß nicht, was beim Eintritte in dieses Hochthal mehr überrascht, die uns rings umgebende, großartige Natur oder das von derselben umschlossene Kloster Ettal mit seiner prachtvollen, als Rotunde aufgeführten Kirche, die einem Dome gleich die Gegend beherrscht, und den stattlichen Gebäuden der einst weithin berühmten Ritterakademie, der Gralsburg Kaiser Ludwig des Bayern. Da die Zeit schon weit vorgerückt war, wurde der Besuch der Kirche auf den nächsten Tag verschoben.

Gegen sieben Uhr abends kamen wir in Oberammergau an, fanden hier unter Mitwirkung Traudls, unseres Schutzgeistes, leicht Quartier und kamen zur Abendmahlzeit auf der Post zusammen. Da ward dann viel über die Passion gesprochen, namentlich über Eduard Devrients Bericht in der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahre 1850, welcher eine Hauptveranlassung war, daß auch die gebildete Welt von Oberammergau Notiz nahm und seine Vorurteile aufgab. Auch Guido Görres, Dr. Ludwig Steub, Hofrat Oken, Dr. Sepp u. a. schrieben schon mit aufrichtiger Be-

wunderung von diesem Spiele, mit dem meisten Erfolge aber Devrient, denn er war Protestant und Norddeutscher, ein berühmter Schauspieler, ausgezeichneter Sänger und ein Mann von hoher Bildung. Der Ausländer mußte also erst kommen, um uns zu sagen, was Oberammergau bedeutet, das von den Gebildeten bis jetzt nur mit Achselzucken behandelt worden. Nun, unsere Gesellschaft war neugierig auf die Dinge, die da kommen sollten. Ich meinesteils sah der Aufführung mit sehr zweifelhaften Gesinnungen entgegen.

In Traudls Hause schlief ich lange in den nächsten Tag hinein. Es war Samstag. Der Ort belebte sich von Stunde zu Stunde mehr. Von allen Seiten trafen ganze Karawanen von Menschen ein. Hunderte, ja Tausende kamen herbei mit frommer Neugierde, die Dinge da mit anzusehen, welche das Alte und Neue Testament erzählt und welche von frühester Jugend auf in unserem Herzen eingeprägt waren. Das fing an, mir allmählich zu imponieren. — Mit meiner gestrigen liebenswürdigen Reisegesellschaft machte ich einen Spaziergang nach Kloster Ettal. Am Hinwege erzählte uns Dahn die Geschichte dieser ehemaligen Ritterakademie. Die Kirche, in welcher Fräulein Elise Steininger uns Neugierige verlassend, sich nur ihrer Andacht hingab, ist im byzantinischen Stile erbaut. Skulptur und Malerei verbinden sich zu schönster Harmonie. Die Freskogemälde von Knoller sind prachtvoll und gut erhalten. Die Seitenaltäre enthalten in gläsernen Kästen heilige Reliquien in Gold und Seide gefaßt. Diese verzierten Gerippe machen auf mich stets einen unangenehmen Eindruck. Ich konnte mich noch nie mit diesem schwärmerischen, aus dem Mittelalter stammenden Mythus aus-

söhnen. Es ist mir der Anblick solcher Totengerippe widerwärtig, trotz der Etiquette des Heiligen, die mich nicht täuscht. Ich meine, den Heiligen ehrte man viel besser, wenn man ihn lebend darstellte in seiner Heiligkeit, statt im Totengerippe, dessen Identität mit dem angeführten Heiligen sogar oft zu bezweifeln ist, da die meisten dieser Gerippe aus den römischen Katakomben stammen, in welchen außer den christlichen Märtyrern auch viele andere weniger fromme Menschen umgekommen sind.

Das größte Interesse hatte für mich die aus Porphyr ausgehauene, etwa eineinhalb Fuß hohe, schöne Muttergottesstatuette auf dem Hochaltare. Ludwig der Bayer hatte dieses Bildnis aus Italien mitgebracht, als er sich in Rom die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt, und gründete hier ein Benediktinerstift, sowie die schon erwähnte Ritterakademie. — Die herrliche Orgel, ein wahres Meisterwerk, erklang jetzt, deren schwellende Töne feierlich durch die Rotunde rauschten und in der hohen Kuppelwölbung wunderbar wiederklangen. Wer könnte sich dabei einer feierlichen Stimmung erwehren! Ich muß dabei stets meiner Kindheit gedenken, wo der Ton der Orgel mein ganzes jugendliches Herz erfüllte — an die Tage des Glückes — an die goldene Jugendzeit. Ach, daß diese Erinnerungen, so schön sie sind, das Herz doch mit so sehnsuchtsvollem Weh erfüllen! Und doch ist dieses Weh so wohlthuend, daß wir es gerne festhalten und unter Thränen den freundlichen Bildern zulächeln, welche aus der Vergangenheit zu uns herübergrüßen.

Ein Frühstück im Bräuhause und der Heimweg nach Oberammergau füllten den übrigen Vormittag aus. Nachmittags traf auch meine Schwester in Begleitung einer

älteren Dame ein, für welche mir der „Schutzgeist Traudl" bereits Quartier besorgt hatte. Bei einer fröhlichen Gesellschaft in der „Rose" brachte ich den Abend zu. Andern Tages, den 12. August, war das Passionsspiel. Schon mit Tagesgrauen begann es im Dorfe lebendig zu werden. Tausende wanderten alsbald durch das Dorf dem Theatergebäude zu. Als ich nach 6 Uhr mit meinen Bekannten hinkam, konnte ich nur noch mit Not gute Plätze erhalten.*) Schlag 8 Uhr begann die Vorstellung. Meine Aufmerksamkeit, meine Bewunderung steigerte sich von Szene zu Szene. Wie diese Bauernkünstler spielten! Das war ja über alle Beschreibung erhaben, rührend, wundervoll! Die lebenden Bilder — unübertrefflich! Und merkwürdig, da Christus am Kreuze hing, rollte der Donner über die Berge, der Sturm brauste über das offene Theatergebäude hin und eine unheimliche Dämmerung trat ein, die oftmals durch blendende Blitze unterbrochen wurde. Rasch ging das Unwetter hinüber und Sonnenstrahl und blauer Himmel herrschten, da in der Schlußszene Christus erhöht auf Wolken erscheint, in einer Hand die Fahne, das Symbol des Friedens, haltend und mit der andern die ihn Umgebenden segnend. Und wie am Morgen das „Hosianna!" so tönte jetzt weit hinaus in die Berge, der Triumphgesang: „Halleluja! Halleluja!" —

Es ist mir unmöglich, hier all den Empfindungen Ausdruck zu geben, welche dieses hehre Spiel in mir er-

*) Die Beschreibung des Theaters, dann des Spiels will ich hier nicht weiter meinem Tagebuche entnehmen. Sie finden sich in meinem später erschienenen Werke „Der Schutzgeist von Oberammergau", welches Buch ich ja zumeist unter dem Eindrucke dieser meiner ersten Passionsreise geschrieben habe.

weckte. Wirkten doch bei demselben Kunst, Natur und die Elemente zusammen, um es möglichst wirksam zu machen. Alles war begeistert. Meine Reisegesellschaft auch. Ich sah schon während der Vorstellung öfters, wie Fräulein Steininger sich die Thränen aus den Augen wischte und jetzt, da ich ihr und den andern Reisegenossen die Hand zum Abschied reichte — mein Weg führte mich noch weiter ins Gebirge — fand ich alle in gehobener Stimmung." Soweit mein Tagebuch.

Ich trug von da ab viel dazu bei, daß das Oberammergauer Spiel vorteilhaft bekannt wurde. Ich eile der Zeit voraus, wenn ich berichte, wie ich zehn Jahre später schon den Entschluß faßte, in Form einer Volkserzählung über die Passion zu berichten. Der Krieg 70/71 und meine Krankheit verhinderten dies. Aber 1880 führte ich mein Vorhaben aus und trug viel dazu bei, daß schon in diesem Jahre die Besucher sich besonders aus Norddeutschland zahlreich einfanden, und auch schon aus England und Amerika. Ich hatte den „Schutzgeist von Oberammergau" geschrieben, in welchem Buche ich die ganze Passion und die Reise dorthin beschrieb. Die Erzählung ward in hervorragenden Blättern Oesterreichs, Preußens und Amerikas abgedruckt. Zugleich erschien sie als Buch mit einem Bilde von Franz Defregger (nunmehr bereits in 6—10. Auflage illustriert bei Enßlin & Laiblin als Band IX. meiner Gesammelten Werke).

Andern Tages trennte ich mich in Oberau von meiner Schwester, welche mit ihrer Begleiterin nach München zurückfuhr, während ich frohgemut Partenkirchen zusteuerte. Je näher ich dem gewaltigen Felsenmassiv des Wettersteins kam, desto großartigeren Eindruck machte es auf mich,

aber über diesen ganz nahen, greifbaren Bergen, denen man ins tiefste Eingeweide hineinsah, ist nicht mehr der Duft der Poesie gebreitet, wie dies aus der Ferne, z. B. vom Starnbergersee aus, der Fall. Jetzt sieht man auch die Schrecken der Bergriesen — und ich wollte diese kennen lernen. Ich ging ins Rainthal bis zur Anger- und Knorrhütte, dann zum Plattachferner bis zur Grenze hinter dem Zugspitz. Was ich da alles sah, habe ich in meinem Werke „Der Zuggeist" möglichst genau beschrieben. Der Ausblick von der Höhe, auf welcher ich mich befand, auf die stolzen Felswände des Rainthales und über dieselben hinweg auf eine Gipfelflut, ähnlich den Wogen der sturmbewegten See — es war sinnberauschend. Von der Angerhütte aus hatte ich einen Hüterbuben des Schaftoni von der Angerhütte als Führer. Weiter wollte und konnte ich nicht mehr. Wie mich dann der alte Schaftoni, als ich bei ihm übernachtete, mit Erzählungen von Märchen und wirklichen Dingen unterhalten, das berichtete ich ebenfalls im „Zuggeist." Auch vom „Zuggeist", der die Besteigung der Zugspitze verwehrt, erzählte er mir. Daß General Naus als Leutnant des topographischen Bureaus der erste Zugspitzbesteiger war, wußte ich von diesem selbst und habe auch dessen Tagebuch zu meiner Erzählung benutzt. (Naus stand am 27. August 1820 als der erste auf jenem höchsten Gipfel Deutschlands.) Wieder zurückgekehrt, besuchte ich dann noch den Eibsee und den Badersee. Letzteren habe ich gleichsam entdeckt, wenigstens erst bekannt gemacht. Auf meine späteren Beschreibungen dieses märchenhaften Sees kamen die Fremden heran und jetzt gilt er als die Perle des bayerischen Hochgebirges.



16. Der fatale Reisegefährte.

Als ich gegen Abend wieder nach Partenkirchen zurückkehrte, um im altertümlichen „Stern" mein Nachtquartier zu nehmen (es ist dies das Haus, in welchem der hart bedrängte Kaiser Friedrich Barbarossa den berühmten Fußfall vor dem Bayernherzog Heinrich dem Löwen gemacht), gesellte sich mir ein Artillerie-Oberleutnant F. zu, der schon mit mir in Ingolstadt in Garnison stand und jetzt in München diente. Dieser Herr Kamerad war mir von jeher sehr unsympathisch, trotzdem er ein sehr hübscher junger Mann mit üppigem schwarzem Haar und nettem Schnurrbart war. Aber er war ein ekelhafter Rechthaber und Regierer. Er stellte die absurdesten Dinge auf, nannte schwarz weiß und selten ging es ohne Streit ab, wenn er an unserem Gesellschaftstische im „schwarzen Bären" zugegen war. Und jetzt dünkte mir sein sarkastischer Gruß wie ein schriller Mißton in der Harmonie, welche mir Herz und Seele erfüllt hatte bei all dem Großartigen, was ich in den letzten Tagen geschaut — allein geschaut — nur mit mir allein.

Der ungebetene Begleiter blieb ebenfalls im „Stern" über Nacht. Auf sein Befragen bezeichnete ich ihm als meine Reiseroute: Walchensee, Tölz, Tegernsee, Egern, in welch letzterem Orte ich etwa acht Tage zubringen wollte. Sofort erklärte er sich bereit, mit mir gemeinsam die Tour bis Tölz zu machen und zwar morgen in aller Frühe. Das

war nicht nach meinem Geschmacke und ich machte allerlei Einwendungen, that, als ob ich noch einen Tag hier bleiben müßte, meine Schwester zu erwarten und machte diese und jene Ausflüchte. Aber der Kamerad durchschaute mich und sagte: „Ich merk, meine Gesellschaft paßt Ihnen nicht. Sie wissen auch nicht, ob mir die Ihrige paßt — aber das ewige allein dahinsimpeln ist mir eklig, ich will Gesellschaft, gleichviel, was für welche."

Nun, das langte, und so erwiderte ich ihm in möglichst höflicher Weise, wie er wohl auf meine bescheidene Gesellschaft dieses Mal nicht reflektieren dürfe, da ich, falls meine Schwester ankomme, den Weg zu Wagen zurücklegen werde.

„Sie haben ja gar keine Schwester!" platzte jetzt der andere lachend heraus; „das ist eine Flunkerei!"

„Das muß ich doch besser wissen, als Sie," entgegnete ich, „und was die Flunkerei anbelangt, so bin ich jetzt mein eigener Herr und als solcher erkläre ich Ihnen, daß ich, wie in den letzten Tagen, auch weiter meine Tour allein machen will, weil es mir nur so ein Vergnügen macht. Nichts für ungut, Herr Oberleutnant, und nun muß ich auf mein Zimmer, um mein Tagebuch nachzuholen. Recht gute Nacht!" Ich ging.

„Einen schönen Gruß an Ihr Tagebuch!" lachte der andere mir nach.

Mein Entschluß war gefaßt. Ich wollte schon am frühesten Morgen meine Fußtour antreten, um so vor dem unwillkommenen Begleiter einen Vorsprung zu haben. Ich war ein famoser Fußgänger und es war ausgeschlossen, daß er mich erreichen konnte, wenn ich nur eine halbe

Stunde Vorsprung hatte. So zahlte ich schon abends meine Zeche und trat nach einem köstlichen Schlaf gleich nach Sonnenaufgang meine Wanderung bei prächtigem Wetter an. Auf der Höhe angelangt, zu welcher die Mittenwalderstraße hinaufführt, blickte ich nochmals zurück in das üppig grüne Loisach- und Partnachthal, umschlossen von himmelanstrebenden Gebirgen, über welchen sich der Himmel so rein und tiefblau wölbte, wie über Italiens schönen Gefilden. In diesem herrlichen Panorama, über welches das erfrischende Leben der Alpennatur ausgegossen ist, wechseln die Gestaltungen auf mannigfache Weise. Bald sind es groteske Formen, bald sind es malerische Gruppen; hier drohen grauenerregende finstere Schluchten und Abgründe, dort lachen im heiteren Sonnenschein blumige Hochalpen; hier erfrischt sich das Auge an dem tiefen Grün des Laubwaldes, dort winkt der kühle Schatten malerisch gruppierter Gebüsche. Im Thale breiten sich in bunter Farbenpracht die Wiesenteppiche aus, von silberhellen Bächen durchzogen, von den schwindelerregenden zerrissenen Zinnen und Spitzen aber glänzt der ewige Schnee, und der Sonne goldene Strahlen gießen einen unbeschreiblichen Zauber über die ganze Landschaft. Balsamische Lüfte wogen von den Bergen und alles atmet ein begeistertes Leben. All meine Lust beim Anblicke dieser Herrlichkeit suchte ich in einem weithin tönenden Juhschrei zum Ausdruck zu bringen, der vielfach von den Felsenwänden wiederhallte und von fröhlichen Menschen nah und fern wiederholt wurde.

Auch ganz in meiner Nähe ertönte ein solcher Freudenruf und als ich mich näher umsah, erkannte ich zu meinem nicht geringen Schrecken hinter einem Baume sitzend, den-

jenigen, welchem ich zu entfliehen suchte, den Oberleutnant F. Er lachte hell auf.

„Sie hier?“ fragte ich.

„Wie Sie sehen — vor Ihnen. Von der Kellnerin erfuhr ich schon gestern abend, daß Sie in aller Frühe ausreißen wollten — ohne die Schwester — na — da lassen Sie halt mich mitkommen, Sie Schwärmer! Warten Sie, ich will das Echo stärker herausfordern, als es Ihr Juhschrei that.“ Dabei schoß er eine Pistole los, deren Knall sich vielfach in den Felsenthälern fortpflanzte.

„Und jetzt frisch voran!“ sagte er dann, sich erhebend und sein Ränzchen über den Rücken werfend.

Was wollte ich machen? Ich mußte mich in das Unvermeidliche fügen. Es ging die erste Zeit ganz gut. Er plauderte, schimpfte, raisonnierte und ich hörte nur zu oder that vielmehr so, denn meine Blicke waren stets an die Berge geheftet, ich dachte an die Wunder des Rainthales, an die Passion, an meine liebenswürdige Reisegesellschaft dorthin und ließ ihn schwätzen. Nun aber stellte er an mich Fragen und ich mußte antworten. Alles Mögliche und Unmögliche fragte er und es währte nicht lange, war eine Meinungsverschiedenheit vorhanden. Er wurde anzüglich, sprach von Mangel an Kenntnissen bei den Infanterie-Offizieren, wogegen er die Artillerie über alle Maßen hervorhob, kurz, wir stritten bald mit einander in optima forma und so ging es fort in unerquicklichster Weise bis zum Walchensee, wo wir im Posthause zukehrten, um hier Mittag zu machen. Ein vortreffliches Gericht Saiblinge ließ mich auf kurze Zeit meinen unangenehmen Gesellschafter vergessen. Nun kam ein Kutscher zu uns an den Tisch und sagte, er hätte eine Rückfahrt nach Tölz

und ob wir dieselbe nicht gegen geringen Preis benutzen wollten. Mein Reisegefährte, der bereits sichtlich ermüdet war, sagte sofort zu, ich aber erklärte, daß mir eine weitere Fußtour mehr Vergnügen mache. Nun drängten Kutscher und Kamerad auf mich ein, und da plötzlich ein Gewitter mit heftigem Regen niederging, mußte ich nolens volens zustimmen. Infolge allzu starken Regens konnten wir erst nach einigen Stunden abfahren. Düster lag der Walchensee da, die Berge rings herum waren mit Wolken bedeckt — auch ich war verstimmt, daß ich mich aus lauter Rücksicht opferte. Wäre ich allein gewesen, ich hätte selbst dem düsteren See etwas Reiz abgewonnen, aber so war ich im Banne eines Mannes, mit dem ich mich nicht direkt verfeinden wollte. Nun, in Tölz sollte das ja anders werden! Es regnete auch bis nach Tölz, woselbst wir bei schon eingetretener Dunkelheit ankamen und beim „Bürgerbräu" abstiegen. Obwohl ich für mich ein eigenes Zimmer begehrte, mußte ich mich doch bequemen, mit dem Reisegenossen in einem Zimmer zu kampieren, da kein weiteres Gemach mehr vorhanden. Wir gingen spät zur Ruhe. Aber ich ruhte nicht. Kaum eingeschlafen, ward ich durch den Schlafgenossen aufgeweckt. Er fragte mich, ob ich kein Mittel gegen Kopfweh wisse. Ich riet ihm Brausepulver oder Zuckerwasser. Was wußte ich!

„Bitte, holen Sie mir das!" sagte er. Ich kleidete mich an und holte frisches Wasser und Zucker. Das schien ihm gut zu thun. Aber kaum war ich wieder im Schlaf, weckte mich sein Fluchen abermals auf. Er schimpfte über das dumme Kopfweh, über das Wetter, über alles Mögliche. Ich that, als hörte ich nichts. Oft sprach er zu mir, aber ich stellte mich schlafend. Dann kam es mir vor,

als ob er ganz wirr spräche. Er lachte oft und so eigentümlich, daß mir etwas unheimlich zu Mute wurde und ich den Morgen heransehnte. Einmal stand er auf und öffnete das Fenster; lange lehnte er sich hinaus. Das Wetter hatte sich gebessert, vom Himmel blinkten die Sterne.

Plötzlich trat er an mein Bett, und mich anfassend, fragte er: „Gehen Sie morgen mit nach München? Der verdammte Regen hat aufgehört. Wann gehen wir?"

„Ich gehe ja nach Egern," erwiderte ich. „Nach München kehre ich erst in etwa acht Tagen zurück."

„Ah bah!" machte der andere. „Ihr Mittel gegen das Kopfweh hat mir geholfen, es wenigstens gemindert. Wäre ich allein gewesen und der verdammte Schmerz hätte nicht aufgehört, so hätte ich mir am Ende eine Kugel in den dummen Kopf geschossen. Was wär's auch! Leiden auch noch auf dieser faden Welt!"

„So was vergeht ja wieder," erwiderte ich. „Hatte auch schon öfters damit zu thun. Ruhe ist eben das beste Mittel dagegen, also ruhen Sie, gehen Sie zu Bett."

„Bett gehen! Bett gehen! Was thu ich im Bett? Kann nicht schlafen, und wenn auch, die wüsten Träume, die machen mir wieder neuerdings Kopfweh. Also bleiben wir wach. Erzählen Sie mir etwas. Was Sie wollen; phantasieren Sie nur etwas zusammen —"

„Aber —"

„Kein Aber! Ich setze mich an Ihr Bett und nun unterhalten Sie mich."

„Aber ich mag nicht, ich will schlafen und ich muß bitten —"

„Ich bitte ja auch, erzählen Sie mir was."

So mitten aus dem Schlafe geweckt, in ärgerlicher

Stimmung, und den mir allmählich unheimlich werdenden Kameraden an meinem Bette sitzend, was konnte ich thun?

„Wissen Sie was," sagte ich, „legen Sie sich und ich setze mich an Ihr Bett und erzähle Ihnen — bis Sie einschlafen."

So geschah es auch. Er legte sich, ich setzte mich neben sein Bett, nachdem ich mich flüchtig angekleidet und nun erzählte ich ihm eines der lustigen „Huderln", wie sie mir voriges Jahr die alte Nandl in Eschlkam zum besten gab. Es war die Geschichte vom „dummen Hansl" und seinen Abenteuern. Ich hatte das Licht angezündet und merkte bald, daß meine Erzählung ihm so interessant vorkam, daß er die Augen schloß und immer tiefer und tiefer atmete. Als der „dumme Hansl" zu Ende war, fing ich nochmals von vorne damit an. Er merkte es nicht, er hörte es nicht mehr, er schlief wirklich. Sachte schlich ich mich von ihm, löschte das Licht aus und warf mich wieder auf mein Bett.

Ich glaube, ich schlief nicht mehr ein. Sobald es Tag wurde, kleidete ich mich vollends an, machte Toilette und — die Wirkung meines dummen Hans war wirklich probat gewesen — der Herr Kamerad schnarchte. Ihn aufwecken — nein! Ich wünschte ihm in Gedanken weiteren guten Schlaf und verließ das Zimmer, nahm mein Frühstück ein, ließ den Reisegefährten grüßen und eilte dann, gottlob wieder allein, in den herrlichen Morgen und in die prächtige Landschaft hinaus. Die Lerchen jubilierten über den goldgelben Kornfeldern und ich sang ebenfalls. Die Anmut der Gegend machte einen so wohlthuenden Eindruck auf mich nach dem schauerlich wildschönen Felsmeere, das ich in den vorigen Tagen kennen

gelernt. So kam ich frohgemut an den herrlichen Tegernsee, der, von Kaltenbrunn aus gesehen, entzückend ist. Ein Kahn brachte mich von Gmund nach Egern, meinem Reiseziel. Es hielt schwer, ein Quartier zu bekommen. Nur im Häuschen des Briefboten war zufällig wegen plötzlicher Abreise eines Ehepaares eine Stube mit zwei Betten frei geworden. Ich nahm sie vorerst auf unbestimmte Zeit. Die Gesellschaft, welche beim Gastwirt Bachmeier mittagmahlte, bestand zum großen Teil aus Bekannten von mir, sowohl Herren als Damen, und ward ich freundlich aufgenommen. Im oberen Saale wurde gespeist. Die Gäste saßen nach der Rangordnung, oben der unvermeidliche Major als langjähriger Stammgast und so herab bis zu mir, der ich hier der Benjamin war. Die Gesellschaft machte für Abend einen Spaziergang nach der Weißachmühle an der Kreuterstraße aus, wo die Steinbrucharbeiter heute, ich weiß nicht mehr, warum, ein Fest hatten, wobei Zither und Schuhplattlertanz, Volksgesänge u. s. w. zu hören und sehen waren. Da war es auch in der That recht fidel und ging es sehr ordentlich zu. Nach Egern in bereits vorgerückter Stunde zurückgekehrt, ward bei Bachmaier gemeinsam zu Abend gegessen und dann schied sich alt und jung. Jene setzten sich zum Tarok oder zum Plaudern zusammen, diese aber arrangierten Spiele, eine oder die andere der Damen trug eine Sonate auf dem Klavier vor oder gab ein Lied zum besten, kurz, die Zeit verging und es war elf Uhr, als man sich trennte.

Ich hatte nicht weit zu gehen. Gleich Wallenstein sagte ich zu mir: „Ich gedenke einen langen Schlaf zu thun;“ waren mir doch die letzten zwei Nächte durch den fatalen Reisegefährten sehr verdorben. Nun, ich wollte

das Versäumte heute nacht und bis tief in den morgigen Tag hinein nachholen. In solchen Gedanken klopfte ich, wie verabredet, an den Laden des Häuschens. Es währte nicht lange, öffnete die Frau Briefbötin, ein Licht in der Hand und sagte:

„Grüß Gott! Es steht Ihnen a Freud bevor; a recht a guata Freund, so hat a g'sagt, is kemma und hat nach Ihnen g'fragt. I hab' eam d' Stuben zoagt und wie er dös zwoat Bett g'sehn hat, hat er g'sagt, da brauch' i koa' Quartier mehr z'suachen, i bleib' bei mein' Freund, der wird a Freud hab'n, wenn er hoamkimmt. So hat er g'sagt und also, daß 's halt nit daschrecka. Sie wern scho' guat mitanand auskemma. Da nehmens 's Liacht und i wünsch a g'ruahsame guate Nacht!"

Ich stolperte die enge Stiege hinauf. Der gute Freund, wer konnte das nur sein? Rasch öffnete ich die Thüre — da drang mir ein schallendes Gelächter ans Ohr — im Bette hatte sich ein Mann halb aufgerichtet, ich leuchtete nach ihm, der ohne Unterlaß lachte, und erkannte — meinen Reisegefährten von gestern, den Oberleutnant.

„Wie, Sie?" Das war alles, was ich für den ersten Augenblick herausbrachte.

„Ja, ja, ja," entgegnete er. „Warum sind Sie mir heute früh durchgebrannt! Ich wäre gleich mit Ihnen gegangen, da ich mich erst übermorgen melden muß; habe also morgen noch Urlaub, und Sie wissen so schöne Geschichten — daß man darüber in ewigen Schlaf verfallen möchte. Ha, ha, ha! Sie müssen ein Schriftsteller werden."

„Meinen Sie, meine Geschichten wirken dann wie Narkose? Nun, dann haben sie doch einen Wert. Für

heute aber bin ich müde und sehne mich nach Ruhe. Also gute Nacht!“

„Sie werden doch noch nicht zu Bette gehen?“ versetzte der andere. „Haben ja noch die halbe Zigarre brennen. Und finden Sie nicht, es ist drückend heiß hier. Machen Sie doch ein Fenster auf.“

Ich öffnete das Fenster. Ein wundervoller Sternenhimmel bot sich meinen Blicken dar. Der große Bär stand ober mir und deutlich leuchtete von der vorderen Deichsel des kleinen Bären der Polarstern.

„Wie schön man heute den Polarstern sieht!“ sagte ich.

„Was wollen Sie sehen?“ fragte der Genosse.

„Den Polarstern.“

„Den kann man ja von hier gar nicht sehen.“

„Wieso? Dort ist er ja!“

Der Oberleutnant kam aus dem Bette heran, guckte zum Himmel und sagte: „Ich glaube, Sie wollen mich zum besten halten? Das ist ja gar nicht die Richtung nach Norden.“

„Freilich. Sehen Sie nur — dort an der Verlängerung des hinteren Rades vom großen Wagen — sehen Sie — fahren Sie etwas rechts — sehen Sie jetzt?“

„Nichts sehe ich. Ich muß das besser wissen. Der Stern dort ist der Syrius! Ich bin bei der Artillerie. Ich weiß das.“

„Dann wissen Sie in diesem Falle nichts.“

„Sie wollen mich beleidigen?“

„Fiele mir ein! Man darf doch noch in seinem Quartier sprechen.“

„Sprechen? Aber keinen Unsinn!“

„Herr Oberleutnant, Sie haben sich bei mir einge-

drängt; mir immer nur Grobheiten zu sagen, das verbitte ich mir!"

„So fordern Sie mich!"

„Darüber sollen Sie morgen erfahren. Jetzt habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen."

Ich zog mich aus und legte mich zu Bett. Unter mein Kopfkissen legte ich meinen Knicker.

Der Schlafgenosse sah dies und sagte, sich ebenfalls zu Bett legend: „Ich habe eine geladene Pistole unter meinem Kissen. Teufel, ich hätte fast Lust — Der Syrius ist's. Unsinn! Polarstern! Unsinn!"

Ich gab ihm keine Rede mehr, löschte das Licht aus und hoffte nun Ruhe zu haben. Nach langem Wachen verfiel ich in eine Art Halbschlaf. Da war es mir, als fühlte ich einen Atem auf meiner Stirn. Ich öffnete die Augen und der Kopf des Schlafgenossen war über mich geneigt — unwillkürlich stieß ich einen Schrei aus. Es war auch gar zu unheimlich. Der Genosse aber lachte — er lachte jetzt wie ein Verrückter und entfernte sich wieder nach seinem Bette.

„Sie sollen mir den dummen Hansl nochmals erzählen," sagte er.

„Morgen," entgegnete ich; „heute nicht mehr. Lassen Sie mich endlich in Ruhe!"

Ich machte Licht, zündete mir eine Zigarre an, setzte mich ans Fenster und wollte so warten, bis der andere im Schlafe war. Ich erkannte es jetzt als sicher, daß es ein Verrückter war und sehnte mich nach dem Morgen. Noch einige Male fing er an, mich um alles Mögliche zu fragen; ich beschränkte mich auf kurze Antworten. Reizen durfte ich ihn nicht mehr, ihm auch nicht widersprechen,

und als er nochmal auf den Polarstern zurückkam, sagte ich: „Ich hab' mich total geirrt. Es ist der Syrius." Das schien ihn zu beruhigen; er schlief endlich ein.

Am andern Morgen entfernte ich mich zeitig, um auf die Gindelalm zu steigen. Als ich mittags nach Hause kam, war der fatale Reisegefährte glücklicherweise abgereist. Er hatte Grüße für mich hinterlassen.

Als ich acht Tage später nach München zurückgekehrt war, sprach ich mit einem Kameraden von der Artillerie über den Vorfall mit dem Oberleutnant und erfuhr von ihm, Oberleutnant F. sei wenige Tage, nachdem er vom Urlaub eingerückt, ins Irrenhaus verbracht worden und mußte ihm dort die Zwangsjacke angelegt werden. Er leide an hochgradiger Gehirnerweichung.

Natürlich bedauerte ich ihn lebhaft, aber ich beglückwünschte mich auch, daß ich nur die Vorboten seiner Raserei zu kosten bekam. Er starb erst nach längerer Zeit im Wahnsinn.

Unwillkürlich erinnere ich mich oft an jenes Nachtlager zu Egern, wenn ich zum Polarstern aufblicke, den ich so schmählich verleugnete, aber die geladene Pistole und die Umstände seien meine Milderungsgründe. Und die Geschichte vom „dummen Hansl?" Ich will sie doch lieber nicht niederschreiben. Sie könnte am Ende doch narkotisch wirken und — ich hab' noch so viel zu erzählen.



17. Mein zweites Jahr im Kadettencorps.

Jene letztbeschriebene Reise war für mich von bleibendem Werte und bildete die Grundlage für mehrere meiner späteren Werke, wie „Schutzgeist von Oberammergau,“ „Zuggeist,“ „Musikant von Tegernsee“ u. s. w. Ich hatte die Schönheiten des Hochgebirges kennen gelernt. Mich interessierten aber auch die Leute, denn nirgends erkennt man deutlicher die Einwirkung der Landschaft auf die Individualität des Bewohners. Die Landschaft macht den Menschen, sie wirkt ein auf sein Denken und Fühlen, man kann den Menschen nicht von seiner Scholle, mit der er gleichsam verwachsen ist, trennen. Anderseits geben nicht die Berge und Seen, nicht Wälder und Fluren einer Gegend den ureigensten Charakter, sondern die Menschen. Auch der Dialekt schmiegt sich gleichsam der Landschaft an. Mir war die Mundart der Hochgebirgler geläufig, sie unterscheidet sich nur etwas in der Lautfärbung von jener des Bayerwäldlers. Dieser hat vorherrschend das „o.“ Der Wäldler sagt: „Er hot;“ der Hochgebirgler: „Er hat,“ wobei das „a“ mehr dem „oa“ ähnlich ist, also tiefes „a.“ Die Stammsilben sind sich gleich. Urwüchsiger, d. h. richtiger, scheint mir die Mundart im Bayerischen Walde zu sein. Aber ich erkannte es lebhaft, daß die Seele des Volkes in seiner Sprache lebt.

Neugestärkt durch die schönen Tage des Urlaubs trat ich mit dem Studienjahr 1860/61 wieder meinen Dienst im Korps an. In diesem Jahre wollte ich bei den Karnevalsvorführungen selbst als Autor auftreten. Ich schrieb den Text zu einem Vaudeville mit Ballett in zwei Aufzügen, betitelt: „Ein Kadettenstreich.“ Die Musik machte Herr Divisionssekretär Königer, welcher Schönschreiblehrer im Korps war; das Ballet inszenierte der königliche Hofballettmeister Fenzl. Es wirkten an 60 Kadetten mit. Die Hauptrollen waren in folgenden Händen:

Wucher, ein reicher Privatier . .	Gail (jetzt Hauptmann a. D.)
Hunger, Dorfschulmeister	Gessele (Oberl. a. D. und Vers.-Inspektor)
Blitz } Kadetten auf praktischen Übungen	Brößler (Oberstleutnant a. D.)
Sturm }	Willinger " " "
Hagel }	Haag (Generalleutnant Exzellenz)
Wetter }	Sondinger (Oberst a. D.)

Kadetten, Gespenster, Kobolde u. s. w.

Die Handlung teils vor, teils in der Nähe des Lagers der Kadetten.

Die Sache war von mir großartig angelegt und auch durchgeführt. Die Väter der Zöglinge Gail und Schwarzmann, beide Maler, stellten neue Dekorationen her, natürlich ohne dafür Konto zu machen, die Schneiderei des königlichen Hoftheaters mußte auf Befehl des Hoftheater-Intendanten von Frais die alten blauen Uniformen der Zöglinge mit weißen Aufschlägen versehen und die Röcke

durch zurückgeschlagene Schöße in Fräcke umwandeln. Trikothosen und schwarze Gamaschen wurden aus der Hoftheatergarderobe zu leihen genommen und Feldmützen mit roten Streifen aus Papier hergestellt. Die jungen Leute sahen in diesem Kostüm prächtig aus.

Man war allgemein auf diese Vorstellung gespannt, denn die Kadetten erzählten bei ihren Sonntagsausgängen mit Begeisterung davon. Der Zudrang war daher ein großartiger. Sämtliche junge Prinzen des königlichen Hauses waren anwesend, voran Kronprinz Ludwig; ferner Kriegsminister Lüder, General Frais, der Intendant des Hoftheaters und sonst viele der höchsten Personen der Residenz.

Der Erfolg des Stückes war ein ganz außerordentlicher. Die Musik hiezu war sehr schön und besonderen Effekt machte der große Schlußchor, welcher lautet: „Eine Stunde, froh entschwunden, — Ist uns mehr als Goldes wert, — Und wenn dieser Schatz gefunden, — Sei kein andrer mehr begehrt." — Ein Ballet mit militärischen Evolutionen nebst Schlußtableau unter bengalischer Beleuchtung beendete die Vorstellung.

Ganz besonders hatte sich Kronprinz Ludwig amüsiert und er wünschte, mir persönlich dies zu sagen. Deshalb rief mich General von Schuh in den Saal, wo mir nicht nur von dem Kronprinzen, sondern von allen anwesenden Generalen und von vielen Damen das größte Lob gespendet wurde. Unter anderm äußerte sich der Kronprinz, daß ihm das Schlußtableau so ausnehmend gefallen und fragte, ob sich das nicht photographieren ließe. Ich bejahte dies und erbat mir zugleich die Gnade, das Bild

Seiner Königlichen Hoheit überreichen zu dürfen, was der junge, schöne Prinz freudig genehmigte.

Das Stück wurde drei Mal gegeben und sogar die Kritik bemächtigte sich desselben in der „Augsburger Abendzeitung" und „Münchener Zeitung" und zwar in einer mir unverdient schmeichelhaften Weise.

Hofphotograph Josef Albert machte mir die photographischen Aufnahmen. Er that es mit Freuden, war ja sein Bruder ebenfalls Inspektionsoffizier und mein Freund. Ein großes Tableau überbrachte ich dann Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen und dem Prinzen Otto. Ich ward zu diesem Besuche an einem Sonntag Nachmittag in das Arbeitszimmer der Prinzen berufen. Diese und ihr Erzieher, Oberst von Orff, empfingen mich sehr freundlich. Das Bild fand großen Beifall und es währte nicht lange, so kam Königin Marie in das Zimmer. Sie war gegen mich sehr huldvoll, sagte mir, welch großes Vergnügen ich ihren Söhnen mit meinem Stücke gemacht und daß sie sich freue, den Verfasser kennen zu lernen. Dann meinte sie, daß sie mich sehr oft mit den Kadetten im Theater sehe und daß ich ein großer Freund des Theaters sein müßte.

Hierauf erwiderte ich: „Wenn mir's meine Leutnantsgage erlaubte, ginge ich wohl täglich ins Theater, da ich meine Zeit nicht besser zu verwenden wüßte, und die schönste Anregung für meine geistige Thätigkeit erhalten würde."

„Nun, das wäre wohl zu ermöglichen," sagte die Königin und nachdem ich ihr noch manches erzählen durfte, entließ sie mich in huldvollster Weise. Die Prinzen aber gaben mir eigenhändig ihre Photographien und reichten mir zum Abschied die Hand.

Jene Audienz war von großartigen Folgen. Ich erhielt andern Tages ein Billet von General Frais, dem Intendanten des Hoftheaters, mit der Bitte, ihn zu besuchen. Da erklärte er mir, daß ich auf Befehl Sr. Majestät des Königs einen Freiplatz im Hoftheater erhalten habe.

Nun, meine harmlose Komödie wird sich wohl rentiert haben! Ich besitze heute noch, nach 40 Jahren, diesen Freiplatz, welchen mir auch später König Ludwig II. und Prinzregent Luitpold überließen. Kleine Ursachen — große Wirkungen.

Der Besuch des Theaters war von jetzt ab mein größtes Vergnügen; ganz besonders schwärmte ich für die Oper. Sophie Stehle entzückte damals die Münchener und ganz besonders auch mich. Sie war die verkörperte Poesie. Ich wurde dadurch mit ihr persönlich bekannt, indem ich sie nebst ihrer Mutter zur Theatervorstellung im Korps einlud, welcher Einladung sie auch zum „Entzücken" aller Kadetten, die sämtlich in sie „vernarrt" waren, nachgekommen war. Bei jenem Besuche lernte ich den eben anwesenden Dichter Oskar von Redwitz kennen, der mir in liebenswürdigster Weise entgegen kam und mich einlud, ihn zu besuchen. Ich that dies auch recht bald und stand mit ihm bald auf so vertraulichem Fuße, daß er mich und Oberleutnant von Perizhoff zu sich bat, um uns sein neues Theaterstück „Die Gräfin von Brabant" vorzulesen.

Auch mit Moritz von Schwind kam ich öfters zusammen, ich besuchte ihn oftmals in seinem Atelier. Da sah ich die Entwürfe zu den Fresken der heiligen Elisabeth auf der Wartburg, welche der kunstsinnige Großherzog von Weimar von Grund aus restaurierte.

Die Legende dieser herrlichen Frau hat mich von da ab hoch interessiert. Schrieb ja auch mein Professor in Metten, Pater Ruppert Mittermüller, welcher später nach Andechs versetzt wurde, über diesen Gegenstand in seiner Chronik von Andechs. Wissen doch heute nur wenige, daß diese deutsche poetische Erscheinung, die heilige Elisabeth, einige Zeit auf Andechs verweilte, woher ihre Mutter stammte, daß dort noch heute ihr Brautmantel und Reliquien von ihr aufbewahrt sind und das Elisabethenbrünnlein nach ihr benannt ist. In meiner später geschriebenen Erzählung „'s Liserl" habe ich im allgemeinen diesen Stoff behandelt. Die Idee dazu erhielt ich in Moritz von Schwinds Atelier.

Bei General von Schuh ward im März dieses Jahres (1861) eine Privat-Theatervorstellung arrangiert, wobei mir die Regie übertragen wurde. Es wurden zwei Stücke gespielt: „Mit einander aufgewachsen" und „Die Frau mit dem Stelzfuße." Mitspielende waren:

Oberleutnant Malaise, Leutnant Freiherr von Brandt, Fräulein Lily Naus, Fräulein Franziska Naus, Leutnant Merkl, Fräulein Karoline Malaise. — Dann Gräfin Mercandin, Luise von Brandt, Leutnant Schmidt (als Dr. Dufour), Leutnant Freiherr von Brandt, Leutnant Baron Schott.

Als Gäste waren anwesend: Kriegsminister von Lüder, Oberstleutnant Baron Prankh (später Kriegsminister), Major Maillinger (später Kriegsminister), General Brodesser, General Neumaier, Oberst Malaise u. s. w. und viele Damen, worunter auch die Fräulein von der Mark.

Nach der gelungenen Vorstellung saß man beim Souper beisammen. Beim Nachtisch aß ich mit Fräulein Fran-

ziska Naus ein sogenanntes Vielliebchen, wobei der verlierende Teil als Buße ein Gedicht zu machen hatte. Der Verlierende war ich, doch war ich durch die Regie so ermüdet, daß ich bat, mir bis zum nächsten Jour in 8 Tagen zu dieser Dichterei Zeit zu lassen. „Damit ich nicht darauf vergesse," sagte ich, „mache ich mir einen Knopf ins Sacktuch." Das that ich und Fräulein Naus bestimmte, der Titel der Dichtung soll heißen „Der Knopf im Sacktuch."

Meine Phantasie war damals eine sehr rege und binnen 24 Stunden war „Der Knopf im Sacktuch" als Schwank in 2 Aufzügen fix und fertig. Die Hauptperson darin ist der vielgeplagte Gelegenheitsdichter Reimdich und den Konflikt bildet das Vielliebchen, durch welches Verwirrungen in Menge entstehen.

Diese Arbeit sollte am nächsten Mittwoch die Schuh-Gesellschaft sogar gedruckt zu Handen erhalten. Die Druckerei von Wolf und Sohn that mir den Gefallen und lieferte mir bis dahin hübsch broschierte, mit farbigem Umschlag versehene Exemplare, womit ich denn auch die Aufgeberin, Fräulein Naus, sowie alle Anwesenden höchlich überraschte, vorerst natürlich nur durch die Blitzdichterei und das fertige Buch — über den Wert der Dichtung sprach man sich erst bei nächster Gelegenheit aus. Man fand das Stück für recht lustig und humorvoll. Selbst der alte General Von der Mark, dem es seine Töchter zu lesen gaben, sagte mir, daß ihm diese Lektüre viel Spaß gemacht und er herzlich gelacht habe. Wer sich dieses strengen und ernsten Mannes erinnert, wird zugeben, daß ein solches Lob von ihm geradezu eine Merkwürdigkeit war. Aber man glaube ja nicht, daß ich mir auf diese Dichtung etwas eingebildet. Schon nach wenigen Wochen

dachte ich nicht mehr daran und war ich nicht wenig überrascht, als eines Tages Herr Baron von Poißl zu mir kam und mich ersuchte, den „Knopf im Sacktuch" in der „Ressource" aufführen zu dürfen. Natürlich gab ich ihm sofort so viel Exemplare, als er wollte und am 21. Juni 1861 war die Vorstellung. Ich ging mit meinem Vater hin und traf dort auch den Hofschauspieler Ferdinand Lang.

Der erste Teil des Programms bestand in Musik und Deklamation, der zweite enthielt mein Stück. Es war ein riesiger Erfolg. Man lachte ohne Unterlaß und rief mich zum Schlusse wohl zehnmal vor die Rampe. Herr Lang riet mir, das Stück sofort beim Hoftheater einzureichen; er wolle sorgen, daß es gegeben werde. Kurz, meine Eintagsarbeit hatte Glück! Mein Vater hatte sich auch recht amüsiert und verschmerzte infolgedessen gerne die Bezahlung des Kontos aus der Druckerei, die ich ihm großherzig überlassen hatte.

Die folgenden Herbstferien wollte ich dem Bayerischen Walde widmen. Ich hatte ihn über dem Hochgebirge und meinem dramatischen Scherze nicht vergessen. Im Gegenteil schrieb ich hin und wieder Feuilletons in verschiedene Blätter, um die Aufmerksamkeit für den „Wald" anzuregen, welcher durch die Erbauung der „Ostbahn" endlich, wenn auch nur teilweise, mit der Welt in Verbindung gebracht werden sollte. Eine neue Waldkarte von Kupferstecher G. Glas gab mir wiederholt Veranlassung dazu.

Zur Erweiterung meiner kulturellen Studien sollte nun auch die heurige Ferienreise benützt werden und hatte ich als Endziel Lohberg im bayerischen Walde gewählt, wo inzwischen mein Freund Michael Meidinger als Schullehrer und als Buchhalter der Schrenkschen Glasfabrik

fungierte. Dieser nahm regen Anteil an meinen Arbeiten, schickte mir viele Seiten mit Schnaderhüpfeln und lustigen Vorkommnissen beschrieben und wußte in unerschöpflicher Weise, wenn auch mit Jägerlatein untermischt, zu erzählen. Deshalb folgte ich gerne seiner Einladung auf „seine Burg" in Lohberg, wie er das auf einer Höhe gebaute Schulhaus nannte.

Zur Reise dorthin wählte ich dieses Mal den „Untern Wald." Ich reiste am 9. August über Landshut nach Eggenfelden, wo sich meine Schwester mit dem Rechtskoncipienten Wolfring verlobt hatte, und von hier über Vilshofen nach Passau. Von da aus ging es per pedes dem „Walde" zu.

Ich gelangte auf dem alten „goldenen Steige", der von Passau nach Prachatitz führte, und dessen Geschichte mich lebhaft interessierte, bis nach Freyung, wo ich die „Buchbergerleite" besuchte. Dieses wildromantische Felsenthal, durch welches sich der Saußbach schäumend seine Bahn bricht, ist geradezu großartig und giebt den schönsten Partieen im Hochgebirge nichts nach. Am Ausgange der Schlucht und zu Füßen der Ruine Buchberg steht die Buchberger Mühle. Hier erquickte ich mich mit saurer Milch und ließ mir von zwei sogenannten Pfenninggeigern, die oben bei den „Pfenninghäusern" auf dem Hochplateau des Grenzkammes zu Hause waren und von Haus zu Haus zogen, etwas aufspielen. Es war ein alter Mann mit einem jungen Buben.

Der goldene Steig, an welchem die „Pfenninghäuser" liegen und diese Geiger wurden späterhin das Motiv zu meiner Erzählung „Am goldenen Steig." (2. Band meiner

Gesammelten Werke im Verlag von Enßlin & Laiblin in Reutlingen.)

In Freyung traf ich auf der Post mehrere Touristen, welche zum ersten Mal den bayerischen Wald besuchten und von seinen Schönheiten geradezu überrascht waren. Sie wollten am nächsten Tage den Dreisesselberg und den Plöckenstein-See besuchen, welchen Adalbert Stifter in seinem „Hochwalde" so schön beschreibt. Gern hätte ich mich ihnen angeschlossen, aber mein Programm war für dieses Mal, dem Grenzgebirgskamme von hier aus aufwärts zu folgen und den mir noch unbekannten Rachelsee zu besuchen. Aber der Hinweis auf Adalbert Stifters Hochwald war mir ein Fingerzeig, wie durch derartige, in Form von Unterhaltungslektüre abgefaßte, landschaftliche Schilderungen das Publikum sich am ehesten für eine Gegend interessiert und sie kennen zu lernen wünscht. Und für den bayerischen Wald hatte sich bis jetzt noch keine Feder eines Novellisten gerührt! Mein Entschluß war gefaßt. Nicht in dramatischen Versuchen, so sehr ich mich auch zu diesem Zweige der Dichtung hingezogen fühlte, wollte ich ferner meine freie Zeit vergeuden, sondern Land und Leute meiner Heimat wollte ich schildern mit all der Herzenswärme, die ich für diese schöne Heimat hatte, und wie Adalbert Stifter die Leser bewog, nach dem Plöckenstein-Hochsee zu wandern, so wollte ich meine zukünftigen Leser mit all den Schönheiten des „Waldes" vom Dreisesselberg bis hinauf zum Passe von Neumark in landschaftlicher, kultureller und ethnographischer Hinsicht bekannt machen. Der bayerische Wald sollte von nun an keine terra incognita mehr sein.

Warum ich die desfallsigen Arbeiten bis jetzt noch

nicht unternommen? Weil ich erst alles wieder gründlich kennen lernen wollte. Die Erinnerungen aus der Jugendzeit konnten mich täuschen. Mit gereiftem Urteile durchwanderte ich nunmehr das heimatliche Gebirge und hielt die Eindrücke lebhaft in meinem Geiste fest, die Landschaft und Leute auf mich machten. Es überkam mich wie ein Vorgefühl, daß ich dazu berufen sei, der Apostel des bayerischen Waldes zu werden.

In solch schöner Begeisterung marschierte ich von Freyung gegen St. Oswald zu. Die Straße läuft am Hange des Grenzgebirges in sehr erhöhter Lage. Man hat eine wunderschöne Fernsicht zur Linken nach saftig grünen Wiesenthälern und tannendunklen Bergketten, zur Rechten nach dem Lusen und Rachel, während von vorne aus weiter Ferne der Arber herein grüßt. Es ist eine alpine Landschaft, wie sie nicht schöner gedacht werden kann. Immer mehr bergan steigend, führt die Straße nach Hohenau und St. Oswald, wo sich ein altes Klösterlein befindet. Die Herzoge von Bayern kamen vor Zeiten öfters in diese Gegend zur Bärenjagd. Ein wunderthätiges Brünnlein, das St. Oswaldbrünnlein, quillt unter dem Hochaltare der Kirche hervor. Sein Wasser soll für Augenleiden helfen. Ich wusch mich auch damit. Oberhalb des Klosters, zunächst des Friedhofes, warf ich mich unter einer breitästigen Buche ins Gras, um Rast zu halten. Von hier aus schaut man weit hinaus über die ganze Bergkette des oberen Waldes, den Vorwald und bei heiterer Luft hin bis zu den Alpen. Dies war heute der Fall. Nachdem ich mich noch im Gasthause mit Speise und Trank gestärkt, nahm ich mir einen armen Mann als Führer mit zum Rachelsee und Rachel. Längs des mit dumpfem

Brausen über wuchtige Granitblöcke herabstürzenden Seebaches ging es aufwärts, oft über ein Gewirr übereinander gestürzter Bäume und ein fast undurchdringliches Dickicht. So kamen wir nach etwa dreistündiger Wanderung an den abgelegenen, gespenstigen Rachelsee mit seinem tiefschwarzen, düsteren, von nie berührtem Urwald umrandeten Wasserspiegel. Ich ließ mich auf einen Granitblock nieder. Es war mir, als zöge ein geisterhaftes Rauschen und Sausen über die Wipfel der Waldriesen. Wie ein riesiges schwarzes Auge blickte mir die unheimliche Flut aus dem tiefen, teilweise felsenumsäumten Kessel entgegen, den niemals ein wärmender, freundlicher Sonnenstrahl bescheint, kalt und grauenvoll.

Mein Führer, der mir schon auf dem Herwege manches Interessante erzählt, wußte auch jetzt auf meine Frage, was es über den See für „Sagmandeln" gebe, Bescheid. Er erzählte mir, daß der Teufel darin hause, außerdem noch drei verwunschene Fräulein, von denen eine die Böse ist. Diese soll eine Magd mit ihrem Pantoffel erschlagen haben und nun steigt sie in jeder Sonnwendnacht um die Mitternachtsstunde aus dem See und legt auf einen schwarzen Granitstein zwei eiserne Pantoffel. Nach einer Weile verschwindet sie mit den anderen Jungfrauen wieder in der unergründlichen Tiefe des Sees. Vor alter Zeit will sie ein Hirte beobachtet und gesehen haben, daß der obere Körper dieser Jungfrau weiß, der untere schwarz war. Von da ab getrauten sich die Waldhüter nicht mehr in die Nähe dieses Sees, denn sie fürchteten sich vor den „gschecketen Fraaln", die veranlassen, daß sich das Vieh hier jedesmal in dem den See umgebenden Urwalde verirrt.

Auch von Fischen ohne Augen wußte er zu erzählen, die

in der Tiefe des Sees wohnten. — Und was er erzählte, das glaubte der Mann auch.

Dann ging es den steilen Pfad über die Seewand hinauf zur kahlen Felsenspitze des Rachel. Sonnenschein war wieder über mir und mich entzückte die Großartigkeit der schönen Welt, welche von hier mein trunkenes Auge umspannte.

Der Abstieg erfolgte gegen Spiegelau zu, nachdem ich meinen Führer entlassen. Es geschah in Gesellschaft von mehreren Touristen aus der nächsten Umgegend, Lehrern und Geistlichen. Mein Nachtlager schlug ich in Klingenbrunn auf in dem Gasthause des Herrn von Mayer, wo ich in Gesellschaft einiger Studenten einen sehr heiteren Abend verlebte.

Am andern Morgen, es war ein Sonntag, machte ich mich frühzeitig auf die Beine und gelangte über Frauenau und Flanitz nach Zwiesel. Nachmittags machte ich einen Besuch bei Steigerwald in Rabenstein, wo ich Oberst Buz vom Genieregiment und dessen Gemahlin, sowie Fräulein von Asch (von der Schuh=Gesellschaft) traf und mich als gern gesehener Gast sehr amüsierte. Ich wollte an diesem Tage noch nach Waldhaus, um von hier aus am nächsten Tage den Falkenstein zu ersteigen und den Urwald dort zu besichtigen. Aber in Regenhütte, wo ich dem Revierförster Hörmann, an den ich empfohlen war, einen Besuch machte, ward ich so lange aufgehalten, daß mir nichts anderes übrig blieb, als dort im Wirtshause zu übernachten. Der liebenswürdige Revierförster und dessen Schwester bemühten sich, mir einen vergnügten Abend in ihrem Hause zu bereiten, ich erhielt ein köstliches Gericht

von Aschen, welche hier im Arberseeabfluß in seltener Güte vorkommen.

Am andern Morgen begleitete mich ein Revierjäger nach Waldhaus und auf den Falkenstein. Da lernte ich die ganze Schönheit und Großartigkeit eines „Hochwaldes“ kennen. So etwas muß man selbst sehen, es läßt sich nur schwer schildern. Das fand ich im Hochgebirge nicht und alle, welche den „Wald“ kennen lernen wollen, sollten hieher wandern, damit sie einen Begriff bekommen, was ein Hochwald ist. Bewunderte ich voriges Jahr im Wetterstein die himmelhohen, nackten Felsen, diese weißen, riesigen Totengerippe einstiger mit Humus bedeckten Berge, diese Bergruinen, welche man besonders in Tirol, wo die Abschwandung des Holzes in der unsinnigsten Weise stattgefunden hat, allüberall antrifft, so erquickte ich mich jetzt an dem grünen, ewig jungen Hochwald. Bei jedem Baumriesen hätte ich bewundernd stehen bleiben mögen. Solche Fichten, solche Tannen hatte ich mein Lebtag nicht gesehen, auch nicht am Rachelsee. Dabei die feierliche Stille, nur leises, geisterhaftes Rauschen in den Wipfeln, zu welchen man nur mit weit zurückgebogenem Kopfe aufblicken kann.

Jetzt bat mich mein Führer, hinter einem Baume ruhig stehen zu bleiben. Er nahm sein Gewehr von der Schulter und dann eine messingene Pfeife, sogenannte Blatte, aus der Tasche. Damit „blattete“ er, d. h. er blies hinein und brachte einige dem Rufe der Rehgeiß ähnliche Töne hervor. Darauf deckte er sich ebenfalls durch einen Baumstamm.

Es währte nur wenige Augenblicke, so hörte man über den Hang herab ein Gepolter; es war ein Bock, der in mächtigen Sprüngen daherkam, dem vermeintlichen Rufe

des Weibchens zu folgen. Schon war er ganz nahe; ich konnte erkennen, daß es ein prächtiger Sechsender war. Da ein Knall! Und kopfüber stürzte der Ankömmling, der arme betrogene Kerl zusammen. Sein Totenlied war ein Juhschrei des glücklichen Schützen. Wie schön war noch vor wenigen Augenblicken sein freies Leben in dem herrlichen Hochwalde gewesen! Es verstimmte mich etwas und doch hätte ich gewünscht, daß ich der glückliche Schütze gewesen wäre.

Der Jäger merkte das und meinte, „weiter oben, wo der Urwald angeht, nehmen Sie meine Bix und ich blatte Ihnen einen zweiten Bock her. Ich weiß einen guten Platz. So geschah's auch. Ich setzte selbst das Zündhütchen auf den Piston und hielt das Gewehr in Bereitschaft. Der andere blattete, in der That polterte ein Bock heran, er war auf Schußweite, ich drückte los, aber — es knallte nicht. Das Zündhütchen versagte. Der Bock blieb auf den Patsch einen Moment verhofft stehen. Aber er hatte nicht die Gefälligkeit, zu warten, bis ich den zweiten Hahn der Doppelflinte gespannt hatte, denn mich sehen, einen Seitensprung machen und marschaus! war ein Moment.

„Alle Teufel!" fluchte ich; der Jäger aber meinte:

„Zu was hat man denn eine Doppelflinte. Er ist Ihnen ja schier ins Rohr eini g'loffen!"

„Warum haben Sie so schlechte Zündhütchen!" entgegnete ich lachend, meinen Aerger unterdrückend. Es hätte mich doch höchlich gefreut, den Bock zur Strecke zu bringen.

Aber nun kam der „Urwald" und meine ganze Aufmerksamkeit war auf diesen gerichtet. Ich glaubte mich in einen Cooperschen Roman versetzt. So, gerade so stellte ich mir die Schauplätze vor, auf welchen sich seine Indianer-

geschichten teilweise abspielen. Nichts fehlte, als die wilden Tiere. Wenn man von der Schönheit des Hochwaldes, welcher unter forstmännischer Bewirtschaftung steht, plötzlich hierher gelangt, wo der Wald sich selbst überlassen bleibt, wo keine Menschenhand eingegriffen hat, so ist man im ersten Augenblicke nicht gerade entzückt. Nach und nach aber überkommt einen doch ein heiliges Staunen über das Leben und Weben, Aufbauen und Zerstören der Natur. Hier scheint ein Leichengarten von gefallenen, vermoderten Bäumen zu sein, dort stehen riesige Tannen mit langen, grauen Moosbärten. Gerippähnliche, von der Rinde entblößte Stämme stehen zwischen Felsblöcken, die mit allem möglichen Gestrüpp umwachsen sind. Hier liegt ein entwurzelter Baum, der im Sturze andere mit zu Boden schlug. Dann wechseln wundervolle Gruppen von Nadel- und Laubholz, Buchen und Ahorn und Eschen mit fast haushoch übereinander liegenden, durch Windbrüche entwurzelten Bäumen. Hier ist's nicht so still, wie im Hochwald; man vernimmt fortwährend ein Knistern, ein Zusammenbrechen, ein Abbröckeln von Rinde, ein Fallen der Tannenzapfen. Es arbeitet die Natur, sie zeigt uns Tod und Leben, Werden und Vergehen. Wie fühlt man sich da beim Anstaunen all dieser Größe so winzig klein, so gar nichts. Was man fühlt, vermag man nicht einmal auszudrücken. Man schaut nur und schweigt.

Mein Begleiter hielt dieses Schweigen für Verdruß über den mißglückten Schuß und er schlug vor, jetzt den Aufstieg zum Falkenstein zu machen. Ich war's zufrieden. Der Jäger kannte sich gut aus. Ich mußte freilich springen wie nochmals ein Turner, von Fels zu Fels; manchmal setzte ich den Fuß auf einen am Boden liegenden Baum-

stamm und sank bis über das Knie in die vermoderte Kanne, aber das genierte mich nicht. Endlich kamen wir wieder auf einen gangbaren Steig, auf welchem wir zur Höhe des Berges gelangten. Eine außerordentlich schöne Aussicht belohnte die verhältnismäßig geringe Mühe des Ersteigens.

Wie von der Rachelspitze sah man auch hier weit hinein in das schöne Böhmerland. Die Abdachung des Gebirges nach Osten ist eine viel kürzere, als nach der westlichen, der bayerischen Seite hin. So kommt es auch, daß von dem böhmischen Hochplateau aus gesehen die Höhen des Grenzgebirgskammes mehr als Hügel erscheinen. Besonders interessierten mich die großen, weiten Moos- und Moorflächen, die unerschöpflichen Wasserbehälter des Waldgebirges, welche auch die Ursache der schwarzen Farbe sind, welche alle Wasser dieses Gebirges auszeichnet.

Mein Führer, der Revierjäger, machte mich auf einen anscheinend unbedeutenden Hügel, etwa fünf Stunden entfernt, aufmerksam, nämlich den St. Güntherfelsen. Am Fuße desselben steht die Klause des seligen Gunderi, des ritterlichen Eremiten, welcher einst mit wenigen Laienbrüdern durch die Wildnis den „Günthersteig“ gebahnt, dort wo jetzt die Straße von Kloster Rinchnach über Eisenstein nach Gutwasser, am Fuße des Güntherfelsens liegend und dann weiter ins Böhmerland führt. Der Böhmenherzog Bretislaw kam selbst zu dem frommen Manne, der in den Armen dieses Fürsten starb, wie ein Bild in der Kapelle dort zeigt.

Ich nahm mir vor, zu gelegener Zeit diesen Güntherfelsen zu besuchen; er übte eine ganz besondere Anziehungskraft auf mich aus. Doch kam ich erst nach

vielen Jahren dazu und bildete dann derselbe den Schauplatz des ersten Kapitels meiner Erzählung „Die künischen Freibauern."

Eine Flasche Wein und ein Stück Wildbret hatte der gastliche Revierförster dem Jäger für mich mitgegeben und sie wurden jetzt mit Vergnügen ihrer Bestimmung zugeführt. Dann aber ging es an den Abstieg. Im Gasthause Waldhaus ward Mittag gemacht und nachdem ich mich von meinem freundlichen Führer verabschiedet, ging es Bayerisch-Eisenstein zu.





18. Lohberg.

Damals gab es noch keinen Bahnhof Eisenstein. Bei Elisenthal zweigt der Weg von der Hauptstraße nach Bayerisch-Eisenstein ab. Elisenthal ist eine berühmte Spiegelglasfabrik, vormals Herrn von Hafenbrädl gehörig. Weit ausgedehnte Fabrik- und Arbeiterhäuser befinden sich hier. Der Ort gehört zu Böhmen. Ein Wirtshaus steht an der Straße, wo sie nach Bayerisch-Eisenstein abzweigt. Ich wollte an jenem vorübergehen, als ich durch einen freudigen Zuruf des Lehrers von Lohberg aufs angenehmste überrascht wurde. Er hatte mich hier erwartet, da er genau mein Reiseprogramm kannte. Ich war über seine Aufmerksamkeit sehr erfreut und wir tranken sofort den Willkommstrunk in echtem Pilsener. Dann aber machten wir uns auf den Weg, um noch rechtzeitig nach Lohberg zu kommen, wo meiner, wie Michel (Michael Meidinger ist bekanntlich der Name des Lehrers) mir kund und zu wissen that, ein prächtiges Abendmahl harrte, bestehend in einem gebratenen Huhn und Forellen. Außerdem habe er Rehwildbret in der Beize. Krebse in riesiger Größe seien vorrätig, „Anterln und Ganserln“ freuen sich schon, für mich geopfert zu werden, und meine Leibspeise, den „Ritschitatschen“ könne ich mir bestellen, so oft ich wolle. Dann machte er mir zu wissen, wie meine Feuilletons über den „Wald“ überall die größte Anerkennung hervor-

gerufen, und man sich freue, mich begrüßen zu können, besonders, sagte er, freue sich Herr Schrenk, der Hüttenbesitzer von Lohberg, auf meine Bekanntschaft.

Meidinger war ein ziemlich beleibter Mann mit einem runden, feisten, stets heiteren Gesichte, dem der Schalk aus den Augen lachte. Sein Durst war sein treuester Freund. Er hatte einen unverwüstlichen Humor, einen unerschöpflichen Vorrat von Schnadahüpfeln, die er oft stundenlang unter Guitarrebegleitung zum Gaudium der Gesellschaft vortrug und wußte Anekdoten die schwere Menge. Er dichtete sich freilich vieles selbst zusammen, aber es hatte alles Hand und Fuß, und erzählen konnte er, daß es eine Freude war, ihm zuzuhören. Da er wußte, daß ich mich für alles, was den Wald betraf, interessierte, so sammelte er für mich, wie er sich ausdrückte, „einen Hut voll nach dem andern" und schrieb alles auf, was er für mich wissenswert hielt. Ich brachte in seiner Gegenwart mein Notizbuch nicht aus der Hand, denn es kam oft vor, daß er das netteste Zeug, was ihm der Augenblick eingab, wieder vergaß, oder doch nicht mehr so wiedergeben konnte, wie es ursprünglich geschehen.

So plauderte er auch jetzt in der köstlichsten Weise, als wir selbander den Weg über den Prenet machten, d. i. der Sattel, welcher den Arberstock mit dem Künischen Gebirge, dem Ossa verbindet, und den Uebergang von Eisenstein nach dem Lammerer Winkel bildet. Es ist ein prächtiger Steig, von welchem man süd- wie später nordwärts die herrlichsten Ausblicke hat. In der Nähe der Höhe des Sattels liegen die sogenannten Zwölfhäuser, von denen mir mein Begleiter sofort zu erzählen wußte. Es sind wahre Vorkommnisse, „so sagt der Meidinger," und ich

habe sie später in altbayerische Verse umgemodelt. Der Kürze wegen lasse ich dieselben in dieser Form hier folgen:

A lustige Leich.

„D' Zwölfhäuser" hoaßt ma' d' Aanschichthöf,
Dö z' naachst am Arwa g'leg'n,
Da kann ma' in der Winterszeit
Nöt hin, 'n Schneefall z'weg'n.
Da müassen's für a Nahrung sorg'n,
Für draahte Spa' von Buch'n,
Und dromet auf 'n Boden ham's
An' Vorrat Totentruch'n.
Und wenn dö gfeiert dromet stehn,
So brauchen's es als Magazin,
Da hams a G'selchts und Scharrnbladln
Und Äpfelspeiteln, Kletzen drin.
Da san's oft trauri beinanand,
D' Sogmannl san bal aus,
So spinna's halt von fruah bis spat
Und wirka Lei'wad draus.
Und wenn's koan nuir Kalender ham,
Na' wissen's nöt, wie's dran,
Leicht glaabn's, es is da Leitmeßtag,
Daweil's Sebastian. —
Da hat amal da Büchlsepp
Pfüat Gott g'sagt der verschneibten Welt,
Den ham's in so a Truch'n g'legt
Und zu dö andern zurig'stellt.
Im Auswärts ham's 'n einig'fahrn
Naf d' Lam, begraben's z'wegn;
A so a schöne Leich hat ma'
Im Winkel lang nöt g'sehgn.
Drui Pfarrer stehnga durt am Grab,
Sei' Froandschaft und Verwandten,
Dö flenna, schrei'n und klagn gradaus,

Dazua spieln d' Musikanten,
Und alles schaugt mit traurin G'sicht;
Wie's iatz 'n Seppen thean ins Gra,
Da reißt a Strick und plumps! Da stürzt
Die Totentrucha gaachs hina';
Da Deckel springt von selba aaf,
Und außa -- Dös Entsetzen!
Fallt nöt dö Leich vom Büchlsepp —
Draus kugeln lauta Kletzen.
As Bet'n, 's Klag'n und 's Musizieren
Hörn's aaf bei so an' Kracha,
Und wie's da nix als Kletz'n sehgn,
Hams alle ang'fangt's lacha.
„Dö Trucha is vowechselt worn,
Laaft's hoam und holt's die Rechte vür!"
So schreit da Pfarrer, „und zur Straf
Zahlt's ma heunt zwoamal d' Stollgebühr!"
Dieweils 'n holn, ham's grad vier Stund
'n Leichatrunk ei'bracht,
Ham Schmalzla gschnupft und diskutiert,
Und g'stritt'n, g'sunga, g'lacht.
Und wiar d' Leich alsdann kemma is,
San's schnell in Freithof g'loff'n
Und ham nöt bsunders Umständ g'macht: —
Dö Klägaschaft war b'soff'n."

Ein eigenes Erlebnis Meidingers ist folgendes:

Die alt Adl.

Amal, so hat mei' Freund dazählt,
Is selm mir ebb's passiert,
Wie mi so geg'n Auswärts hi'
Der Weg durt aaffi führt.
Hon denkt, es kunnt scho' apper sein,
Da Gangsteig waar scho' g'macht:
Da fangt's auf oamal 's Stöbern o',
's wird umadum ganz Nacht.

Mei' Pudel, der mir nachi g'rennt,
Is gscheita gwen wie r i,
Er weist mir ganz genau die Spur
Zum Woferlbauern hi'.
Draus stürmt's und waaht's 'n Schnee haushoch,
Hoam kunnt i nimmer tracht'n,
So muaßt i halt, wohl oder weh,
Beim Woferl übernachten.
Zwoa Betten in der obern Stub'n
Stelln's gastfreundli mir frei,
Und wie r i mi hon niederg'legt,
Hon i aa g'schlaf'n glei,
Da fangt mei' Karo 's winseln a'
Und winselt in oan Trumm,
Er kuscht si nimmer, bellt und knurrt,
Bis ma dö Sach wird z' dumm.
I mach a Liacht, sehg wia da Hund
Aafs Nachbarbett hin schaugt,
Und denk ma, 's muaß was b'sunders sei',
Was eam duraus nöt taugt.
Vielleicht a Katz — kann sei' a Maus,
Moan i — glei kimm i drauf —
Und lupf vom andern Bett schö' sacht
Dö schwaare Ducket auf. —
„Mari und Josef! hon i gschrien,
„Äs Heilin steht's mir bei!"
Denn drinnet liegt wia Boa' dafrört
Und tot a stoa'alts Wei'!
No', für an' söchan Nebenschlaf,
Da saget i schön Dank! —
Und hon mi in der untern Stub'n
Drauf g'legt auf d' Ofenbank. —
Der Woferl fragt mi in der Fruah,
Was mi heunt nacht scheniert,
Daß i gaachs von der obern Stub'n
Da awa bin marschiert.
I sag's — drauf nimmt a eam a Pries

Und lacht dann als wia b'sess'n:
„Auf d' Adl ommet — Jesses ja!
Da ham ma ganz vogess'n!"

Diese Erzählungen Meidingers, der mit dem allbekannten Joh. Valentin „Meidinger", dem Frankfurter Anekdotensammler nicht nur den Namen, sondern auch dessen Erzählertalent mit und ohne Latein sehr viel Aehnlichkeit hat, suchte ich auf der Heimreise im Eisenbahnwagen in obige Verse zu modeln. Dichtungen sollen es nicht sein. Sie waren nur bestimmt, in meiner Abendgesellschaft im Herrenkreise vorgetragen zu werden, wie viele andere, die ich schon verbrochen seit vielen Jahren. Für Dichtungen hielt und halte ich diese Erzeugnisse niederen Humors überhaupt nicht, sondern meist nur für auf eine lustige Pointe zusteuernde Reime. Der Dialekt, die Mundart unseres Volkes ist doch nicht nur zu Hanswurstiaden da! Weiß man denn nicht, daß aus der Mundart des Volkes Seele spricht, daß man durch die Mundart das menschliche Herz berühren kann, durch tiefe und innige Seelenschilderungen? Daß man nur durch die Mundart in das Verständnis der Volksseele und ihres Lebens und Webens einzudringen vermag? Bei Dialektgedichten solcher Art sollte vor allem das Gemüt ergriffen werden. Man denke nur an Kobell! Doch nun weiter!

Längs des vom kleinen Arbersee herabstürzenden Weißen Regens wanderten Meidinger und ich gen Thal, dem herrlich gelegenen Sommerau und Lohberg zu. Niemand kannte diese Orte damals noch, als jene, die dort geboren waren. Heute ist das anders und das war, ich darf es wohl sagen, zumeist mein Werk!

Bis auf die Thalöffnung des „weißen Regen" ist

Lohberg und das nahe Sommerau rings umschlossen von herrlichen Waldbergen, über welche der Arber, der doppelköpfige Ossa und das Zwergeck emporragen. Ein herrliches Grün erfreut das Auge überall und wölbt sich ein blauer Himmel über diesem sogenannten „Winkel", so bietet sich ein herzerquickender Anblick dar. In dieser Gegend sind die „Holzfürsten" daheim, die Tausende von Tagwerken ihr eigen nennen. Die Waldungen, welche vor nicht allzu ferner Zeit fast gar keinen Wert hatten, deren schönste Stämme zu Pottasche verbrannt wurden und welche das Holz für die Glashütten lieferten, gewannen allmählich an Wert. Die Holzbauern hatten ehedem das Holz im Kontrakte zu lächerlich billigen Preisen an die Glashütten verkauft, ich weiß aus meiner Jugendzeit, daß die Klafter weiches Holz 36 Kreuzer kostete. Im Jahre 1861, da ich zum ersten Mal wieder seit meiner Jugendzeit in Lohberg war, kostete sie im Kontrakt, d. h. in großen, bestimmten Massen lieferbar, wie es die Glashütten beziehen, 1 Gulden 48 Kreuzer auf den Platz gestellt; die Klafter Buchenholz kostete 3 Gulden. In gewöhnlicher Lieferung waren die Preise 3 und 4 Gulden, je nachdem weiches oder hartes Holz. Zu jener Zeit wurden aus dem Lammerer Winkel über 100 000 Stück Blöcher aus Privatbesitz im weißen Regen getriftet. Ein Bloch ist 10 einhalb Fuß oder 12 Fuß lang und kostete das Fluder, das ist 52 Blöcher oder 46 Blöcher (je nach der Länge) 100—150 Gulden. Die Preise steigerten sich aber mit der Zeit, die Holzbauern wurden wohlhabende Leute, und solche giebt es rings im Winkel. Als in Lohberg eine neue Kirche gebaut werden mußte, welche auf 100 000 Gulden veranschlagt war, ward das Geld hiefür von 3 oder 4 solchen

Holzfürsten allein hiezu geschenkt. Nachdem aber der Kostenvoranschlag um etwa 20 000 Gulden überholt wurde, deckte diese Summe sofort der Brauerei- und Waldbesitzer Kellermeier in Lohberg. Aber auch für den Pfarrer ward ausreichend gesorgt. Das sind doch noble Bauern! Viele rissen ihre alten Holzhäuser nieder und bauten sich neue, teilweise ganz prächtige Wohnungen. Arme Leute, welche etwa der Gemeinde zur Last fallen, giebt es da drinnen überhaupt nicht. In den Waldungen und den verschiedenen Fabriken giebt es Sommer und Winter Arbeit in Fülle und die Leute leben ungemein einfach. So hielt ich jenen früher so verrufenen Winkel für ein gesegnetes, glückliches Stück Erde und ich erinnere mich nicht leicht eines fröhlicheren Aufenthaltes, als es jene paar Wochen waren, welche ich dort verlebt.

Der Abend war hereingebrochen. Violette Schatten hatten sich in langgezogenen Flächen über die Bergrücken ausgebreitet und hineingelegt in die Mulden und Thäler. Herrlich war der südliche Hang des Hohenbogen wie mit Purpur übergossen. An diesem meinem Heimatsberge hafteten mein Auge und Herz und ich schickte in Gedanken einen Gruß hinüber zu meinem jenseits desselben gelegenen Geburtsorte Eschlkam. — Es dämmerte, als wir in Lohberg ankamen.

Ein Kranz aus grünem Tannengezweig, untermischt mit bunten Blumen, umgab das riesige „Willkommen!“ über der Thüre des Schulhauses, womit mein Empfang geehrt wurde. Die junge Frau des Lehrers mit ihren Kindern, einem Buben und zwei kleinen Mädchen zur Seite, begrüßte mich herzlich und führte mich in die „schöne Stube,“ welche für mich bereit war. Das bald zurecht

gerichtete Abendmahl entsprach vollauf dem bereits angekündigten Menu und war mir nach den großen Anstrengungen des heutigen Tages sehr erwünscht.

Doch sollte ich noch nicht ausruhen dürfen. In Anbetracht, daß heute in der Glashütte gearbeitet wurde und ich noch nie Gelegenheit gehabt hatte, die Fabrikation des Spiegelglases mit anzusehen, machten mein Wirt und ich uns alsbald wieder auf den Weg zu der vom Schulhause etwa einen Kilometer entfernten, unten am Regenbach gelegenen Hütte, welche Franz Schrenk in Pacht hatte. Es war bereits völlig Nacht, doch der Himmel strahlte im schönsten Sternenglanze. Am Ziele angelangt, traten wir erst in die Wohnung des Hüttenherrn, wo man uns längst erwartet. Frau Schrenk und ihre Kinder, es waren ihrer ein halbes Dutzend, begrüßten mich aufs freundlichste und schmiegte sich namentlich der kleine Wenzel sofort an mich an. Er hatte sich freilich den erwarteten Leutnant in Uniform vorgestellt, aber nach dieser ersten kleinen Enttäuschung nahm er mich auch in meinem Touristenanzug bald für voll.

Die Stube im Erdgeschosse des Herrenhauses diente zugleich als Kantine für die Arbeiter und andere Leute, welche mit der Fabrik zu thun hatten. Doch hielt sich die Schrenksche Familie mit Vorliebe hier auf. Nun wollte ich auch den Hüttenherrn kennen lernen, der selbstverständlich zur Zeit der Arbeit in der Hütte anwesend war. Dorthin begaben wir uns.

In dem von glühenden Oefen erhellten Gebäude herrschte ein sehr geschäftiges Treiben, wozu die in dem großen Raume herrschende Stille eigentümlich abstach. Man hörte nur das Knistern des Feuers und das Abschlagen

von fertigen Glaszylindern, denn bei der Glasmacherei giebt es während der Arbeit gar keine Zeit zum Plaudern. Die Kleidung der Glasmacher ist wegen der großen Hitze in der Nähe der Oefen äußerst einfach und besteht in einer Schirmmütze aus Stroh, einem Hemde, einer leinenen Hose, weißer Schürze und in Pantoffeln. Mittelst eines eisernen Rohres, das unten einen hohlen Kopf und oben ein hölzernes Mundstück hat, nehmen sie aus den Schmelzöfen die nötige Glasmasse heraus, um sie zu einer hohlen Kugel und durch Schwenken in der Luft zu einem Zylinder zu blasen. Diese Zylinder werden mittelst einer Scheere geöffnet, worauf die eingesperrte Luft lustig herausknallt. Der Zylinder wird dann in thönernen Formen zum Kühlofen und von da zum Streckofen gebracht, worauf das fertige Spiegelglas in Form von flach ausgebreiteten, glänzend weißen Tafeln hervorgeht.

Jeder Glasmacher, auch Meister genannt, hat auf seine Kosten einen Gesellen, den Eintrager oder Eintragbuben. Außerdem giebt es bei den Hüttenleuten Schmelzer, Schürbuben, Holzspreißler, Holzträger, Pochermann, Hafenmacher und Schreiner, deren Bestimmung aus ihren Namen hervorgeht. Der Verdienst der Glasmacher (Meister) berechnet sich nach dem Stück; sie verdienen 100—150 Gulden und mehr monatlich. Sie sind meist verheiratet und wohnen in den Arbeiterhäusern, welche auf der Anhöhe erbaut sind, die sich dem Hüttengebäude gegenüber erhebt.

Ich sah mit größtem Interesse der Arbeit zu, während Meidinger den Hüttenherrn aus einem der Magazine herbeiholte. Er kam auch bald und reichte mir zum Willkomm herzlich die Hand.

Franz Schrenk war ein ziemlich großer Mann, hatte

ein rundes, sehr einnehmendes Gesicht, dunkles Haar und eben solchen Schnurrbart, sowie große, dunkle, verständnisvolle Augen. Er trug einen Flaus aus Leinenzwilch und rauchte aus einer halblangen Pfeife. Er sprach einen ausgesprochenen Oberpfälzer Dialekt, wie er an der böhmisch-oberpfälzischen Grenze gesprochen wird, wo Schrenk seine Jugendzeit zugebracht hatte.

„Grüiß God, Herr Leudnand, 's is a Freud für uns, daß 's kemma san; scho' lang ham ma gschmatzt von Eahna. I konn halt itz grad nöd furt von da Arbet, daß i vüri gaang mit Eahna und mit ebbas aufwartet.“ So lautete seine Ansprache.

Ich erwiderte, daß es mir ein Vergnügen mache, hier der Arbeit zuzusehen, denn die Fabrikation der Spiegelgläser auf der Lohbergerhütte habe sich ja bereits den besten Ruf erworben. Es war mir das aus einem Zeitungsberichte bekannt und nicht ein bloßes Kompliment.

Eine gute Ware, meinte Schrenk, ist immer die Hauptbedingung eines Geschäftes. Es kommt eben auf die Güte des Glassatzes an; wenn der nichts nutz ist, werden auch die Spiegel nichts, so schön man sie auch blasen mag.

Aber warum trachten nicht alle Hütten, einen gleich guten Glassatz herzustellen?

„Ja, ßel is 's ja; kinna muaß ma's, wej d' Mischung muaß g'macht wern.“ Er sagte, er wäre auch nur durch vieles Probieren darauf gekommen, in welchem Verhältnis die verschiedenen Ingredienzien zusammengesetzt sein müssen. Man muß es verstehen, den Quarz und die Kieselerde durch ordentliche Flußmittel ins Schmelzen zu bringen und muß wissen, wie man das Gemenge rein macht und entfärbt. Ein jedes Ding hat seinen guten Grund: Der

Arsenik macht rein, der Kalk bewirkt den Glanz, Soda löst auf und die Kohlen heben den Fluß, aber ein wenig zu viel oder zu wenig von einem oder dem andern und — nichts ist's. Und lächelnd setzte er hinzu: „'s is nix dahinter, aber halt verstehn muaß ma's."

Ja „das Verstehen" ist eben im Leben die Hauptsache, meinte ich und zitierte den Spruch aus Alessandro: „Ist nichts so schwer, als man's oft denkt, — Wenn man's nur recht erfaßt und lenkt."

Wir hatten auf ein paar dastehenden leeren Kisten Platz genommen und ich beobachtete von hier aus mit großem Interesse das vielgeschäftige und doch so stille Treiben in dem großen Raume. Der Lehrer hatte für einen Krug Bier gesorgt und ich zündete mir eine Zigarre an. Der schlichte Hüttenherr nahm mein ganzes Interesse in Anspruch. Ich kannte mehrere sogenannte „Glasfürsten", die sich schon ganz anders gaben und fühlten, der einfache Schrenk stach gegen sie auffallend ab. Ich war neugierig, zu erfahren, wie er es zum Hüttenherrn gebracht und ob er vielleicht von seinem Vater die Hütte geerbt.

Von seinem Vater, erwiderte Schrenk, habe er nichts geerbt, als den Fleiß; dieser aber habe sein Glück begründet. Sein Vater sei nur ein einfacher Glasmacher gewesen, und er selbst sei schon als kleiner Bub als Holztrager und später als Eintragbub verwendet worden, und zwar in einer von der Welt abgelegenen Hütte an der oberpfälzisch-böhmischen Grenze. Von einem Schulbesuche sei keine Rede gewesen. Aber er habe sich doch in seinen freien Stunden mit der Fibel und dem Einmaleins beschäftigt, aber zum Schreiben habe er's nicht gebracht. Und doch hatte er sich's schon in seiner Kindheit vorgenommen, er wolle einmal „ein Hütten-

herr“ werden. An dieses sein Endziel habe er gedacht als Holztrager, als Eintragbub, dann aber auch als Geselle und als Meister. Deshalb sparte er jeden Pfennig zusammen und suchte seine Kenntnisse in der Glasfabrikation zu erweitern. Er brachte es selbst zum Schmelzmeister und probierte an der Mischung des Glassatzes so lange herum, bis er die denkbar beste Glasmasse erhielt. Diese seine Entdeckung wollte er aber wohlweislich nur für sich selbst dienstbar machen. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die dem Brauerei- und Waldgutbesitzer Kellermeier in Lohberg gehörige Hütte aufgelassen sei und sofort reiste er hierher, diese Hütte in Pacht zu nehmen. Kellermeier faßte gleich Vertrauen zu dem jungen, intelligenten Mann und gab ihm die Hütte mit dem großen Holzvorrat in Pacht. Es gehörte Mut und feste Zuversicht dazu, alles „durcheinander zu bringen“; aber schon die ersten versandten Spiegeltafeln gefielen in Nürnberg und Fürth derart, daß sofort großartige Bestellungen einliefen, sein Glas wurde für das schönste weit und breit erklärt und während der „Glasfürst“ auf der nahen Riedelhütte am Ossaabhang wegen schlechter Wirtschaft und mangelhafter Ware zu Grunde ging, schwang sich Schrenk von Jahr zu Jahr höher empor und galt zu jener Zeit (1861) als ein sehr vermöglicher Mann.

„D' Arbet därf ma eam halt nöd voidrujßen lassen,“ meinte er, „und vüri muaß ma' trachten, 'n Pfenning muaß ma ehrn und sei' Kundschaft ehrli und guat bedean, nacha macht unsa Herrgott scho' dös anda!“

Seine Frau, die Tochter eines Glasmachers, war ebenfalls in kleinen Verhältnissen aufgewachsen, aber sie war eine wirtschaftstüchtige, anspruchslose Frau, die sich nie träumen ließ, daß sie einmal eine „Hüttenfrau“ würde.

Meine Erzählung „Glasmacherleut" enthält annähernd das Vorleben Schrenks.

In sehr später Stunde kehrten mein Wirt und ich nach dem Schulhause zurück. Ich hatte einen Ehrenmann kennen gelernt, der das Sprichwort bestätigte:

„Wer will, der vermag!" Der Schullehrer aber meinte, richtiger wäre es, wenn es hieße: „Wer kann, der vermag!"

Daß ich noch vor dem Schlafengehen alles, was mir an diesem Tage bekannt geworden, in meinem Notizbuche aufzeichnete, ist selbstverständlich. Die Eindrücke, welche der Urwald, die Ersteigung des Falkensteins und Meister Schrenk in mir hervorgebracht, ich sah sie schon vorahnend in einem Volksbuche verwertet und mit vielleicht übertriebenem Selbstgefühl sagte ich mir: „Ich will und — ich kann!"

Es folgten nun köstliche Tage. Da Meidinger wußte, welches Interesse ich an Land und Leuten nahm, so ließ er mir den „Bärenkoppengirgl" in Schrenks Wirtsstube kommen, einen alten Jäger, der mir erzählen konnte von den Bärenjagden, welche er zu Anfang des Jahrhunderts mitgemacht."

Ich fand in ihm eine merkwürdige Persönlichkeit. Der Bärenkoppengirgl trug eine Pelzkappe, einen alten, grünmanchesternen Janker mit hohen, bleiernen Knöpfen, eine gestreifte Weste, kurze, lederne, abgenützte Hosen, dicke, gewirkte Strümpfe von grauer Schafwolle und fest genagelte, mit Holzsohlen versehene Schuhe. Aus seinem unrasierten, mit grauen Bartstacheln reich versehenen Gesichte blickten zwei kleine, schlaue, von roten Augenlidern eingefaßte Aeuglein unter einer niederen Stirn und wulstigen Augen=

brauen hervor. Seine kleine Stumpfnase war im richtigen Verhältnisse zu dem kleinen Munde, in welchem trotz des hohen Alters des Koppen, er mochte hoch in den Siebzigern stehen, fast kein einziger Zahn fehlte. Der Alte war eine prächtige Type.

Meidinger ließ ihn erst etwas warm werden und steuerte dann auf Umwegen auf sein Ziel los. Er ließ ihm einen gläsernen Maßkrug mit Bier hinstellen nebst einer sogenannten Cervelatwurst und Brot. Für letztere aber dankte der Alte, indem er, auf sein kurzes Tabakpfeifchen deutend, sagte: „Müaßt i fredi mei' Pfeiferl aus'n Maul thoa', soviel is mir dös Würstl nöd wert. Mögt's mir aber an' etli Pfeifen voll guaten Tabak geb'n, so bin i Enk dankbarli dafür.“ Hiebei klopfte er seinen Pfeifenkopf leer.

Ich ergriff sofort diese Gelegenheit, seine Sympathie zu gewinnen und reichte ihm drei Stück Zigarren hin, den ganzen Vorrat in meinem Etui.

„Vogelts God!“ sagte er. „Dös san so neumodische Stimpl — hon scho' etli Mal oa' g'schenkt kriegt.“ Er nahm sein Nuscherl (Schnappmesser) aus der Tasche und schnitt die Zigarren zusammen, um sie in Rauchtabakform in seine Pfeife zu stopfen.

„Hellseiten!“ rief er, nachdem er sich diese angebrannt und einige Züge daraus gethan, „dös is ja a Raritätskraut! I moanet schier, es waar besser, wie meine boazten Krautblecka. No', wenn i nix anders hon, bin i mit dem aa z'frieden. Jawohl. San guat für unser oan, für an' alten Hirwamo', der für nix mehr guat is, als für 's Kindawiagn und auf da Ofabänk ummasitzen.“

„An was denkst denn da alleweil, Girgl?“ fragte der Lehrer.

„An was i denk? An dö vogangene Zeit denk i, wo i ummakraxelt bin aaf dö Berg, wo die ganz Welt no' mir g'hört hat, wo i hellaus kinna hon und mi mei' jungherrlis Bluat g'freut hat.“

„Und da denkst halt aa an d' Jagd, gelt?“ fragte der Lehrer. „Denkst an die Zeit, wost 'n Bären dalegt hast ob'n am Ossa?“

„Höllsaxendi nomal, dös hast daraten, Schullehrer!“ rief der Alte und seine Aeuglein sprühten Feuer. „So was denkt ma' und wenn i 's ewige Lebn hätt'.“

Jetzt kam das Fragen an mich und ich forderte ihn auf, mir zu erzählen, wie es „selbiges Mal“ zugegangen.

„Weil's mir so guate Zigarrln gebn habt's, recht gern,“ erwiderte er; „lus'ts ma halt zua.“ Und nachdem er einen Trunk gemacht und seine Pfeife fester mit dem Finger nachgestopft, erzählte er folgendes:

„'s is über fufzg Jahr her, daß aus'n Böhmischen nöd wenger als fünf Bärn auf oa'mal ummakemma san ins Boarisch und si' am Ossa ob'n festg'setzt ham. Drauf is a groß's Jagn veranstalt' worn und sakara! hat's mi g'stocha, so a Hatz mitz'macha. I bin dort schon a mantelmäßiger Mo' gwest und mei' Wei, Gott tröst's! hat große Angst g'habt. Girgl, hat's g'sagt, thua ma dös nöd an und laß di fressen von dö Bärn und mach mi zur Wittib. Schuiß nöd ehnda, bis d'es dalanga kannst und ruaf dein Schutzpatron, 'n heilin Georg an, auf daß er dir beisteht in der Gfahrnis. Dös hon i ihr g'hoaßen und mit vielen andern Förstern, Jagern und Bauern bin i auszoga auf d' Bärnhatz. Der Kramerkropfet, der war dazumal Jagers-

g'hilf beim Riedljagdherrn ob'n, is aa dabei gwen. Der hat mi mei' Lebta nöd leiden kinna, ös könnt's enk denken fü wö —"

„Sag's nur, alter Spitzbua," lachte der Lehrer, „hast di halt hin und wieder in seiner Jagd verganga."

„No' ja, 's wird just a so g'wesen sein — also daß i weiterfahr, der Kropfet is a richtiga Tanderlaun gwen und wo a Gfahrnis war, is er liaba weit weg bliebn, aber auf d' Bärnhatz hat er mitmüassen, wohl oder weh. Dös Ding is guat. Wir steign also auffi zum Ossa und stelln uns z'naachst bei der kloan Spitz um an' Bärnriegl rum auf 'n Anstand. Der Kramerkropfet steht neben meiner auf etli sechzig Gang. D' Hund wern in 'n Riegel lassen und koa' fünf Vataunsa lang stehts o', san's 'n Bärn auf der Spur. D' Jagd kimmt grad her, wo i und der Kropfet stenga und, Gnad Gott! da is der Bär schon aa! Der Kropfet schuißt und fahlt — er schuißt no' amal und fahlt wieder — der Bär lauft iatz schnurstracks auf eam zua. Der Kropfet wirft sei' Bix weg und kraxelt aaf an' Baam, der Bär eam nach, denn daß d' Bärn kraxeln kinna, hat der Kropfet vogessen. Der schreit, was's Zeug hat: helft's! helft's! und jammert, daß 's a Graus is. Selm 'n Bärn hat's graust, er daschrickt völli über dös Gschroa, er thuat an' Knurrer, kraxelt vom Baam awa und will Reißaus nehma. Da aber kracht's aus meiner Bix und pautsch! — liegt er da und brüllt, und wälzt si' in sein Bluat. Der Kropfet aber is vom Baam g'falln wie r a Pudlkuah vor lauter Schrecken und is wie maustot liegen bliebn lange Weil. Wie nacha d' Jaga kemma san und 'n Bärn gsehn ham: den Augenblick vergiß i niermals, so lang i leb; so a Gfühl kann ma' nur im Himmi

hab'n und nöd amal durt, wenn's koane Bärn z'schuißn giebt. Zum Jagdküni ham's mi g'macht, fünf Gulden Schußgeld ham's mir zahlt und d' Hauben ham's awazogen vor meina, wia 's d' Häusler vor an' Bauern thean; und z' Lohberg da ham's ma an' Bärneinzug g'halten, wie's nimmer dahört is worn seit selbiga Zeit. Mei' Wei hat gflennt als wie r a kloan's Deandl und hat a Wallfahrt g'macht aaf Nuikircha. Mi aber ham's sitta dem 'n Bärnkoppengirgl g'hoaßen."

Dem Alten glänzten die Augen bei der Erinnerung an jene für ihn unvergeßlichen Tage und indem er lächelnd den andern zunickte, nahm er zuerst eine Prise Schmalzler, dann aber griff er nach dem Maßkrug und trank auf das Andenken jenes Ehrentages in kräftigen Zügen.

„Mit'n Jaga bist nacha wohl wieder guat worn?" fragte der Lehrer.

„Kunnt's nöd sagn!" antwortete Girgl. „Was willst macha mit so an' damischen Patron? Sprengt er denn nöt aus, i hätt' a Kraftpulver g'hatt, so an' Art Hexenpulver oder aba a Freikugel, dö ma sched dur a Zauberei kriegt. Mei' liaba Gott! I und zaubern! Ja, dös wenn i kunnt, da schauget's anders drin aus in mein' Geldbeutel. Aba — dö Toten soll ma' nix Schlecht's nachsagn — i gieb eam dennast an' Weihbrunn, wenn i grad an sein' Gra' vorbei geh. Und iatz hon i enk vürg'schmaatzt gnua. Zeit is's, daß i auf hoamzua tracht'. Vogelt's God für alles und kemmt's amal aaffi zu meina Hirwa, so zoag i enk scho' mei' Bärnflinten und d' Bratzen vom Bärn!"

Wir gaben ihm noch ein Fläschchen Branntwein zur

Stärkung mit und versprachen ihm einen baldigen Besuch. Es kam aber nicht mehr dazu.

Es war im darauffolgenden Winter, da mir der Lehrer den Tod des alten Bärenkönigs mitteilte und zwar mit folgenden Worten:

„Der Koppengirgl war schon längere Zeit nicht mehr recht beisammen, er wollte aber nichts davon hören. Da sagte er plötzlich zu seiner Enkeltochter: „'s Pfeiferl is mir ausganga, i mag's nimmer ankenten, i moin, mei' Läjd (Licht) lischt aa r aus. Soll's sein, so legt's mir mei' Pfeiferl und d' Bärnflinten in d' Trucha, daß i 's glei hon, wenn d' Auferstehung kimmt. Im übrigen bet's an' Vataunsa für mei' arme Seel und gebt's ma' diem an' Weihbrunn. Vogelt's God im voraus und — iatz pfüat God mitananda!" Darauf schloß er die Augen und — war eine Leiche." — —

Der Aufenthalt in Lohberg wurde fast täglich zu Ausflügen benützt, deren Aufzählung mich zu weit führen würde; nur die letzte Tour auf den Ossa und ins Künische Gebirge sei hier erwähnt.

Es war an einem herrlichen Sonntag, da ich mit dem Lehrer und den zwei älteren Söhnen Schrenks zum Ossa aufstieg. Eine prachtvolle Aussicht begünstigte uns auf dem Felsengipfel. Deutlich erkannte ich Eschlkam, das ich am nächsten Tage besuchen wollte. Wir hatten uns als Zielpunkt den Bistritzer See, den sogenannten „schwarzen See" gesetzt und wanderten von der Ossaspitze weg auf dem Grate des Bergrückens bis zur Seewand. Auf diesem Marsche kamen wir zu einem Stierhüter, dessen Pflegebefohlenen hierum weideten. Ich ließ mich mit dem verwildert aussehenden Mann in ein Gespräch ein und er-

fuhr, daß er vom Frühjahr bis zum Herbste die ihm anvertraute Herde da heroben zu hüten habe, in einer mit „Daxen" überdeckten Hütte schlafe und von Zeit zu Zeit die nötige Nahrung heraufgetragen bekomme.

„Wird Euch denn da nicht Weilang," fragte ich, „wenn Ihr so ganz allein seid?"

„Fü wö denn nöd gar," erwiderte er; „'s is mir schier liaba, i sehg dö ganz Wocha koa' Seel!"

„Aber was denkt Ihr denn da alleweil in Eurer Einsamkeit?" meinte ich.

„Denken?" trumpfte er unwirsch zurück. „Moanst, i bin so dumm wia du, daß i alleweil ebbas denka muaß."

Nun fragte ich um nichts mehr, gab ihm ein paar Zigarren, die er vielleicht auch zu Tabak schnitt, um sie in seinem nach Nikotin stinkenden Kloben zu rauchen.

Frohgemut ging's dann auf der Schneide, welche zugleich die Landesgrenze zwischen Bayern und Böhmen bildet, weiter. In der Nähe der Seewand stiegen wir ab und gelangten nicht ohne zu überwindende Schwierigkeiten an den „schwarzen See." Während dieses Abstieges hörten wir viele Kanonensalven ähnliche Schüsse, ein Zeichen, daß der Waldsee auch noch von anderen Leuten besucht sei.

Die Felsen- und Waldnatur des Hochgebirges tritt hier mit schauerlicher Großartigkeit vor das erstaunte Auge. Man denke sich eine 37 Hektare große Fläche, belegt mit schwarzem Samt, so erscheint der Spiegel des Sees, der seine dunklen Fluten an dem kahlen Fels der mächtig aufsteigenden Seewand bricht. Er ist umrauscht von tausendjährigem Urwald und an seinen Ufern modern zwischen Felsblöcken, die vom Windbruch zu Boden geschleuderten, gigantischen Stämme oder baden sich in dessen schwarzem,

forellenbergenden Naß, ähnlich wie am Rachel- und Arber-See.

Ich war hoch überrascht beim Anblick dieses schwarzen Gewässers und hätte nur gewünscht, daß die hehre Einsamkeit dieses Platzes nicht so übermäßig gestört worden wäre. Die echte heilige Stimmung überkommt uns doch nur einsam in der Einsamkeit. Das mußte zu gelegenerer Zeit nachgeholt werden.

Heute hieß es fröhlich sein mit den Fröhlichen. Es waren Deutschböhmen und Czechen aus dem Angelthale und von Eisenstein, die da gemütlich mit einander kneipten. Am Ufer des Sees waren Tische und Bänke aufgeschlagen und eine Schenke eröffnet worden. Der schöne Sonntag hatte groß und klein zu einem Waldausfluge eingeladen. Es standen viele Herrschaftswagen da, in welchen die Guts- und Glashüttenbesitzer der Umgegend zum Waldfeste gefahren waren. Von einer Spannung zwischen Deutschen und Czechen war damals nichts zu spüren. Mir gefielen die Lieder, welche letztere sangen. Auch die Deutschen stimmten das schöne Lied an: „Wer hat dich du schöner Wald" u. s. w. An der felsigen Seewand hallte der Gesang vielfach wieder und wenn dann aus Pistolen geschossen wurde, so gab es ein donnerähnliches Rollen, ein lang anhaltendes Echo, wie ich es nur am Königssee vernommen. Dem folgten Juchzer und wir juchzten kräftig mit.

Wir besuchten auch noch die Seeförsterei, welche etwa eine halbe Stunde gegen das Angelthal zu liegt, wo wir ein verspätetes Mittagsmahl einnahmen. Der Weg dorthin führt die wildschöne Schlucht entlang, welche der natürliche Abfluß des Sees bildet. Das Seeförsterhaus liegt inmitten einer unvergleichlichen Waldespracht, man blickt

hinab in das reizende Thal der Angel und zu den Dörfern und Gehöften der „Künischen“ (königlichen) Freibauern, dieser einst mit großen Privilegien begünstigten, sich adelig fühlenden Bauern, welche das Prädikat „Hochwohlgeboren“ beanspruchen durften. (Darüber schrieb ich erschöpfend in meinem Buche „Die Künischen Freibauern.“) Viele dieser „Herren“ waren mit ihren Familien hier beim Seeförster. Meidinger kannte die meisten und machte auch mich mit ihnen bekannt. Ein köstliches Mahl entschädigte uns obendrein für die heutige Anstrengung. Die beiden jungen Schrenk hatten sich auf dem Marsche sehr tapfer gehalten und waren seelenvergnügt.

Heimzu mußten wir wieder den Gebirgsrücken ersteigen. Wir kamen an mehreren Schluchten vorüber. Eine derselben, in welche ein brausender Bergbach durch zerklüftetes Felsengewinde hinabstürzt, wurde mir von Meidinger als die „Wolfsschlucht“ bezeichnet. Hier am Ossagelände, in der Herrschaft Bistritz und Deschernitz ist nämlich der Schauplatz von Karl Maria von Webers herrlicher Tondichtung „Der Freischütz.“ Dem Libretto des J. S. Kind zu dieser Oper hat eine wirkliche Begebenheit zu Grunde gelegen, die sich zu Ende des 17. Jahrhunderts dort abspielte und auf dem Gerichte zu Taus ihren Abschluß fand. Der Jägerbursche, welcher angeklagt war, im Bunde mit dem Satan Freikugeln gegossen zu haben, hatte dort ein hochnotpeinliches Verfahren über sich ergehen zu lassen. Sein Verbrechen war der allzeit sichere Treffschuß, um den ihn andere beneideten. Der Librettist Kind hat die Prozeßakten in Taus noch eingesehen. Der Böhmerwaldschriftsteller Pater Hippolyt Randa und ich suchten aber vergebens, dieselben ausfindig zu machen.

Die Sonne ging ihrem Untergange zu, als wir gegen das Regenthal hinabschritten. Hell leuchteten die Spitzen des Ossa — alte Leute sagten: „der „Wode" feiert das Rosenfest in seinem guldenen Haus" — und die Waldungen rings herum prangten im dunkel-violetten Kleide, so schön, wie bei meiner Ankunft. Ich nahm es hin als Abschiedsgruß, denn morgen war der Tag des Weiterwanderns. Die Trennung fiel mir schwer von der Landschaft und den alten und jungen Freunden, die mir den Aufenthalt so schön gemacht. Mir zu Ehren gab es auf der Hütte noch einen Abschiedspunsch. Beim Lebewohl am nächsten Tage hieß es allseitig: „Auf baldiges Wiedersehen!"

Schrenks Fuhrwerk hatte mich über Neukirchen zum heiligen Blut nach Eschlkam gebracht, wo ich mich selbstverständlich wieder sehr behaglich fühlte. Ich war im Neumaierschen Gasthause aufs beste verpflegt und Frau Schöppl war wiederholt bemüht, mir Material für meine in naher Aussicht stehenden Volkserzählungen zu verschaffen. Die alte Nandl mußte wieder erzählen und sie freute sich nicht wenig über die Wirkung des „dummen Hansl", von der ich ihr erzählte. „Ui Gottes! Ui Gottes!" rief sie, „dös is ja dennast aus der Weis'!"

In den nächsten Tagen fuhren zwei Wagen aus Böhmen an, deren Insassen mich zu begrüßen kamen. Es waren dies die Geschwister Klauber von Neumark und der Rentmeister mit Frau aus dem nahen Schlosse Kaut. Mit Klaubers war ich von Jugend auf sehr befreundet. Zu den drei Brüdern hatte sich ihre Schwester Pauline gesellt, eine prächtige Erscheinung, ebenso gebildet, als schön. Ich mußte ihnen einen recht baldigen Gegenbesuch versprechen, den ich einige Tage später auch ausführte.

Als ich an Klaubers Haus kam, begleitete Johann, der ältere der Brüder, soeben einen Herrn zur Thür heraus, der es eilig zu haben schien, denn er wartete eine Vorstellung nicht ab, sondern grüßte mich zuvorkommend und eilte dann weg. Er hatte ein sehr gewinnendes Aeußeres, etwas lange, üppige, dunkle Haare, Schnurr- und Knebelbart, die sich mit einander verbanden, trug städtischen Anzug nebst grauem Schlapphut. Er mochte Mitte der Vierziger sein.

„Wer war der Herr?" war meine erste Frage.

„Es ist Josef Rank, unser Böhmerwaldschriftsteller," antwortete mein Freund. „Schade, daß er solche Eile hat. Er fährt mit dem Pfarrer von Hirschau nach Hause; der Wagen wartet schon."

Das that mir freilich sehr leid, denn ich hätte Rank gerne kennen gelernt. Seine Erzählungen waren mir längst bekannt, spielten sie doch alle in der Gegend hier herum. Aber an der Grenze hat er Halt gemacht; in unser Bayernland ist er nicht hinüber. Man sprach vom „Böhmerwald", aber nie vom „Bayerischen Wald."

„Ueber diesen werde ich schreiben," meinte ich zu Johann, „und Meister Rank über den gelbschwarzen Schlagbaum die Hand reichen."

Ich mache dir einen Vorschlag," sagte mein Freund. „Du kommst nächster Tage wieder, dann fahren wir hinauf nach Friedrichsthal und du kannst mit dem äußerst liebenswürdigen Manne plaudern. Er wird sich freuen, einen Kollegen kennen zu lernen."

„O, das bin ich noch nicht," entgegnete ich. „Ich will ihn auch nicht eher aufsuchen, bis ich nicht etwas geleistet habe, womit ich ihm unter die Augen treten kann. Uebers

Jahr vielleicht! Aber jetzt laß mich deiner Schwester mein Kompliment machen."

„Die wartet schon lange darauf," versetzte heiter eine Stimme hinter mir. Es war Pauline — und jetzt hatte ich auf Meister Rank sofort vergessen und auch auf die Litteratur; ich spielte den Ritter in optima forma. Im befreundeten Familienkreise verbrachte ich einige recht heitere Stunden, dann fuhr ich mit Johann nach Schloß Kaut, am Fuße der Riesenburg gelegen, um dem Rentmeister Gegenbesuch zu machen. Das schöne, dem Grafen Stadion gehörige Gut war mir von früherher wohl bekannt, interessierte mich aber jetzt neuerdings in hohem Grade, wie nicht weniger der Weg dahin, der uns durch ganz czechische Dörfer führte und auch an der Kapelle von Viertel vorüber, die einst Herzog Bretislaw, der böh=



Max. Schmidts Vater
im 68. Lebensjahre (1860).

mische Achilles, infolge eines großen Sieges über Heinrich III. hatte erbauen lassen.

Der Paß von Neumark, die einzige Einbruchstelle vom Reiche nach Böhmen, ist ja in historischer Hinsicht von höchstem Interesse. Ich nahm mir vor, seine Geschichte zu studieren und habe auch später in meinem „Chodenmädchen" gezeigt, wie ernst es mir mit solchem Studium war.

Nach Neumark zurückgekehrt, verweilte ich noch bis abends bei der Familie Klauber und ging dann zu Fuß, eine große Strecke von meinem Freunde Johann begleitet, nach Eschlkam zurück. Aber auch von hier mußte ich andern Tages Abschied nehmen. Die Pflicht, der Dienst rief mich nach München zurück. Von Furth ging es per Bahn.

Die Erinnerung an die vielen schönen Erlebnisse meiner Waldtour machte mir die Heimfahrt sehr kurzweilig. Auf dem Boden meiner Heimat sah ich den Samen gelegt, der alsbald aufsprießen sollte zu lebendigem Blütentum. Eine Ueberfülle von Stoff stand mir zur Verfügung, ich sah mich meinem Ziele nahe. Ob ich meine Aufgabe glücklich lösen würde, daran dachte ich nicht, aber das nahm ich mir fest vor: Niemands Nachtreter zu sein und Wahrheit zu meiner Richtschnur zu nehmen, Land und Leute zu schildern, wie ich sie sah, aus dem Volke und für das Volk zu schreiben und keines andern Rat und Hilfe zu benötigen.

Mit Begeisterung wollte ich in München sofort an die litterarische Arbeit gehen, aber — es sollte vorerst noch nicht sein. Ein ganzes Jahr sollte noch darüber verfließen, ehvor ich meinem Drange entsprechen konnte.



19. Mein drittes Jahr im Kadettencorps.
(1861/62.)

In meiner Wohnung zu München fand ich den Befehl vor, mich als Prüfungskommissions-Mitglied für die neu aufzunehmenden Zöglinge und die Nachzuprüfenden für den nächsten Tag zu melden.

Dieses Kommando nahm mich über acht Tage in Anspruch. Des weiteren bekam ich aus besonderem Vertrauen des Generals das Kommando über die 1. Brigade, d. i. die neueingetretenen Zöglinge. Bis diese kleinen Rekruten gehörig abgerichtet, montiert, einexerziert waren, vergingen Monate. Doch war mir all diese Arbeit eine Lust, umsomehr ich durch meine günstigen Resultate die etwas höhnischen Bedenken meiner Mitoffiziere zu Schanden machte, die glaubten, ich wäre dieser Aufgabe nicht gewachsen, es fehle mir an der nötigen Strenge. Freilich bürstete ich nicht alles nach einem Strich, ich suchte in den jugendlichen Charakter jedes einzelnen einzudringen, wollte nicht auf einen Schlag alles abstreifen, was die Erziehung im Elternhause, manchmal auch Verwöhnung bis jetzt in den jungen Herzen erzielt. Nach und nach kam ich, wenn auch langsam, doch um so sicherer zum Ziel und als ich die Brigade in Uniform zum ersten Male dem Kommandanten vorstellte, ward dessen ungeteiltes Lob mein schönster Lohn für meine Bemühungen. Zugleich habe

ich gezeigt, daß man sich in freien Stunden wohl mit idealen Dingen beschäftigen und doch seiner Pflicht voll und ganz nachkommen kann. Auch in der Folge habe ich das bewiesen, nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege. Warum ich das eigens erwähne, was doch an und für sich selbstverständlich ist? Später soll es Erklärung finden.

Aber neben Dienst und Dichtung beschäftigte noch etwas anderes mein Sinnen und Denken. Ich hatte im Laufe des Sommers Fräulein Auguste Haßlacher kennen gelernt, eine Privatierstochter und Doppelwaise, die in einem angesehenen Bürgerhause Pflegeeltern und gleichalterige Erziehungsschwestern besaß. Ihr Onkel, der einzig noch lebende Verwandte, stellte mir seine sechzehnjährige Nichte bei einem zufälligen Begegnen vor. Jenen kannte ich flüchtig, da er in der Abendgesellschaft war, welche mein Vater öfters und auch ich einige Male besuchte. Und diese Vorstellung war der Anfang eines neuen Romanes fürs Leben. Ich hatte — wieder „zufällig" — eine Rosenknospe in meiner hohlen Hand und reichte dem aufgeweckten Mädchen mit den klugen Augen und äußerst einnehmendem Wesen diese Blume, welche freundlichst entgegengenommen wurde. Dies war das Motiv zu nachstehenden Versen:

Ich gab dir ein rotes Röslein
Zum allerersten Gruß,
D'rauf hatt' ich hingehauchet
Für dich den ersten Kuß.
Und mit der geküßten Rose
Gab ich mein Herz dir hin —
Und seitdem, du liebstes Mädchen,
Willst du mir nicht mehr aus dem Sinn! —

Natürlich blieb es nicht bei diesem einen Gedicht. Dann nahm mich auch wieder das Theater in Anspruch. In der Ressource wurde am 14. November (1861) meine „Verlobung im Arrest" mit großem Beifall gegeben. Und nun war ich kühn genug, auch den „Knopf im Sacktuch" der königlichen Hoftheater-Intendanz einzureichen. Schon nach wenigen Tagen wurde mir dessen Annahme zur Aufführung notifiziert, nur mußte ich die zwei Akte in einen und zwar ohne Szeneriewechsel umarbeiten. Es war dies rasch gethan, doch wollte ich nochmals mit einem Fachmanne die Sache durchnehmen.

Hofschauspieler Christen, mit dem ich öfters im Cafe zusammenkam, war hiezu gerne bereit. Er sagte sich deshalb für einen Abend bei mir an. Natürlich sorgte ich für ein opulentes Mahl, indem ich durch meine Hausfrau ein paar Lindauer Schüblinge mit Kraut bereit halten ließ. Das Getränk kam vom „Matthäser", dem ich gegenüber wohnte, in einem winzig kleinen Häuschen, dem sogenannten Sattlerhäuschen in den Schützenstraße, da, wo jetzt der westliche Teil des Hotels Bellevue steht, zunächst dem „Kaiserhof." Meine Wohnung bestand in einem kleinen Zimmer mit sehr bescheidenem Mobiliar, das als Empfangs-, Speise- und Schlafzimmer zugleich diente. Nun, mir genügte das. Aber den Hofschauspieler Christen überkam eine Art Entsetzen, als er eingetreten war und nur angestrichene Möbel, nicht einmal ein Sopha vorfand.

„Aber mein lieber Leutnant," rief er, „Sie wohnen ja mechant; nicht einmal polierte Möbel, kein Sopha! mit Not zwei Sessel. Ja, wie können Sie denn da existieren!"

Ich versicherte ihn, daß ich mich hier sehr glücklich

fühle, führte ihn ans Fenster, um ihm die Aussicht auf die belebte Straße zu zeigen und wußte noch andere Vorzüge geltend zu machen.

„Ehe wir über die Arbeit gehen, soupieren wir," sagte ich.

Christen lachte hell auf. „Soupieren? Hier? Wie machen wir denn das? Das kleine, mit Schriften halb belegte Tischchen — soll auf dem serviert werden?"

„Warten Sie nur ab," sagte ich lachend und rief nach den Schüblingen. Diese brachte die schöne Sattlerstochter nebst Tischzeug und Getränk. Nun war Christen zufrieden. Diese Speise kam ihm unerwartet und das „Recht guten Appetit!" meines Hausfräuleins schmeckte ihm auch. Kurz, er verzehrte die beiden Würste, ohne nur zu fragen, ob nicht eine davon mir zugedacht war. Deshalb ordnete ich bei meiner Hausfrau eine Repetition an. Mein Gast aber sagte nach eingenommenem Mahle, indem er sich eine Zigarre anzündete: „Mein lieber Leutnant, parole d'honneur, so hat es mir schon lange nicht mehr geschmeckt. Auf Ihr Wohl und das Ihres Stückes! Und nun an die Arbeit!"

Nun prüfte er mein abgeändertes Stück, erklärte sich im allgemeinen damit zufrieden, gab mir da und dort neue Ratschläge und empfahl sich erst spät abends. Er war sehr vergnügt und versprach mir, mich bald wieder zu besuchen. Er stellte mir auch in Aussicht, selbst eine Rolle in dem Stücke zu übernehmen und für die beste Besetzung Sorge zu tragen.

Das waren prächtige Aussichten in die nahe Zukunft, aber die schöne Aussicht von meinem Stübchen sollte ich opfern müssen. Meine Schwester heiratete, der Vater war

kränklich geworden und es trat die Notwendigkeit an mich heran, bei ihm Wohnung zu nehmen, damit er nicht allein sei.

Ich brachte da meiner kindlichen Pflicht ein großes Opfer. Ich kam in der neuen Wohnung, welche in der engen Schillerstraße lag, lange in keine rechte Stimmung. Gezwungen wurde ich in solche, als das 25jährige Dienstjubiläum des Generals Michael von Schuh, unseres Kommandanten, herannahte. Dieses sollte feierlich und möglichst großartig begangen werden und ich sollte das Programm machen und das Arrangement übernehmen. Natürlich — das zählte in mein Fach als Theaterdirigent. Ich dichtete einen Festchor, zu welchem Sekretär Königer, der schon meinen „Kadettenstreich" komponiert, wieder die Musik machte, desgleichen einen Knabenchor, welchen die jüngsten und kleinsten Zöglinge zu singen und dabei der Frau Generalin von Schuh Blumen zu überreichen hatten. Hierbei wirkten die Zöglinge Leoprechting und Schöller (jetzt Generäle) mit.

Das Fest fand am 30. Dezember im prachtvoll geschmückten Turnsaale statt. Die Spitzen der Gesellschaft Münchens hatten sich hiezu eingefunden. Ein vollständiges Orchester unter Direktion des alten Musikdirektors Berger spielte den eigens hiezu komponierten Festmarsch von Professor Ch. Wanner, dessen Sohn ebenfalls Zögling im Korps war. Fahnenkadett Steppes (jetzt Steuerrat) sprach einen selbstverfaßten Prolog.

Der Festchor wurde von allen Zöglingen gesungen und machte große Wirkung.

Das äußerst gelungene Fest — es klappte alles vortrefflich — mußte am 4. Januar wiederholt werden. Kriegs-

minister von Lüder wünschte es, welcher beim Jubiläumsfeste nicht erschienen war, um General von Schuh die erste Stellung einnehmen zu lassen. Auch beehrten es jetzt einige der jungen Prinzen.

Selbstverständlich ward ich ein paar Tage später bei General Schuh zu Mittag geladen. Bei dieser Gelegenheit sprach er den Wunsch aus, ich möchte als bewährter Hausdichter zur kommenden Fastnacht wieder ein eigenes Stück verfassen, was ich sofort zusagte. Schon nach kurzer Zeit konnte ich dem General das fertige Manuskript zur Prüfung unterbreiten und dasselbe fand seinen Beifall.

„Der dumme Peter," Operette in 1 Aufzug, Musik von Königer, so lautete der Titel. Dieser hatte als „Hauskomponist" vorher schon zugesagt.

Die Handlung zu diesem Schwank hatte ich mir seinerzeit in Straubing (1845), also in meinem 13. Lebensjahre, schon ausgedacht. Das Manuskript hatte ich nicht mehr, aber der Gang der Handlung war mir noch im Gedächtnis und aus diesem schrieb ich sie nieder. Es ist hier Gelegenheit, mich vor dem mir manchmal gemachten Vorwurfe der „Vielschreiberei" und allzu rascher Komposition zu verwahren. Nach dem Vorhergehenden ist doch ersichtlich, daß ich einen großen Vorrat von Typen in meinem Gedächtnisse und in meinen Notizbüchern aufgespeichert hatte, in meinen einsamen Stunden manchen Roman in meinem Geiste verarbeitete, den ich erst nach vielen Jahren zu Papier brachte, dann aber nur die technische Arbeit des Schreibens hatte. Ueberhaupt schrieb ich nur nieder, was in meinem Kopfe schon vorher ganz fertig war. Am Schreibtische sitzend, habe ich mich niemals mehr nach Stoff abzumartern und an meinem Federhalter zu kauen nötig

gehabt. Auch schrieb ich alles sofort fertig, druckreif und gab mich mit Korrekturen hinterher nicht ab.

Was den „dummen Peter" anbelangt, so wurde er mit gleichem Erfolge aufgeführt, wie das Jahr vorher „der Kadettenstreich." Wieder beehrten der Kronprinz und die übrigen Prinzen des königlichen und herzoglichen Hauses, sowie die höchsten Militärs die Vorstellung.

Wenige Tage darauf, am 11. März 1862, kam im königlichen Hoftheater „Der Knopf im Sacktuch" zur erstmaligen Aufführung. Er war in Szene gesetzt von Herrn Richter.

Personen:

Reimdich, Gelegenheitsdichter	Herr Lang
Therese, seine Frau	Fräulein Seebach
Walter, Gerichtsrat	Herr Richter
Freifräulein v. Holl, dessen Braut . .	Fräulein Meindl
Lenchen, deren Kammermädchen . . .	Fräulein Lanzlott
Johann, Bedienter bei Rat Walter .	Herr Christen.

Lang spielte den Reimdich vorzüglich. Es wurde viel gelacht und reichlich Beifall geklatscht. Am Schlusse mußten die Spieler öftere Male vor der Rampe erscheinen. Ich wohnte der Vorstellung in Zivil auf dem „Juhe" oben bei. „Bange Angst" hatte ich nicht; ich fand es für selbstverständlich, daß das Stückchen nicht durchfiel. Es wurde in der Folge noch öfter gegeben, dann nahm ich es zurück, um noch einige Aenderungen vorzunehmen und vergaß über den vielen Ereignissen, die nun kamen, auf die Zurückgabe. Es war vielleicht auch gut so.

Da ich vom Hoftheater spreche, darf ich es nicht unterlassen, das Ereignis der ersten Aufführung von Gounods

„Faust" zu berühren. Sie fand am 5. März statt. Die vorhergehende Nacht war Ball im Museum. In der Pause ward allgemein über diese Oper debattiert. Viele nannten es einen Vandalismus, Goethes Dichtung so zu verballhornen und gesanglich wieder zu geben. Gerechter Unwillen ergriff die einen; andere sprachen davon, man müsse ein solches Werk auspfeifen, es wäre eine Verletzung der Pietät gegen unsern großen deutschen Dichterfürsten, kurz, ein Skandal war für den Abend in Aussicht gestellt. Ich konnte mit meiner gegenteiligen Ansicht nicht durchdringen, daß durch eine der Dichtung angemessene Musik jene sicher nicht geschädigt werden könne. Es blieb dabei: alles freute sich auf — nicht auf die Oper, sondern auf den Skandal. Nun und was war's? Man wußte bei der ersten Szene in Fausts Studierstube nicht recht, wo mit dem Pfeiferl einsetzen, und als die hübsche Verwandlung, die schönen Chöre, der Faustwalzer und jetzt gar Margarethe kam, Sophie Stehle, die nachgerade einen entzückenden Eindruck machte mit dem „Bin weder Fräulein, weder schön; kann ungeleitet nach Hause gehn!" da schallte ein demonstrativer Applaus durch das Haus. Bei der Gartenszene im 2. Akte war alles von Fausts und Gretchens Liebesliedern hingerissen und am Schlusse der Oper wurden Darsteller und Kapellmeister unzählige Male vor der Rampe bejubelt. Den Faust sang Grill, den Mephisto Kindermann. Das Tonwerk war eine Lieblingsoper nicht nur der Münchener geworden, sondern der ganzen Welt, wo immer es zur Aufführung gelangte. —

Nach den Osterferien ward aus den älteren vier Klassen der Kadetten eine Kompagnie zusammengestellt und ich als Zugsoffizier zugeteilt. Unter mir wurden auch die

Prinzen Ludwig und Leopold, die Söhne des Prinzen Luitpold, in Reih und Glied eingereiht. Sie wurden dann später als Unteroffiziere und dann als Zugsoffiziere verwendet und durften sie auch die Kompagnie zeitweise kommandieren.

In diese Zeit fällt auch die zunehmende Verschlimmerung in der Gesundheit meines Vaters. Der Arzt empfahl einen Landaufenthalt und ich brachte den an Gelbsucht Leidenden nach Miesbach. Er konnte mit mir andern Tages eine Stellwagenfahrt nach Schliersee machen, wo wir die Fischerlisl auf dem Freudenberg besuchten und uns vortrefflich unterhielten. Bei Waizinger in Miesbach war der alte Herr möglichst gut einquartiert, nur mußte ich ihn schon am dritten Tage verlassen, da ich nicht länger Urlaub hatte. Es trat leider schlechte Witterung ein, die fast den ganzen Monat Juni andauerte. Es war mir nicht möglich, in dieser Zeit abzukommen; dasselbe war bei meinem Bruder der Fall, der inzwischen auch nach München versetzt worden und bei der ambulanten Post eingeteilt war. Dieser war fast stets auf der Fahrt. Meine Schwester vermochte den Vater nur einmal zu besuchen. Sie sah ihrer Entbindung entgegen und konnte von Hause nicht lange entfernt sein. So hatte ich unendlich Sorge um den Kranken, die sich noch steigerte, als ich einen Brief aus Miesbach erhielt, des Inhalts, den Vater schleunigst abzuholen, wenn wir ihn noch lebend nach München bringen wollten.

Leider war mein Gönner, General Schuh, in Urlaub und Major Ft., Stabsoffizier im Korps (Major Fackenhofen war als Oberstleutnant zum Regiment zurückversetzt worden) hatte provisorisch das Kommando. Dieser war

mir nichts weniger als gewogen — er haßte mich geradezu. Grund dazu war, daß ich seine Bemühungen, das Fastnachtstheater der Zöglinge abzustellen, durchkreuzte. Er war ein Feind solcher Aufführungen. Nachdem mir aber vom General der Auftrag geworden, eine Vorstellung zu inszenieren, mußte ich doch gehorchen — natürlich mit Freuden. Der Major glaubte aber, es wäre dies meiner Ueberredungskunst gelungen, zu veranlassen, daß trotz seiner dem General mitgeteilten Bedenken dieser auf der Fastnachtsvorstellung bestand. Schon bei den Proben des Stückes versuchte er mir Prügel zwischen die Füße zu werfen, er wollte mir überhaupt keine Proben im Theatersaal gestatten und nachdem ich mir eine solche erzwungen, ging er nicht von meiner Seite, sprach mir dort und da hinein, so daß ich mich einmal in der Erregung zu der Aeußerung hinreißen ließ: „Ich werde dem Herrn General melden, daß Herr Major statt meiner die Regie übernommen haben.“ Darauf hin hatte ich Ruhe, aber auch einen stillen Widersacher, der mir jedoch nichts anhaben konnte, da ich in gewissenhafter Weise meinen Dienst machte.

Jetzt aber, da ich eine Bitte an ihn zu richten hatte, nämlich mir für den morgigen Tag, an welchem ich ohnedies außer dem Rapport nur den Spaziergang der Zöglinge für zwei Stunden zu überwachen hatte, den mir ein Kamerad gerne übernommen hätte, Urlaub zu geben, um meinen totkranken Vater nach München zurückzubringen, jetzt konnte er mich seine Macht fühlen lassen und er antwortete auf meine Bitte kurzweg: „Das wird nicht genehmigt!“ Ich machte ihm Vorstellungen, er reagierte nicht und als ich dringender wurde, als ich vom Stand=

punkte des Sohnes aus sprach, gestattete er sich einige hämische Bemerkungen und schloß die Audienz mit den Worten: „Wir sind fertig!"

Ich erwiderte in zorniger Aufwallung: „Dienstlich, ja, Herr Major," und machte kehrt.

Nun hoffte ich, daß es meinem Bruder möglich wäre, den Vater zu holen. Er kam nachmittags von einer Fahrt zurück, war aber schon wieder für den andern Tag zu einer neuen kommandiert. Seine Bitte, davon befreit zu werden, wurde vom Generaldirektor Graf Reigersberg blankweg abgeschlagen und als auch er Vorstellungen machen wollte, von dem allgefürchteten Herrn aus dem Zimmer gewiesen. Zum Ueberflusse der Aufregungen dieses Tages kam es auch bei meiner Schwester infolge des Schreckens zu einer vorzeitigen Entbindung und war ihr Zustand lebensgefährlich, so daß auch ihr Mann nicht vom Platze konnte. Da wagte ich einen Gang zu meines Bruders Vorstand.

Vor diesem erzitterte sein ganzes Personal, er war eine gefürchtete Persönlichkeit. Ich dachte aber, ich könnte mit ihm leichter sprechen, als mit meinem Major. Ich ließ mich bei ihm melden. Auf seine Frage, was ich wünsche, erwiderte ich:

„Ich appelliere an Ihre bekannte hochedle Gesinnung, Herr Graf." Ich nannte meinen Namen und erzählte ihm die Ursache meines Besuches.

Der Graf hörte mir wider Erwarten freundlich zu, dann sagte er: „Sie haben mir durch die Karnevalsvorstellung im Kadettenkorps so viel Vergnügen gemacht, daß ich Ihnen nicht gerne etwas abschlagen möchte."

„Herr Graf waren dort?“ fragte ich, unwillkürlich lachend.

„Warum lachen Sie?“ fragte er.

„Weil es sich sonderbar trifft: mein dermaliger interimistischer Kommandant kann mir diese Theatervorstellung nicht vergeben und hat mir, seit jener Zeit abhold, den eintägigen Urlaub verweigert und Herr Graf werden in Erinnerung daran gnädig gestimmt und —“

„Ich weiß noch nicht sicher, ob es möglich sein wird,“ unterbrach er mich. „Es sind zwei Assistenten krank und“

„Herr Graf,“ bat ich, „nehmen wir an, es wären drei krank, die königlich bayerische Generalpost geht deshalb nicht zu Grunde. Müßte nicht Graf Reigersberg ihr Oberstkommandierender sein!“

„Nun freilich, wenn Ihr Bruder krank wäre, könnte er auch nicht fahren,“ meinte der Graf freundlich. „Er soll sich für morgen durch Krankheit entschuldigen und in Gottesnamen den Vater zurückbringen. Ich wünsche, daß es mit ihm besser steht, als Sie vermuten.“

Ich dankte ihm gerührt. Ich habe niemals diesen Gnadenakt vergessen. Späterhin, als der Graf vom Unglück heimgesucht und fern von München lebte, verlassen und verleugnet von seinen früheren Freunden und allen, die ihn mit Servilität überhäuft hatten, bot sich mir einmal Gelegenheit, ihm noch nachträglich die Hand zu drücken und ihm zu danken. Das erfreute ihn sichtlich.

Mein Bruder fuhr also am nächsten Tage mit seiner Braut, Emilie Lammerer, nach Miesbach und sie brachten den nur schwer transportierbaren Vater nach München zurück. Es war in der That die höchste Zeit gewesen. Der herbeigeholte Arzt (Regimentsarzt Dr. Hirschinger,

nachmals Generalarzt) erklärte, daß seine Stunden gezählt seien. Es waren ein paar schlimme Tage: hier einen totkranken Vater, dort eine gefährlich krank darniederliegende Schwester, dazu der Dienst, welcher mich wie meinen Bruder gerade in diesen Tagen mehr wie sonst in Anspruch nahm. Nur in der Nacht zum 1. Juli waren wir gemeinsam bei dem Vater und unterhielten uns mit ihm in gemütlicher Weise, denn sein Humor hatte ihn noch nicht verlassen. Er trank mit Lust das ihm dargereichte Bier, stieß mit uns auf seine und unsere Gesundheit an und verfiel dann in Schlaf. Gegen Mitternacht zeigte sein schweres Atmen, daß die Stunde des Scheidens gekommen. Er erwachte nicht mehr und um halb 1 Uhr hatte sein Herz zu schlagen aufgehört.

Bei seinem Leichenbegängnisse fanden sich neben vielen Freunden, Kriegskameraden und Kollegen auch der soeben aus Urlaub zurückgekehrte General von Schuh, sowie General J. Naus ein. Unter den Blumenspenden befand sich auch ein prachtvolles Brustbouquet, welches Fräulein Auguste Haßlacher gespendet hatte. Auch Prinz Luitpold hatte mir durch seinen Hofmarschall, Oberst Speidl, sein Beileid ausdrücken lassen.

Es war nämlich ein sonderbarer Zufall, daß in dem Augenblicke, da der Sarg von der Wohnung abgeholt wurde und ich ihm bis zur Treppe das Geleite gab, mir ein Hoflakai eine Einladung Seiner Königlichen Hoheit zur morgigen Tafel überbrachte. Diese Ehre ward allen Offizieren der Kompagnie, bei welcher die königlichen Prinzen eingeteilt waren, zu teil. Selbstverständlich schrieb ich sofort an den Hofmarschall, daß ich dieser Auszeichnung nicht Folge leisten könne und erfolgte hierauf das Beileid des Prinzen.

Meine Schwester durfte erst nach acht Tagen von dem Hinscheiden des Vaters in Kenntnis gesetzt werden. Das waren schwere Tage!

Auch der Major that, was er nicht lassen konnte; er beschwerte sich beim General über mein „ungebührliches Benehmen“ bei Gelegenheit der Urlaubsfrage. Ich erhielt vor allen Offizieren einen strengen Verweis; als Milderungsgrund galt aber meine leicht erklärliche Erregung. Als aber bald darauf der 50. Geburtstag der Frau Generalin mit einer Soiree gefeiert wurde, zu der auch ich geladen war, reichte mir der Kommandant wieder herzlich die Hand. Die junge Welt spendete einen prachtvollen Blumenkranz und ich hielt eine poetische Ansprache.

In jene Zeit fiel es auch, daß ich eine echte Verseschmiederei verbrach. Die Zöglinge einer Klasse hatten nämlich die Zusammensetzung des neu eingeführten Podewilsgewehres zu studieren und es fiel ihnen das sichtlich schwer. Ich erinnerte mich nun, wie sehr sich in der Lateinschule die versifizierten Genus-Regeln bewährten und so suchte ich aus Spielerei während der Aufsicht beim Eigenstudium auch die Teile des Podewilsgewehres in leicht einprägbare Verse zu bringen. Diese gab ich so nach und nach, wie sie eben entstanden waren, den Zöglingen, welche sie mit Eifer nachkopierten. Das Resultat war ein großartiges. Kameraden, welche davon erfuhren, ermunterten mich, die Sache drucken zu lassen und an die Regimenter zu verschicken, damit die Kompagnie-Chefs die Verse an ihre Mannschaften verteilen könnten. Das geschah denn auch. Der Absatz war ein ganz enormer, über zehntausend Brochüren (in Oktav-Format, 32 Seiten enthaltend, mit farbigem Umschlag, das Stück zu 3 Kreuzer) wurden ver-

kauft und erzielten nach Abzug der Druckkosten einen Reingewinn von über vierhundert Gulden. Diese Büchlein nahmen auch der Kronprinz, sowie die Prinzen Otto, Ludwig und Leopold entgegen und überreichten mir huldvollst eigenhändig ihre Photographien. Wieder war es eine Spielerei gewesen, die sich so sehr rentierte. Ich habe nachmals für meine 4 Bände Volkserzählungen nicht so viel Honorar eingenommen, wie für diese Kleinigkeit.

Aus dem erzielten Gewinn schaffte ich mir ein schönes Jagdgewehr, Jagdzeug und Jagdanzug an, um dem Jagdvergnügen, das ich seit meiner Jugend nicht mehr genossen, hin und wieder nachgehen zu können, um so mehr, als mich Se. Königl. Hoheit Prinz Luitpold gelegentlich fragte, ob ich Jagdfreund sei und mir der Hofmarschall dann in Aussicht stellte, daß ich zu den Hofjagden Einladung erhalten würde. Es begann so zu sagen für mich eine neue Zeit. Ich war „im Steigen", ich hatte genügend Geld und „Gut macht Mut!" Ich wagte jetzt schon mehr, meine Augen zu der vermöglichen, verwaisten Auguste emporzuheben, trotz der Schwierigkeiten, welche ihre Pflegeeltern meinen Bestrebungen entgegensetzten, denn diese wollten nicht, daß ihre Pflegebefohlene einen Offizier heirate. Ich war jedoch mit ihr bald eins und alles andere war mit der Zeit zu überwinden — nur gehörte Zeit und Geduld dazu.

Eines Abends ging ich soeben von meiner neuen Wohnung in der Löwengrube gegen den Frauenplatz zu, als ich die Passanten, teils lachend, teils sich verwundernd einem des Weges kommenden, mir wohlbekannten Kavalier nachblicken sah. Mir nahe gekommen, hörte ich, wie er ostentativ in einer Weise, die ich lieber verschweige, einen

Königlichen Prinzen, dessen Hofmarschall er war und von dem er entlassen worden, beschimpfte. Niemand hatte ihm bis jetzt das verwehrt. Ich, als Offizier, konnte das nicht dulden und machte dem Skandal ein Ende. Ich mußte freilich den Säbel ziehen, da der andere seinen Stock gegen mich erhob, den ich ihm aus der Hand schlug. Das Theater war gerade aus (es war aber noch ganz hell) und so sammelten sich viele Menschen an. Der Kavalier wollte Reißaus nehmen und wiederholte seine Beschimpfungen, worüber sich die Menge empörte, ich aber und ein Zeuge des Vorfalls, Redakteur Kreitmeier, zwangen den Frechen, uns zur Polizei zu folgen. Endlich, nach langer Zeit, kamen ein paar Gendarmen, denen wir den Herrn übergaben. Dieser Vorfall machte damals großes Aufsehen. In einer bezirksgerichtlichen Verhandlung wurde der Kavalier zu einjähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Ich ward wegen meines doch selbstverständlichen Eingreifens über Gebühr belobt und Se. Kgl. Hoheit Prinz Luitpold nahm Veranlassung, mich wiederholt zur Tafel beizuziehen und mir in huldvollsten Worten für mein „energisches Einschreiten" zu danken.

Meine Wohnung in der Schillerstraße hatte ich aufgegeben, weil auch mein Bruder sich vermählte und ich nicht allein dort wohnen mochte. Ich mietete mich in der Löwengrube Nummer 3 bei dem mir von Weißenburg (bei Wülzburg) her wohlbekannten Privatier Mayer ein, dessen Stieftochter Fräulein Glenk war, welche nachmals als zweite Goßmann sich einen weitbekannten rühmlichen Namen machte. In dieser Wohnung fühlte ich mich sehr behaglich, teils des inneren Komforts, teils der Aussicht wegen, denn täglich mußte Fräulein

Haßlacher diese Straße passieren, um zum Holländischen Institut zu gehen, wo sie das Kochen erlernte. Mit diesem Gange hatten die Pflegeeltern nicht gerechnet; sie glaubten, es handle sich nur um Suppen und andere Kocherei — aber es wurde noch etwas anderes gar gekocht — nämlich ein stilles, aber festes Einverständnis.

Einmal um diese Zeit ereignete sich etwas, was ich mir nie hätte träumen lassen. Ich hatte in der Staatsbibliothek zu thun und ging in meinem gewöhnlichen Tempo am Kriegsministerium vorüber gegen die Feldherrnhalle zu. Da höre ich hinter mir im Tempo meines Schrittes zählen: „dreizehn, vierzehn! dreizehn, vierzehn!“ Ich wende mich um und sehe den Kriegsminister von Lüder, welcher aus dem Thore des Kriegsministeriums herausgetreten war, knapp, als ich es passiert hatte. Sofort machte ich mein Honneur und als er mir freundlich zunickte, ging ich ihm entgegen und fragte, ob Exzellenz mir etwas zu befehlen hätte?

Herr von Lüder gab mir die Hand, machte mir ein Kompliment über meine soldatische Haltung und meinen Schritt und sagte dann, sich in meinen Arm hängend: „Lassen Sie mich mit, die verteufelte Gicht plagt mich heute — gehen wir zur Residenzparade!“

Diese Parade war soeben aufgezogen und die Standmusik auf der Feldherrnhalle hatte begonnen. Die Offiziere standen wie gewöhnlich, gruppenweise herum. Als sie die Exzellenz sich nähern und am Platze Posto nehmen sahen, schritten sie herzu, sie zu begrüßen. Mit nicht geringem Erstaunen sahen sie den so gefürchteten Minister Arm in Arm mit mir und es waren nicht immer freundliche Blicke, die mich trafen. Trotz meiner 30 Jahre war

ich ja immer noch Unterleutnant und zu damaliger Zeit war ein Unterleutnant in den Augen eines Oberleutnants oder gar eines Hauptmanns sehr „unten“. Aber die Neider sollten noch mehr zu staunen bekommen. Ich hatte nämlich einen Dienst im Korps anzutreten und bat deshalb Seine Exzellenz gehorsamst, mich entfernen zu dürfen.

„Ja, wenn Sie Dienst haben, muß ich Sie wohl fortlassen,“ versetzte der Minister. „Richten Sie meine Kadetten ab, daß sie sich eine eben so schöne Haltung angewöhnen, wie Sie, mein lieber Leutnant. Nun adieu!“

Da ich mich, wohl schamrot im Gesicht, entfernte, hörte ich ihn noch zu den Offizieren ein Lob über mich sagen. Der alte Herr hatte heute gerade eine gute Laune. Ich machte mir nichts daraus, aber die Kameraden desto mehr. Selbst General von Schuh erfuhr davon und beglückwünschte mich zu dieser seltenen Auszeichnung.

Die Ferienzeit begann. Dieses Mal wählte ich Salzburg und das Berchtesgadener Landl als Zielpunkt meiner Urlaubsreise. Mein Schwager, Ferdinand Lammerer, war in Salzburg Zollbeamter und er machte mich mit der herrlichen Umgebung dieser prächtigen Stadt bekannt. Nach einigen Tagen ging ich über Schellenberg nach Berchtesgaden, wo ich mich auf acht Tage einquartierte. Mit zufällig angetroffenen Bekannten machte ich zahlreiche Ausflüge. Nach dem Königsee ging ich mit Rudhardt, dem nachmaligen Gesandten in Berlin und Petersburg. Er war damals (Herbst 1862) Rechtspraktikant. Wir wurden sehr vertraut zu einander. Er erzählte mir von Griechenland, wo sein Vater, königlich bayerischer Staatsrat, bekanntlich zur Zeit König Ottos eine bedeutende Rolle spielte; er war dort Minister und Konseilspräsident und

starb 1838 auf der Rückreise in Triest. In Passau, wo er Regierungspräsident gewesen, wurde ihm ein Denkmal errichtet.

Wir fuhren allein in einem Schiffe den See hinauf und zwar bei blauem Himmel und ruhigem Wasser. Den Eindruck, welchen dieser wildromantische See auf mich machte, kann ich mit wenigen Worten nicht wiedergeben. Mein Begleiter und ich waren eben geradezu entzückt. Auf dem Rückwege vom Obersee hielten wir in St. Bartolomä", um uns dort die berühmten Saiblinge schmecken zu lassen und hochbefriedigt landeten wir dann wieder in Königssee. Die folgenden Tage machten wir Ausflüge nach dem Hintersee, in die Ramsau und das Wimbachthal, dann auch auf umliegende, niedere Berge. In Berchtesgaden kam ich bei meinem damaligen Aufenthalt auch mit Professor Steiniger und dessen Familie wieder zusammen, meinem damaligen Reisegenossen zum Passionsspiel. Nicht vergessen will ich auch den Besuch des Salzbergwerkes im Berge Tuval, dem Wohlthäter Berchtesgadens.

Ueber Reichenhall reiste ich zurück. In diesem Orte war mein Studiengenosse Bernatz Baubeamter und ein anderer Freund und Kamerad, Oberleutnant Mann, war zur Zeit auf Urlaub bei seinem Schwiegervater, dem Begründer des Bades Reichenhall. Damals war noch nichts zu bemerken von einem Weltbade. Das einfache Gebäude Achsenmannstein, welches ein preußischer Beamter als Soolbad eingerichtet, war vorhanden und auch diesem stellte man ein zweifelhaftes Prognostikon. Mich interessierte vor allem die romantische Alpengegend an der Saalach, von drei Seiten eingeschlossen von malerischen Bergen. Es ist ein herrliches Stück Erde! Sollte man glauben,

ein wie geringes Verständnis man in früherer und selbst in noch nicht zu langer Zeit für die Herrlichkeit unseres Gebirges hatte! So schrieb Gilberti, der Hofdichter unter Kurfürst Ferdinand Maria (auch Verfasser meherer damals sehr beliebter Opern) an Herzog Karl Emanuel II. von Savoyen, da er am 23. August 1670 im Gefolge des Kurfürsten von Bayern zu Reichenhall angekommen war: „Wir sind, dem Himmel sei Dank! wohlbehalten, aber ganz durchnäßt, in der Küche des Satans angelangt."

Und selbst Fr. M. Vierthaber, kais. königl. Rat, schreibt in seinen „Wanderungen" 1816: „Der enge Kessel am Fuße des Hohenstaufen und Untersberges, worin die alte Hallstadt liegt, gewährt wirklich mehr eine w i l d e als freundliche Ansicht" 2c.

Am allerwenigsten schienen übrigens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Bayern selbst die Schönheiten ihres eigenen Landes zu würdigen. Erst als Engländer und Norddeutsche fanden, daß außer der Schweiz auch unser bayerisches Hochgebirge eines Besuches wert und dessen Schönheiten jede Konkurrenz siegreich aushielten, kam es den eigenen Landsleuten allmählich zum Bewußtsein, was sie besaßen.

Oben am Hohenstaufen, den ich mit meinen Bekannten erstieg, drängte ich meine freudigen Gefühle in nachstehende Strophen zusammen, welche später Meister Podbertsky so schön komponierte, daß sie heute in keinem bayerischen Gesangverein fehlen:

Mein Bayerland.

Steig auf die Bergna frisch,
Juchez recht sackarisch
Ob'n von der Höh!

Aft kriagst a Freudigkeit
Und gspürst a frische Schneid,
Heida Juche!

Dirndln und Almabuam,
Firmapracht, Wettasturm
Find'st aaf da Höh!
Gsangln und Zidanschlagn,
Gamsein und Adla jagn —
Heida Juche!

Drob'n san ma alle reich,
Drob'n san ma alle gleich,
Drob'n auf der Höh!
Und wer si traut zu höchst,
Der is am Himmi z'nächst,
Heida Juche!

Wenn d' Sunna auffisteigt,
Wenn sie si' awineigt,
Glänzt's auf der Höh;
Gulden is Berg und Thal,
Gulden der Wasserfall —
Heida Juche!

Schwing 's Hüatl in da Hand,
Grüaß 's liawe Bayernland
Ob'n von der Höh!
Gar ninderst is 's so schö',
Därfst die ganz' Welt ausgeh' —
Heida Juche!

Nach einem kurzen Aufenthalt in Prien und Ausflügen auf dem Chiemsee und dessen Umgebung kehrte ich nach München zurück.

Das Studienjahr 1862/63 hatte begonnen. Als die Hofjagden anfingen, ward ich jedes Mal dazu geladen und hatte dabei Gelegenheit, mit den ersten Würdenträgern des Staates bekannt zu werden. Seine Königliche Hoheit

Prinz Luitpold zeichnete mich jedes Mal durch wohlwollende Worte aus. Bei diesen Gelegenheiten lernte ich auch den Volksdichter Franz Kobell persönlich kennen, der sich gerne mit mir unterhielt und allerlei Interessantes vom Gebirge erzählte.

Nun aber fand ich auch die Zeit gekommen, die Kenntnisse, welche ich mir bis jetzt gesammelt, der Oeffentlichkeit zu übergeben, nämlich über unsere Gebirgs- und Waldgegenden und ihre Bewohner ganz nach meiner eigensten Idee historisch, landschaftlich und ethnographisch im Rahmen von Volkserzählungen und Kulturbildern zu berichten. So gern ich auch sofort über das bayerische Hochgebirge in dieser Weise geschrieben hätte, so drängte mich doch mein Herz dazu, in erster Linie den bayerischen Wald, meine Heimat, zu bevorzugen. Daß es mir gelingen möge, meine Absicht zu erreichen, dem bayerischen Walde die verdiente Anerkennung zu verschaffen, darauf leerte ich mein Glas als vom Frauenturme die zwölfte Stunde ertönte und das Jahr 1863 begann, welches das ereignisreichste und bedeutendste in meinem Leben werden sollte.

Ende des ersten Bandes.

(Fortsetzung im zweiten Bande.)



